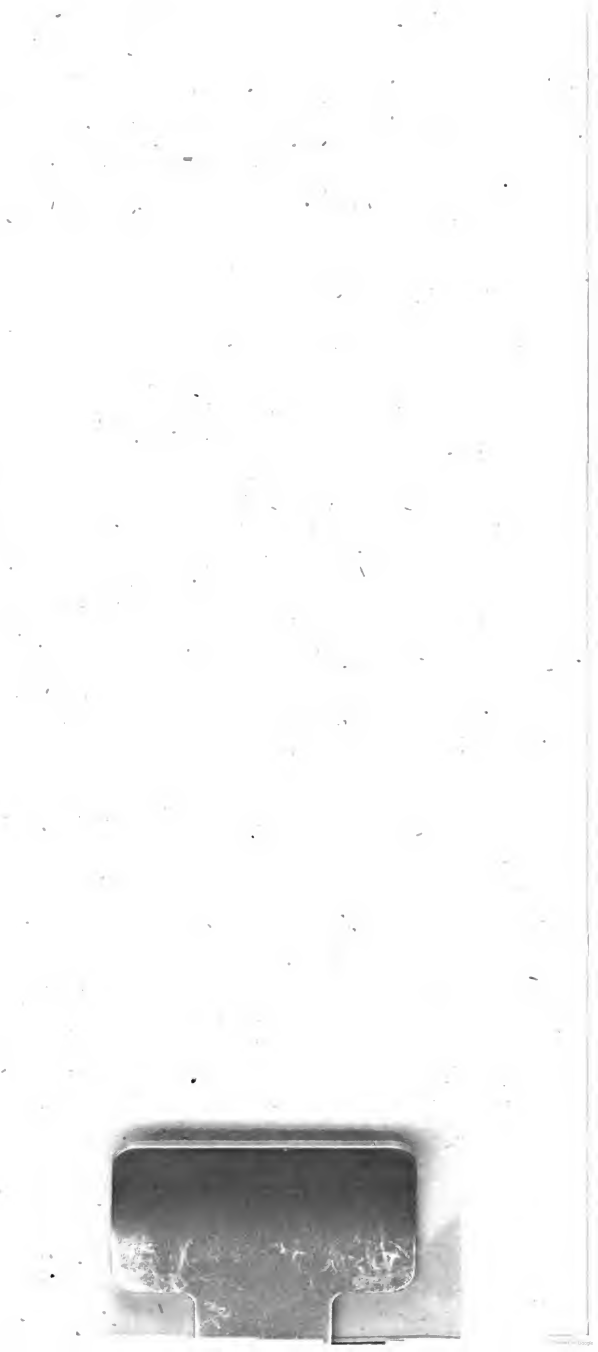




Friedrich Weissers

neue

Sammlung

auserlesener prosaischer

Schriften.

Erster Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1827.

Vorwort.

Zu der gegenwärtigen, der Belehrung und der Unterhaltung, dem Ernst und dem Scherz gewidmeten, mit der strengsten Auswahl veranstalteten Sammlung prosaischer Aufsätze hat sich der Verfasser theils durch den Beyfall, mit welchem frühere Versuche dieser Art von dem Publikum aufgenommen worden sind, theils durch die nur kleine Anzahl ähnlicher Schriften aufgemuntert und aufgefordert gefunden.

Die frühern Untersuchungen des Verfassers über den Büchernachdruck erscheinen hier in einer ganz neuen Gestalt.

Möchten sie doch recht viele parteylose Leser und befugte Richter finden! Oder ist es das Schicksal aller frommen Wünsche, daß sie unerfüllt bleiben? Da es dem Verfasser bey der Sache schlechterdings nur um Wahrheit zu thun ist, so wird er einer bessern Ueberzeugung gern die seinige aufopfern, dem Schreyen und Schimpfen des Unverstands und des Eigennutzes aber um so gewisser Nichts als die verdiente Verachtung entgegen setzen, je entschiedener sich längst die Stimme des Publikums und selbst bedeutender Schriftsteller für sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen hat.

Der Wunsch, dem trefflichen Holberg, dem Moliere der Dänen, auch in unserem Vaterlande mehr Eingang zu verschaffen, als es durch eine bloße Uebersetzung, so gelungen sie auch seyn mag, möglich ist, hat den hier mitgetheilten freyen Bearbeitungen einiger Scenen aus seinen Lust-

spielen ihr Daseyn gegeben. Ein Dichter, der so hoch über dem nicht zur Ehre unsers Kunstsinns und unsers sittlichen Gefühls weiland nur zu beliebten Kotzebue steht, sollte doch von einer Nation nicht ganz auf die Seite gestellt werden, die über ihren Mangel an guten Lustspielen so gerechte Klagen führt.

Einige verbesserte Proben der von dem Verfasser früher schon bearbeiteten, unter dem Titel: Tausend und Eine Nacht, bekannten arabischen Mährchen der gegenwärtigen Sammlung einzuverleiben, hat er um so zweckmäßiger gefunden, jemehr er zweifeln muß, daß der gewöhnliche Mährchenton der Urschrift und der schleppende Styl der vorhandenen deutschen Uebersetzungen Leser von einiger Bildung fest zu halten vermag.

Die nämliche Bemerkung gilt von den Auszügen aus dem treuherzigen, durch seine eigenthümliche Laune sich auszeich=

nenden Simplicissimus, die als getreue Schilderungen der merkwürdigen Zeit des dreyßigjährigen Kriegs auf doppelte Theilnahme Anspruch machen.

Die Betrachtungen eines alten Schauspielers über seinen Stand und seine Kunst werden ohne Zweifel den großen Haufen der Schauspieler und Schauspieldichter zu einem gewaltigen Zorn gegen den Verfasser reitzen. Der vernünftige Theil unter ihnen wird sich aber hoffentlich wenigstens mäßigen, und insbesondere nicht vergessen, daß man mit gewissen Waffen nicht den Feind, sondern nur sich selbst verletzt. Ohnehin erleben wir es vielleicht früher, als wir denken, daß sich Niemand mehr getraut, die Meinungen des alten Schauspielers für ketzerisch zu erklären. Ein Rausch ist bald ausgeschlafen, und das ärgerliche Schwärmen für die Bühne beginnt, trotz der Bemühungen unserer elenden Tagblätter, allmählig der Besonnenheit zu weichen.

Auch die übrigen, in mehreren Aufsätzen gesagten Wahrheiten über literarische Gebrechen und schriftstellerische Thorheiten, so wie über den Geist der Zeit überhaupt, werden dem Verfasser schwerlich viele Freunde erwerben. Aber er wird sich über dieses Unglück leicht trösten, wenn er nur seinen Zweck der Belehrung und der Warnung nicht ganz verfehlt. Wehe dem Schriftsteller, der sich durch Zeitungsterrorismus, er komme von Jena, von Leipzig, oder von — Weissenfels, irre machen läßt! Gibt es doch längst unter uns beynahe gar keine Kritik mehr, und namentlich glauben ein Paar berüchtigte Schriftsteller, die sich für ihre von dem Publikum erfahrene Verachtung an den Werken Anderer zu rächen versuchen, der Pflicht eines Recensenten genügt zu haben, wenn sie, statt ein Buch zu beurtheilen, ihrer von dem Pöbel erborgten

Sprache gegen den Verfasser freyen Lauf lassen.

Von der Aufnahme dieser Sammlung wird ihre dereinstige Fortsetzung abhängen.

Stuttgart, am 11. März 1826.

Der Verfasser.

Inhalt.

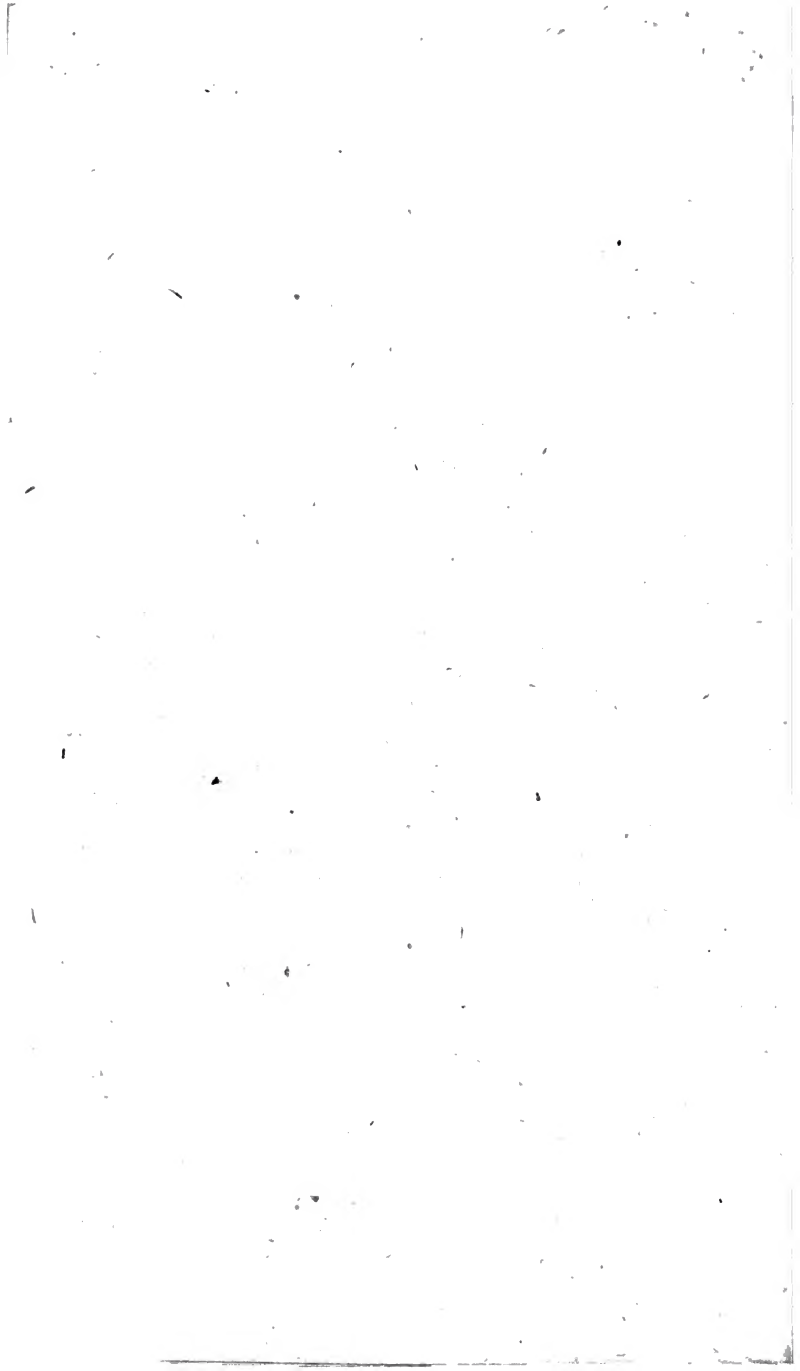
Seite

Komödienwesen.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Auswahl aus den Mährchen der Scheherazade.

Biographische Aufsätze.



I.

Die edle Frau.

Eine Schilderung nach dem Leben.

Flossen je gerechte Thränen an einem Grabe, so war es bey dem Verlust der Unvergeßlichen, deren Andenken diese Blätter gewidmet sind. Der Welt war sie unbekannt, und selbst ihr Name soll es bleiben. Ohnehin sinkt der Ruhm eines Weibes nur zu gern zum Ruf herab, und mehr als für ihr Gesicht bedarf die Bescheidene des Schleyers für ihre Tugenden. Bücher hat die Verstorbene keine geschrieben, und nur wenige gelesen, und an ihrem Grabe weinen mit

den Ihrigen und Allen, die sie kannten, nur Arme, aber keine Musen. Aber wer kannte sie, und versagt ihr das Zeugniß, daß sich Alles in ihr vereinigte, was die Natur dem Weib überhaupt Schönes, Liebevolles, Edles und Erhabenes verlieh. Und was war sie insbesondere als Gattin, als Mutter, als Freundin! Bey ihrem Bilde verweilen, ist für die Ihrigen und für alle ihre Freunde ein wehmüthig-süßes Geschäft, aber es in seiner schönen und seltenen Eigenthümlichkeit darzustellen, eine schwer zu lösende Aufgabe. Eine kaum zu trübende Heiterkeit, die nur das Eigenthum der reinsten Seele und des liebevollsten Herzens seyn kann, war ein Zug, der sie von Tausenden ihres Geschlechts unterschied. Schon ihr Anblick verkündigte jenes Wohlwollen, das sich nicht erheucheln läßt, und als eine Gabe des Himmels alle Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht. Und wie schön

bewährte ihr Leben, was dieses unnennbare Etwas in ihrem äußern Erscheinen verhieß! Wer darf sagen, er sey von ihr gekränkt, oder beleidigt worden? Und wer kam jemals in den Fall, ihre Alles umfassende Herzensgüte auf die Probe zu setzen, ohne sein Vertrauen gerechtfertigt zu sehen? Mit Sanftmuth ertrug sie, was sie bey Andern verletzte, und Groll und Haß konnten Niemand fremder seyn, als ihr. Das Vielen so schwere Gebot zu verzeihen, war ihr eine leichte Pflicht, und könnte ein Wesen, wie sie, Feinde haben, wie hätte sie auch diese geliebt! Nie hat sie einen Armen von sich gewiesen, und ihr milder Sinn verwarf alle Regeln, die jemals der Verstand ausgesonnen hat, um der Barmherzigkeit Schranken zu setzen. Am liebsten verweilte sie von jeher in ihrem häuslichen Kreise, und ein Vergnügen, das sie diesem auch nur auf Stunden entrückte, war keines für sie. Vom

Morgen bis zum Abend war sie die waltende ordnende, rastlos thätige Hausfrau, die sorgende Gattin, die pflegende und rathende Mutter, und schwer mußte eine Krankheit seyn, um sie in der Uebung dieser Pflichten zu unterbrechen. Den Dienstboten machte sie durch Güte und Nachsicht ihre Geschäfte zur Freude, und wie eine Mutter wurde sie von ihnen beweint. Gatte und Kinder, Freunde und Hausgenossen vertrauten ihr Freude und Leid, und da man durch jedes Gespräch mit ihr sich erheitert fühlte, und zugleich wußte, daß ihr nichts gleichgültig seyn konnte, was die Geliebten berührte: so war Wichtiges und Unwichtiges ihr vorzutragen, ein Bedürfniß für Alle, die in ihrer Nähe lebten. Niemand verstand besser, als sie, Freuden durch innige Theilnahme zu erhöhen, und den Schmerz durch milden Trost zu lindern. Im Beglücken der Ihrigen fand sie ihr eigenes Glück, und weniger

ihr selbst als Andern gehörte ihr Leben. Selbst den Geschöpfen, die wir die Vernunftlosen nennen, war sie eine Wohlthäterin. Vernachläßigte Hausthiere, zu welchen sich im Winter noch darbende Sperlinge gesellten, empfingen täglich ihr Brod aus ihren Händen. Ihr eigener Lieblingsvogel zeigte eine sichtbare Freude, so oft sie sich ihm näherte; und folgte ihr sogar nach wenigen Tagen im Tode. Allen ihren Tugenden setzte sie durch Sanftmuth und Bescheidenheit die Krone auf, und konnte es anders seyn, da alle als Bestandtheile ihrer edlen Natur gleichsam bewußtlos von ihr geübt wurden? Ihr Werth blieb Niemand verborgen, als ihr, und ein Anerkennen desselben hätte sie mehr verlegen machen, als erfreuen können. Die nur zu wenig erkannte Wahrheit, daß der weibliche Geist keiner künstlichen Bildung bedarf, wurde durch ihr Beyspiel auf eine Art bestätigt, die schon allein ihr Geschlecht

gegen das unnatürliche und widrige Streben nach einem prunkenden Wissen bewahren sollte. Beynahe das einzige Buch, auf welches sich ihr Lesen beschränkte, war die ihr über allen Ausdruck theure Bibel, und doch entging keinem unverdorbenen Sinn die Richtigkeit ihres Urtheils und das Angemessene ihrer Rede. Die Klarheit ihres Verstandes lehrte sie selbst in schwierigen Fällen das Rechte erkennen, und die Gabe, Gutes und Böses nach seinem wahren Werth zu schätzen, hätte sie über jedes, auch das mißlichste Geschick erhoben. Ihr äußeres Betragen zeigte die durch Anmuth gemilderte Frauenwürde in ihrem schönsten Glanz, und in keinem Kreise durfte sie sich vor der Vergleichung mit den Gebildesten ihres Geschlechts scheuen. Gefällig, erheiternd, wohlthätigwirkend im Umgange, war sie weit entfernt, gefallen zu wollen. Gern zog sie sich in Gegenwart Vieler zurück. Aber wie freudig

überrascht war Jeder, dem ein Zufall die im Verborgenen blühende Blume entdeckte. Mehrere ausgezeichnete Männer waren ihre Freunde, und achteten sie nicht minder wegen der Vorzüge ihres Geistes, als wegen ihrer geselligen und häuslichen Tugenden. Wehe auch dem Manne, der den Werth eines solchen Wesens nicht zu schätzen verstünde.

Nicht ohne die innigste Wehmuth wird man es lesen, daß unter allen Tugenden der Verklärten die Geduld im Leiden diejenige war, die von ihr nach einem Rathschlusse, den wir stillschweigend anbeten, am meisten geübt werden sollte. Schon im jugendlichen Alter war ihr zarter Körperbau manchen oft bedenklichen Krankheitsanfällen ausgesetzt. Aber vier Jahre vor ihrem Tode traf sie das harte Schicksal, an beyden Füßen gelähmt zu werden. Die christliche Fassung, der heitere Muth, mit welchen sie dieses schwere Leiden ertrug, sind vielleicht ohne Beyspiel.

Aber, wen ergreift nicht die wehmüthigste Bewunderung, wenn er vernimmt, daß die Leidende, die ihre Tage theils auf dem Krankenlager, theils auf einen Sitz gefesselt verlebte, trotz ihrer beynahe ununterbrochenen Schmerzen, die Ihrigen keinen Augenblick die thätige Hausmutter vermissen ließ? Noch immer nährten diese die Hoffnung, ihre heißen Gebete für die Genesung der besten Gattin, der zärtlichsten Mutter, der treuesten Freundin erfüllt zu sehen. Allein unvermuthet gesellte sich zu ihren übrigen Leiden ein gallichtes Fieber, das gleich beim Eintritt zu den größten Besorgnissen berechtigte. Trotz aller angewandten Mittel nahmen die Kräfte der theuern Leidenden sichtbar ab, und schon am siebenten Tage der Krankheit endigte ein sanfter Schlummer ihr edles, segenvolles Leben. Mit ihrem Gatten weinen zwey Töchter und ein Sohn an ihrer Ruhestätte, und nur zu gerecht ist ihre Frage: Wo ist ein

Ersatz für unsern Verlust, und ein Balsam für unsern Schmerz?

Ein einfacher Stein bezeichnet den Hügel, der ihre sterblichen Reste bedeckt, und sagt mit Wahrheit von ihr: „Die Unvergeßliche ging ein zum Himmel, zu welchem sie die Erde den Ihrigen machte."

Folgende Worte der Wehmuth mögen die gegenwärtige Schilderung, die kaum den Namen eines Schattenbilds verdient, und unendlich hinter dem Werth ihres Gegenstands zurückbleibt, beschließen.

Wenn wird der Menschheit ernstes Loos
 Uns mit der Schlummernden vereinen?
Seit sie die Augen lächelnd schloß,
 Vermögen unsre nur zu weinen.

Ihr Wandel ist im schönern Licht.
 Doch unser Herz, es blutet immer,
Sie starb, doch unsre Liebe nicht,
 Und unser Schmerz, auch er stirbt nimmer.

Nicht hier, fern ist der Wehmuth Ziel!
Kein Trost in der Verwesung Scenen!
Am Grab, wer tadelt das Gefühl?
Am Grabe ziemen sich nur Thränen.

Doch bald zerrinnt ein Tropfen Zeit!
Die Stunde naht, die wir erflehen!
Sie naht, sie naht! O Seligkeit,
Dich nennt die Liebe Wiedersehen!

II.

Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von Canitz, der Dichter.

Wer sollte im neunzehnten Jahrhundert es glauben, daß ein Dichter Sonette, und noch obendrein geistliche Sonette schreiben, und doch vergessen werden kann? Wissen aber nicht selbst manche der heutigen Sonettenschreiber so wenig von einem Dichter, der Canitz hieß, als wahrscheinlich in Kurzem die ganze Welt von ihnen wissen wird? Doch der wackere Canitz ist nur von Leuten vergessen, die keinen andern Poeten kennen, als sich selbst. Der Freund der Literatur

ehrt noch jetzt wenigstens seinen Namen, wenn gleich die Welt, von welcher seine Gedichte gelesen wurden, seit einem halben Jahrhundert ausgestorben ist.

Das Leben unsers Dichters schrieb der bekannte sächsische Hofpoet, Johann Ulrich König, und aus dieser Schrift und dem Ehrengedächtniß, welches dem Verstorbenen von dem als Dichter nicht unrühmlich bekannten Ceremonienmeister von Besser, in Dresden, gestiftet wurde, sind die folgenden Nachrichten gezogen.

Canitz wurde den 27. November 1654 zu Berlin, und zwar als ein vaterloser Waise geboren. Sein Biograph ermangelt nicht, für den Adel seines Geschlechts, sowohl von der Schwertseite, als von der Spinnseite, die nöthigen Beweise beyzubringen, die aber, wenn gleich einige bekannte hochgeborne Poeten unserer Tage aus ihrem Stammbaum nicht nur ihre Abkunft, sondern auch ihre

geistigen Vorzüge vor andern Sterblichen, und überhaupt ihren Werth als Menschen darthun wollen, billig hier übergangen werden.

Da seine Mutter bald nach seiner Geburt dem Beyspiele der meisten jungen Wittwen folgte, und eine neue Verbindung einging, so nahm ihn seine Großmutter von mütterlicher Seite, die über die zweyte Heirath ihrer Tochter sehr unwillig war, zu sich und die würdige Frau ließ sich die Erziehung ihres Enkels, der, wie sein Biograph sagt, schon als Kind in ganz Berlin andern Kindern zum Muster vorgestellt wurde, mit eben so viel Ernst als Liebe angelegen seyn. Unter vielen Lehrmeistern wählte sie für ihn, nicht ohne Rath der Vormünder, die besten, und der Zögling sollte nach ihrem Willen sowohl in den christlichen Pflichten, als in den adelichen Tugenden, und überdieß in allen dem Hof- und Staatsmann nöthigen Wissenschaften, Sprachen und Leibesübungen

unterrichtet werden. Hurtig war, wie König sagt, sein Geist, trefflich sein Gedächtniß, und unermüdet sein Fleiß. Und was kann ein Jüngling mit diesen Eigenschaften nicht ausrichten? Schon im siebzehnten Jahre fühlte er sich fähig, eine der Unterrichtsanstalten zu beziehen, auf welchen, wenn man ihrem Namen glauben darf, die Musen selbst ihren Sitz haben. Seine Wißbegierde siegte über die Liebe seiner Großmutter und seiner Mutter, die ihn in diesem zarten Alter noch nicht der Fremde anvertrauen wollten, und er bezog im Jahr 1671 die hohe Schule zu Leyden. Aber schon nach dem Ablauf eines Jahrs mußte er, weil die Großmutter fand, daß Leyden von Berlin gar zu weit entfernt war, zurückkehren, und erst im Jahr 1673 ließ sie ihn wieder von sich, um sein Studieren in Leipzig zu vollenden.

Sein Fleiß auf den hohen Schulen war

nicht geringer, als auf den niedrigen, und kaum hätte, wie sein Biograph sagt, die Noth ihn zu einem größern anspornen können. Die erste Frucht dieses Fleißes war eine von ihm öffentlich vertheidigte historisch=politische Untersuchung, deren vollständiger Titel ist: **Dissertatio historico - politica de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos, quam sub praesidio viri excell. Dni. Mag. Jacobi Thomasii, eloquentiae professoris publici celeber. publice defendendam suscipiet ad d. 17. Octobr. Anno 1674. Fried. Rud. Lud. a Kanitz. Eques March. Lipsiae.**

Aber die Themis mußte es sich gefallen lassen, ihren jungen Priester mit den Musen zu theilen. Die Neigung zur Dichtkunst war ihm, wie König sagt, so gut angeboren, als dem Petrarch, dem Marino, dem Caraccio und andern berühmten Dichtern, und er selbst schildert die ersten Aeußerungen dieser Neigung

in seiner Satyre von der Poesie auf folgende Art:

„In meinem Schülerstand, auf den bestäubten Bänken,
Hub sich die Kurzweil an. Sollt' ich auf Sprüche
denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyen Art
Sie zu der Aeltern Trost dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen."

Sein Gefährte auf der rauhen Bahn zum Helikon war Nicolaus Zapfe, der als Hofmeister eines studierenden jungen Edelmanns, des Herrn von Bose, sich zugleich mit ihm in Leipzig befand, und mit welchem er, wie mit dem Zögling desselben, und einem andern Studierenden, Hans Haubold von Einsiedel, sich durch die innigste Freundschaft verbunden hatte. Beyde Freunde theilten ihre Versuche, die theils in eigenen Gedichten, theils in Uebersetzungen bestanden, einander mit, und unser Dichter fand nur diejenigen seiner Ge-

dichte seines eigenen Beyfalls werth, die den Beyfall des Freundes nicht verfehlten.

Im Jahre 1675 verließ er Leipzig, und kehrte mit der Hoffnung nach Berlin zurück, sogleich auf Reisen gehen zu dürfen. Aber gegen seine Wünsche kämpfte abermal die Liebe der Großmutter, und es verzog sich beynahe bis zu Ende des Jahrs, ehe die gute Frau sich entschließen konnte, den einzigen Erben den Gefahren einer langen Reise preis zu geben. Zu seinem Führer wurde nach langer und sorgfältiger Wahl der churfürstliche Secretär Weiß, der sich vor Andern durch den Umstand empfahl, daß er erst kürzlich von einer Reise aus Frankreich über Holland zurück gekommen war, ernannt, und mit einer eigenen, von Mutter und Großmutter unterschriebenen, wie König sagt, wohl eingerichteten Reiseordnung versehen.

Das erste Ziel seiner Reise war Italien. Vergebens hoffte er in Leipzig auf der Durch-

reise seinen Freund Zapfe zu finden. Er eilte mit der nämlichen Hoffnung nach Jena, und sah sich abermal getäuscht. Sein Freund, in dessen Wohnung er sich sogleich nach seiner Ankunft, um ihn zu überraschen, begab, war wenige Tage zuvor verreist, und Canitz schrieb ihm an seinem Schreibtische einen verbindlichen Abschiedsbrief, der zugleich die Bitte um seinen Briefwechsel enthielt.

Nach einer wegen der beynahe unerträglichen Hitze sehr beschwerlichen Reise über Augsburg und Insbruck kam er mit seinem Gefährten schon im November in Venedig an, und da wenige Tage nach seiner Ankunft die deutsche Landsmannschaft dem neugewählten Doge, Niclas Sagredo, ihren Glückwunsch abstattete, so schlossen sich die Ankömmlinge, auf erhaltene Einladung, an sie an, und sahen bey dieser Gelegenheit den hohen Rath von Venedig in seiner ordentlichen Versammlung.

Von Rom, wohin unser Dichter sich zu Ende des Monats begab, reisste er sogleich auf kurze Zeit nach Neapel, und kehrte, nachdem er alle dortigen Merkwürdigkeiten betrachtet, und sich in den Buchläden mit einem nicht unbeträchtlichen Vorrath seltener italienischer Bücher versehen hatte, nach Rom zurück. In dieser Stadt war ihm der Umgang mit einem gelehrten Deutschen, D. Loretti, von großem Nutzen, weil dieser ihm nicht nur in der italienischen Sprache, sondern auch in den römischen Alterthümern, in der Erdbeschreibung überhaupt, und in der Beschreibung der italienischen Staaten insbesondere Unterricht ertheilte. Und da sein Gefährte durch das Empfehlungsschreiben eines italienischen Gelehrten Zutritt bey dem berühmten Jesuiten Kircher erlangte, so wurde auch er mit diesem merkwürdigen Landsmanne bekannt, und wußte sich gleich bey der ersten Unterredung so beliebt bey ihm

zu machen, daß er ihm nicht nur die Erlaubniß, ihn zu jeder Zeit zu besuchen, ertheilte, sondern ihn auch mit allen seinen Merkwürdigkeiten, und mit seinen neuesten Erfindungen, besonders in Wasserkünsten, bekannt machte, und ihn in der Folge sogar selbst in verschiedenen Wissenschaften und in der Tonsetzkunst unterrichtete.

Nachdem in Rom nichts Merkwürdiges mehr für ihn zu sehen war, begab sich Herr von Canitz nach Florenz. Die Empfehlungsschreiben Kirchers, die er in diese Stadt mitbrachte, wurden von ihm um so sorgfältiger benutzt, da es ihm bey seinen Reisen, wie sein Biograph sagt, vorzüglich um die Bekanntschaft bedeutender und gelehrter Männer zu thun war. Menschen, glaubte er, müsse man besuchen, und nicht Berge und Flüße besichtigen, wenn man klug werden wolle, und nicht durchziehen und beschauen, sondern lernen und erfahren, hieß bey ihm recht

reisen. Auch bey dem Großherzog erhielt er durch eine hohe schriftliche Verwendung Zutritt, und wurde von ihm um so gnädiger empfangen, da er sich noch der ihm von der Mutter des Dichters und seinem Stiefvater, dem Freyherrn von der Goltz, bey seinem Aufenthalt in Berlin erzeigten Gefälligkeiten erinnerte. Gleich am Morgen nach der Aufwartung schickte ihm der Großherzog ein Geschenk von fetten Kapaunen und anderm Federvieh, von großen Würsten, Marzellinkäsen, Zuckerwerk und andern Leckerbissen, besonders aber von den herrlichsten Verdea, Clairetto, Trebisono und ähnlichen Weinen; und ob ihn gleich dieses Geschenk, wie er in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe sagt, ein ziemliches Trinkgeld an die überbringenden Bedienten kostete, so hätte er doch gern doppelt soviel gegeben, wenn er die köstlichen Gaben in der angenehmen Gesellschaft eben dieses Freunds hätte genießen können.

Zugleich mit dem Prinzen von Curland, der sich ebenfalls in Florenz eingefunden hatte, nahm unser Dichter alle florentinischen Kostbarkeiten in Augenschein, und besuchte besonders die großherzogliche Bibliothek, deren damaliger Aufseher der berühmte Magliabechi war.

Von Florenz kehrte Herr von Canitz über Bologna und Ferara nach Venedig zurück, und war am Himmelfahrtstage in Gesellschaft des Herzogs von Gotha, dessen besondere Achtung er genoß, Zeuge der gewöhnlichen Vermählungsfeyerlichkeit des Doge mit dem Meere.

In Padua, wohin er sich von Venedig begab, besuchte er den gelehrten Carl Patin, mit welchem er schon in Venedig zusammengetroffen war. Die Bekanntschaft dieses Mannes, der einige Jahre zuvor aus Frankreich hatte entweichen müssen, war ihm von großem Nutzen, indem er ihn mit den berühmtesten Gelehrten in Padua, namentlich mit Ottavio

Ferari, mit dem Mönch Francesco Maiado, mit dem berufenen Sternkundigen Carl Rinaldini, mit dem Arzt Anton Molinetto, mit dem als Philosophen bekannten Grafen Jacob Zabarella, und mit dem Zergliederer Dominico Marchetti, bekannt machte. Bey seiner Abreise versah er ihn mit Briefen an den bekannten Mascardi in Verona, an den Domherrn Settali, und den Bibliothekar Bußka, zu Mayland.

Mascardi in Verona empfing unsern Dichter auf's freundschaftlichste, und zeigte ihm alle seine Seltenheiten. Der Bibliothekar Bußka in Mayland bewies sich nicht minder gefällig gegen ihn, indem er ihn nicht nur in dem berühmten ambrosianischen Büchersaale herumführte, sondern ihm auch die dort in Menge aufbewahrten seltenen Handschriften nach Gefallen vorzeigte. Von hier begab er sich nach Genua, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst nach Turin. An

dem dortigen Hofe fand er die allzueinge=schränkte Lebensweise der Italiener durch französische Sitten ein wenig gemildert, und besuchte ihn daher während seines nur einige Tage dauernden Aufenthalts um so fleißiger.

Von Cambery, wohin die Reisenden über den Mont=Cenis gelangt waren, ging der Hofmeister nach Lyon voraus, um wegen des Kriegs einen Geleitsbrief von dem Erzbischof zu erhalten, Herr von Canitz aber begab sich einstweilen in der Hoffnung nach Genf, seine Freunde, die Herrn von Einsiedel und Bose, daselbst zu finden. Da diese Hoffnung uner=füllt blieb, so folgte er, nachdem er Genf genug hatte kennen lernen, mit einem nicht unbedeutenden Vorrath eingekaufter italieni=scher zum Theil verbotener Bücher seinem Führer nach Lyon.

Unter den Gelehrten dieser Stadt, in welcher er die Gelegenheit, sein Sprach=studium und seine Leibesübungen fortzusetzen,

nicht unbenutzt ließ, war es vorzüglich der bekannte Span, der sich gegen ihn um so gefälliger erzeigte, weil er sich geraume Zeit in Ulm, in welcher Reichsstadt sein Vater geboren war, aufgehalten hatte, und eben daher Deutschland als sein halbes Vaterland betrachtete.

Nach einem beynahe dreymonatlichen Aufenthalt in Lyon begab sich Herr von Canitz mit seinem Gefährten durch die Provence und Languedoc über Vienne und Avignon durch's Gebirge nach Hyers, und von diesem Ort über Toulon, Marseille, Arles, Nismes und Montpellier nach Toulouse, wo sie den durch verschiedene lateinische und französische Werke berühmten Alteserra besuchten. Nach Bourdeaux reisten sie zu Schiffe, und kamen endlich mit der gewöhnlichen Landkutsche über Blois und Orleans zu Ende Oktober glücklich in Paris an.

In dieser berüchtigten kleinen Welt wurde

Herr von Caniß bald nach seiner Ankunft durch den vormaligen französischen Gesandten in Berlin, Milet, dem Dauphin vorgestellt, und dieser Prinz hatte die Gnade, den jungen Deutschen einer ziemlich langen Unterredung zu würdigen. Die Zeit seines Aufenthalts, während welcher er noch öfters den Hof besuchte, widmete er vorzüglich der französischen, spanischen und englischen Sprache, und trieb das Studium mit einem Eifer, der ihn, wie er sich in einem Brief an seinen Freund Zapfe ausdrückte, ein lebendiges Wörterbuch in vier bis fünf Sprachen zu werden hoffen ließ. Zugleich verabsäumte er auch andere Wissenschaften so wenig, als die adelichen Uebungen. Er nahm Unterricht in der Baukunst, und machte auf der Reitschule, wie sein Biograph sagt, so große Fortschritte, daß er in kurzer Zeit, ohne die Dazwischenkunft einer sehr hartnäckigen Krankheit, ein vollkommener Meister dieser

Kunst geworden wäre. Eben diese Krankheit, und weil überhaupt die Pariser Luft seiner Natur nicht zuzusagen schien, bewog ihn zu dem Entschluß, seinen Aufenthalt in dieser Stadt, der nach seinem Reiseplan anderthalb Jahre hätte dauern sollen, auf acht Monate zu beschränken, und er eilte um so mehr, England zu besuchen, da eine von Hause erhaltene Nachricht von einer dritten Heirath seiner Mutter, die sich von ihrem zweyten Gemahl aus Eifersucht hatte scheiden lassen, ihm ohnehin seine Rückkehr zu beschleunigen rieth.

Auf der Reise nach London war Herr von Canitz der Einzige, der nichts von der Seekrankheit litt. Nach seiner Ankunft daselbst wartete er zuerst dem churbrandenburgischen Gesandten, Freyherrn von Schwerin, auf, der ihn, als ob er bereits eine Ahnung davon gehabt hätte, daß der junge Reisende dereinst sein Schwiegersohn werden würde, mit außerordentlichem Wohlwollen behandelte.

Durch den dänischen Gesandten von Gör, einen Mann, der beynahe alle europäischen Sprachen redete, und sowohl seines Verstandes, als seiner Erfahrung wegen allgemein geachtet war, wurde er in die vornehmsten Häuser, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande eingeführt. Zutritt bey Hofe, und Gelegenheit, den König bey der bekannten Krankenberührung zu sehen, verschaffte ihm der Freyherr von Schwerin. Endlich wohnte er auch einem großen Gastmahle bey, das der Lordmajor den mit ihrer Amtstracht geschmückten Aldermännern gab, und wurde, sammt den übrigen anwesenden Deutschen, von dem Herrn des Hauses mit vieler Auszeichnung behandelt.

Von London ging die Reise durch die Niederlande nach Leyden, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt nach dem Haag, das er nach vierzehn Tagen verließ, um sich nach Nimwegen zu begeben, in wel-

cher Stadt gerade damals der berühmte Friede, der ihren Namen führt, unterhandelt wurde.

Von Nimwegen kehrte endlich Herr von Canitz über Cleve und durch die übrigen churbrandenburgischen Länder nach Berlin zurück, und die Freude des Wiedersehens war bey den Seinigen um so größer, da er, nach dem Ausdrucke seines Biographen, als ein zum gemeinen Besten schon vollkommen ausgearbeiteter junger Mensch von seinen Reisen zurückgekommen war. Zum Beweise, daß er auch vor den Augen des großen Friedrich Wilhelm Gnade gefunden hatte, ernannte ihn dieser beynahe im Augenblick seiner Zurückkunft zum Kammerjunker.

Seine Großmutter hatte inzwischen, bey einem Alter von mehr als siebzig Jahren, sich besonders durch die ihr höchst mißfällige dritte Vermählung seiner Mutter bewogen gefunden, ihren letzten Willen gerichtlich nie-

derzulegen. Durch diese Urkunde wurde dem geliebten Enkel ihr einträglichstes Gut Blumberg, nebst ihrem Wohnhaus in Berlin, die beyde zusammen einen Werth von mehr als siebzigtausend Thalern hatten, nebst vielen Kostbarkeiten zugesichert. Den übrigen Theil des Vermögens sollte zwar seine Mutter, jedoch nur unter der Bedingung erben, daß nach ihrem Absterben der ganze Nachlaß dem Sohne zu Theil würde.

Gleich nach seiner Anstellung mußte Herr von Canitz dem Churfürsten in den Feldzug nach Pommern folgen, und während er sich bey der Belagerung von Stettin befand, erhielt er einen Besuch von seinem Freund Zapfe, der vorzüglich seinetwegen, theils aber auch um die Belagerung mit anzusehen, und theils um wegen einer ihm angebotenen Hofmeisterstelle zu unterhandeln, sich zu der Reise entschlossen hatte.

Indessen wurden beyde Freunde von der

herrschenden Lagerkrankheit befallen, und sahen sich genöthigt, nach Berlin zurückzukehren. Während ihres Aufenthalts daselbst begegnete dem Herrn Zapfe ein Zufall, den der Erzähler mit Recht seltsam nennt. Ihm träumte nämlich, er habe sich mit einem aus Paris mitgebrachten, schön gearbeiteten Federmesser am Fuß verwundet. Das Schrecken über den Traum weckte ihn aus dem Schlafe, und als er kurz nachher aufstand, verwundete wirklich das Messer, das bey Nacht vom Tische in einen seiner Pantoffeln gefallen war, ihm die linke große Zehe so bedeutend, daß die Heilung sich mehrere Wochen verzog. Herr von Canitz erbat sich das unheilbringende Werkzeug zum Andenken, und sein Freund übersandte es ihm mit einem Gedicht in Knittelversen, von welchem der Biograph nur noch den Anfang, der also lautet, mittheilen konnte:

„Hier schick' ich Dir das Federmesser,
Gebrauche Dich desselben besser,
Als meine linke Zeh gethan,
Die nach dem Traum sich spießte dran.
Doch frag' die Amme vor darum,
Wie man mit Messern gehet um."

Eben dieser Freund wußte sich bey der Großmutter des Herrn von Canitz so beliebt zu machen, daß sie endlich auf sein Vorwort ihrem Enkel die ihm bisher versagte Erlaubniß ertheilte, seine Mutter auf ihrem nahe gelegenen Gute Dietersdorf zu besuchen.

Bey dem Besuch, bey welchem ihn Herr Zapfe begleitete, fand Herr von Canitz soviel Gefallen an seinem Stiefvater, daß er sich, trotz des großmütterlichen Verbots, bereden ließ, bey ihm zu übernachten. Allein eine heftige Uebelkeit, die ihn nach dem Rauchen einer Pfeife Taback anwandelte, machte, besonders da er sich des großmütterlichen Mißtrauens gegen den Stiefvater erinnerte,

auch ihm den übrigens, wie die Folge lehrte, ganz schuldlosen Mann so verdächtig, daß er sich auf inständiges Zureden seines Freundes entschloß, das Haus plötzlich zu verlassen, und noch in der Nacht nach Berlin zurückzukehren. Er entschuldigte jedoch sein Verschwinden in einem Brief an seine Mutter mit dem Befehl der Großmutter, der er sein Zurückkommen an demselben Tage ausdrücklich hatte versprechen müssen, und blieb auch mit dem Stiefvater, dem er in der Folge viele Wohlthaten zu erzeigen Gelegenheit hatte, in gutem Vernehmen.

Die Wohnung in dem großmütterlichen Hause kostete ihm seine Freyheit, die er an eine schöne Nachbarinn, ein Fräulein von Arnimb, verlor. Die äußern Vorzüge dieser seiner Erkorenen wurden nach dem Zeugniß von ganz Berlin nur von ihren innern übertroffen. Wie die dem Herkules am Scheidewege begegnende Tugend von Xenophon gemalt

wird, sagt unser Biograph, zeigte Fräulein von Arnimb Sittsamkeit in jeder ihrer Geberden, Schamhaftigkeit in ihren blauen Augen, und Majestät im liebreichsten Antlitz. Kaum war aber der Liebende der Erwiederung seiner Neigung gewiß, als ihn schon der Schmerz der Trennung von dem liebsten seiner Freunde, dem Herrn Zapfe, erwartete, der seinen Zögling auf Reisen führen mußte. Beyläufig ist noch zu bemerken, daß er sich bisher in müßigen Stunden mit diesem Freunde im Uebersetzen aus dem Französischen geübt hatte. Er wählte sich zu seiner Uebung die Maximes d'amour eines ungenannten Dichters, und sein Freund, der sich schon früher durch seine Uebersetzung der ersten Satyre des Boileau den besondern Dank ihres berühmten Verfassers erworben hatte, einige Scenen aus der Phädra des Racine.

Bald nach der Abreise seines Freundes

traf auch unsern Dichter das unerwünschte Loos, Berlin zu verlassen, um dem Churfürsten in den Pommerschen Feldzug zu folgen, der sich durch die Wegnahme der Insel Rügen und Stralsunds auszeichnete. Nicht günstiger war ihm von dieser Seite das folgende Jahr, indem er, da der Churfürst mitten im härtesten Winter in Begleitung seiner Gemahlin und des Churprinzen und nachherigen Königs nach Preußen aufbrach, um dieses Land, wie es auch in der Folge geschah, von den durch Curland aus Liefland eingedrungenen Schweden zu befreyen, sich ebenfalls mit dem ganzen Hofstaat dahin begeben mußte.

Nach geendigtem Feldzuge wurde ihm von dem Churfürsten die Amtshauptmannschaft der Aemter Zoßen und Trebbin, die ihm sein gewesener Stiefvater, der General Freyherr von der Goltz, aus besonderer Zuneigung abtrat, übertragen.

Erst im Jahre 1680 verlobte er sich förmlich mit seiner Geliebten, weil beide den Grundsatz hatten, einer Verbindung, wie die Ehe, müsse sorgfältige Prüfung der Gemüther vorangehen. Die Verbindung selbst wurde erst im Februar des folgenden Jahrs vollzogen. Die Vorsicht, mit welcher er bey einem der wichtigsten Schritte des Lebens zu Werke gegangen war, belohnte sich aber dafür auch selbst in einem solchen Grade, daß sein Lebensbeschreiber öffentlich sagen durfte, Herr von Canitz würde, wäre es ihm gestattet gewesen, sich als ein zweyter Pygmalion die Gefährtin seines Lebens selbst zu bilden, keine andere als die nämliche Doris, die ihn das Schicksal hatte finden lassen, durch seine Kunst hervorgebracht haben.

Weil zu jener Zeit sich der Hof nur selten in Berlin befand, so wurde unserem neuvermählten Dichter das schöne Loos zu Theil, das Glück seiner Verbindung die ersten Mo-

nate auf seinem Landgut Blumberg zu genießen. Allein das Vertrauen, das der Churfürst ihm schenkte, ließ ihn nicht lange seiner philosophischen Einsamkeit sich freuen. Er erhielt einen Wink, daß der Churfürst, weil er zu Staatsversendungen brauchbar erachtet werde, ihn öfters bey Hofe zu sehen verlange. Wirklich wurde er auch bereits im folgenden Herbstmonate nach Potsdam berufen, und mit der Bestallung eines churfürstlichen Hof- und Legationsraths ihm zugleich der ausdrückliche Befehl ertheilt, mehr als bisher um die höchste Person seines Herrn zu seyn, weil die damaligen Umstände es nöthig machten, daß immer Jemand bey der Hand sey, der zu Versendungen gebraucht werden könnte.

Dieser ehrenvolle Beweis des Vertrauens, dessen er von seinem Herrn gewürdigt wurde, konnte ihm, so sehr ihn auch der Gedanke an eine Trennung von seiner Neuvermählten

schmerzte, doch nicht anders als schmeichel-
haft seyn. Zu gleicher Zeit erfreute ihn auch
die Nachricht von der Beförderung seiner
beyden Freunde Weiß und Zapfe, von wel-
chen jener zum churbrandenburgischen Kam-
merrath, und dieser zum hochfürstlich-sächsi-
schen Kirchenrath in Zeitz ernannt wurde.
Als Herr Zapfe ihm von seiner Verheirathung
Nachricht gab, antwortete er ihm unterm
12. Febr. 1682, er wünsche, daß seine Ge-
liebte, wenn nicht ein fruchtbarer Weinstock,
doch ein immer grünender Tannenbaum sey,
der es an Zapfen niemals fehlen möge.

Im Jahr 1682 nahm er einige ihm von
seiner Großmutter abgetretene Güter in der
Niederlausitz in Besitz, und in der Ostermesse
reiste er in seinen eigenen Angelegenheiten
nach Leipzig und Halle, bey welcher Gele-
genheit zugleich sein Freund Zapfe von ihm
besucht wurde.

Schon im ersten Jahr seiner Verheira-

thung machte ihn seine Gemahlin zum glücklichen Vater. Bald nachher mußte er sich zu einer Gesandtschaft an die sämmtlichen churfürstlichen Höfe am Rhein anschicken. Er sollte nämlich sich nach Cöln, Trier, Heidelberg und Mainz, und zuletzt nach Frankfurt am Mayn, gleich den übrigen churfürstlichen und fürstlichen Gesandten begeben, die, ob sie gleich nicht unter den damaligen Reichsabgeordneten begriffen waren, sich doch zur Wahrnehmung des Besten ihrer Höfe dort aufhielten.

In Maynz hatte er die Geschicklichkeit, oder das Glück, dem Churfürsten, trotz den Bemühungen einer Gegenpartie, friedliche Gedanken beyzubringen, und sein Verdienst bey dieser Unterhandlung wurde in Berlin nach seiner Zurückkunft allgemein anerkannt. Es sey, sagte man, was er zu Stande brachte, mehr ein Meisterstück eines alten erfahrenen Staatsmanns, als eine Probe

eines jungen, noch nicht dreyßigjährigen Gesandten zu nennen. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit ertheilte ihm der Churfürst aus eigener Bewegung statt der Aemter Zoßen und Trebbin, die ansehnlichere Amtshauptmannschaft Mühlenhof und Müllenbeck.

In wichtigen Angelegenheiten wurde er im März 1684 nach Cöln, wohin er mit einem Auftrage wegen der Hildesheimischen Streitigkeiten über Hannover gehen mußte, abgeordnet, und schon am Ende des Jahrs kehrte er mit dem Beyfall beyder Höfe über seine glücklich vollzogenen Geschäfte nach Berlin zurück.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Herzog von Zelle und der Stadt Hamburg wegen der bekannten Sache des Bürgermeisters Meurer veranlaßten im Februar 1685 seine Sendung nach Niedersachsen. Er sollte dem Herzog nachdrückliche Vorstellungen wegen seines gewaltsamen Verfahrens gegen Hamburg machen,

diese Stadt selbst aber von allem feindseligen Bezeugen abmahnen, und ihr verträglichere Maßregeln anrathen. Sein Geschäft hatte auch anfänglich erwünschten Fortgang, indem auf die Vorstellung, daß der Churfürst die Hamburger auf keine Weise kränken lassen würde, der Herzog, so sehr er auch fortfuhr, sich auf die hohe kaiserliche Verordnung zu berufen, und zugleich über die damals bey dem Pöbel in großem Ansehen stehenden Hamburgischen Bürger, Schnittger und Jastram, heftige Klagen zu führen, dennoch friedlichere Gesinnungen annahm, und da es dem Herrn von Canitz durch die beyden letztgenannten Männer, deren Vertrauen er sich in einem hohen Grade zu erwerben gewußt hatte, gelang, den größern Theil der ihnen anhängenden Bürgerschaft für seine Zwecke zu gewinnen: so sah man bereits einem erwünschten Vergleich entgegen, als plötzlich der von dem Herzog der Stadt

mit harten Ausdrücken zugeschickte kaiserliche Schutzbrief für den Bürgermeister Meurer die Gemüther wieder in dem Grad erbitterte, daß sich die Unterhandlungen völlig zerschlugen. Die Folge dieser ungünstigen Wendung der Dinge war, daß Herr von Canitz von seinem Hofe Befehl erhielt, zurückzukehren, zuvor aber dem Herzog zu erklären, daß Se. churfürstliche Durchlaucht fest entschlossen wären, die Stadt Hamburg mit Nachdruck zu beschützen.

Da nach der Abreise des Herrn von Canitz wegen der in Hamburg enthaupteten Lüneburgischen Kriegsbedienten, welche die Entführung Schnittgers und Jastrams versucht hatten, die Sachen in noch größere Verwirrung geriethen, indem der kaiserliche Hof auf's Neue heftig gegen Hamburg entrüstet wurde: so sandte der Churfürst, indem er zugleich an den kaiserlichen Hof zu Gunsten der Stadt wegen der nicht ihr, sondern

dem unbändigen, damals den Meister spielenden Pöbel zur Last fallenden Unordungen eine Vorstellung gelangen ließ, den Herrn von Canitz im September abermal nach Zelle und Hamburg, um wo möglich die beyderseitigen Beschwerden in Güte beyzulegen. Allein dieser heilsame Zweck konnte, weil eines theils die Hamburger wegen ihres gewesenen Bürgermeisters Meurer zu heftig gegen Zelle gereizt waren, und andern theils der Herzog sich auf den kaiserlichen Beystand verließ, zugleich aber auch Schnittger und Jastram, gegen die Warnung des Herrn von Canitz, dem dänischen Hofe zu sehr anhingen, nicht erreicht werden, und Herr von Canitz wurde daher mit dem Ausgange des Jahrs abermal zurückberufen.

Im März des folgenden Jahrs erfreute endlich seine Gemahlin den Herrn von Canitz mit einem längst gewünschten männlichen Erben. Aber schon im September mußte der

frohe Vater sich wieder aus seinem glück-
lichen Kreise entfernen. Der Churfürst sandte
ihn theils zum Glückwunsche wegen der Erobe-
rung Ofens, theils wegen der noch immer
fortdauernden Hamburgischen Unruhen, welche
inzwischen für Schnittger und Jastram den
Verlust ihrer Köpfe herbeygeführt hatten,
an den Kaiser nach Wien. Während seines
Aufenthalts daselbst erhielt er den Auftrag
zu einer Reise nach Ungarn, zu dem unter
den Befehlen des Generals Schöning stehen-
den, dem Kaiser überlassenen achttausend
Mann churbrandenburgischen Hülfstruppen,
und dichtete bey dieser Gelegenheit in Ofen
die in der Sammlung seiner Werke stehende
Trauerode auf seinen dort im Sturm geblie-
benen Freund, den Grafen Dietrich von Dohna.

Kaum war er wieder in Wien eingetrof-
fen, als das Absterben des churbrandenbur-
gischen Residenten von Schmettau eine Ver-
längerung seines Aufenthalts veranlaßte.

Durch die Vollziehung der ihm bey dieser Gelegenheit aufgetragenen Unterhandlungen, deren hauptsächlichster Gegenstand das damalige Verhältniß mit Frankreich war, wußte er sich die Gnade des Kaisers und die Achtung des ganzen Wiener Hofs in einem solchen Grade zu erwerben, daß der Kaiser sich bewogen sah, seine Zufriedenheit mit seinem Betragen dem Churfürsten in einem eigenen Handschreiben zu bezeugen.

Zwey spätere Aufträge, den Herrn von Jena zu Regensburg, wegen eines gegen ihn entstandenen Mißvergnügens, und den Herrn von Fuchs bey den Unterhandlungen zu Altona abzulösen, verbat er sich, und blieb auch wirklich mit ihnen verschont.

Der Tod des Churfürsten Friedrich Wilhelm im Jahr 1688 änderte so wenig in seinen bisherigen Verhältnissen, daß ihn vielmehr dessen Nachfolger, Friedrich der III., indem er ihn in allen seinen Aemtern bestätigte,

zugleich zu der Würde eines Geheimen Raths erhob. Zugleich wurde er aber von Neuem nach Wien abgeordnet, um den hohen Trauerfall dem Kaiser persönlich anzuzeigen, und diese Reise mußte er kurze Zeit nachher mit der Botschaft von der Geburt eines Churprinzen wiederholen. Zugleich bekleidete er über fünf Monate lang, bis zu Ausgang des Jahrs, die Stelle eines churbrandenburgischen Gesandten, und brachte auch von dieser Sendung ein für ihn ehrenvolles kaiserliches Handschreiben an den Churfürsten wegen der glücklichen Führung seiner Geschäfte zurück.

Schon im Februar 1689 erwartete ihn ein neuer Auftrag. Er erhielt Befehl, nach Hamburg aufzubrechen, um dem Geheimen Rath von Fuchs bey den Dänischen und Holsteinischen Unterhandlungen als zweyter Gesandter an die Hand zu gehen. Bey dieser Verschickung, von welcher er nicht sobald

zurückzukehren hoffen durfte, ließ er sich von seiner Gemahlin und ihrer Schwestertochter, dem Fräulein von Schönberg, begleiten. Er richtete sich vollkommen häuslich ein, und bezog eins der ansehnlichsten Häuser der Stadt, das dem seiner Reichthümer wegen berufenen portugiesischen Juden Texeira gehörte, und am sogenannten Jungfernstiege gelegen war.

Als endlich nach sechs Monaten die Vermittlung glücklich zu Stande gekommen war, kehrte Herr von Canitz nach Berlin zurück. Das Geschenk, das er wegen dieses Geschäfts von dem hochfürstlich = holsteinischen Hofe erhielt, war ansehnlicher, als gewöhnlich, indem es aus einigen tausend Thalern bestand.

Die Hoffnung, nun eine Zeitlang, wie er sich in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe ausdrückt, seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen, wurde durch eine Sendung nach Niedersachsen vereitelt, bey welcher es hauptsächlich darauf ankam, bey dem Herzog von

Zell die fürstlich-anhaltischen Ansprüche an das durch den Tod des Herzogs Julius Franz erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg geltend zu machen. Da aber die Sache an den kaiserlichen Hof gezogen wurde, so erhielt Herr von Canitz Befehl, abzureisen, und mußte sich, nach erstattetem mündlichen Bericht von seiner Sendung, mit dem Anfange Decembers nach Sonnenburg begeben, um der Einführung des neuerwählten Herrenmeisters, Fürsten von Waldeck, beyzuwohnen. Unter den bey dieser Gelegenheit ernannten Rittern des Johanniterordens befand er sich selbst, und zwar als der Vierte in der Ordnung, und erhielt die Anwartschaft auf die Komturey Schievelbein in der Neumark.

Das Jahr 1690 war seit seinem Eintritt in churfürstliche Dienste das erste, in welchem er von Verschickungen frey blieb, und wem hätte der Dichter die ihm vergönnte Ruhe sonst widmen sollen, als den Musen?

Auch sein Freund Zapfe wurde von ihm in mehreren Briefen aufgefordert, seinem Beyspiele zu folgen, und zugleich gestand er diesem Freunde, wie wenig Reitze der Hof für ihn habe. Die dort mit so vielem Eifer gesuchten Bedienungen, sagt er, wären Ketten für die Freyheit, die doch alle Reichthümer der Welt übertreffe, wenn gleich niederträchtige Seelen ihren Werth nicht zu schätzen wüßten.

Diese Gesinnungen ließ er sich aber gleichwohl von Rechtswegen nicht abhalten, kurz nachher abermal seinem Herrn und dem Vaterlande als Gesandter zu dienen, und er nahm, wie sein Biograph sagt, bey diesem Entschluße sich zwey vortreffliche Römer des Alterthums, den Atticus und den Plinius Cöcilius, zum Muster, indem er wie jener die Bedienungen und Auszeichnungen des Staats durchaus nicht suchte, aber auch wie dieser die ihm angebotenen niemals ausschlug.

Seine dießmalige Sendung ging an den Hof nach Zeitz, und fand zu Anfang des Jahrs 1691 Statt. Von ihrem Zwecke meldet sein Biograph nichts weiter, als daß sie besondere Angelegenheiten betroffen habe.

Im folgenden Jahre wurde er nach Niedersachsen abgeordnet, um die fürstlichen Häuser Grabau und Strelitz, die sich nach dem Absterben des Herzogs Christian von Mecklenburg = Schwerin um die Erbschaft stritten, zu vergleichen.

Eine zweyte Sendung in der nämlichen Angelegenheit fand, weil man ihm zu gütlichen Ausgleichungen eine besondere Geschicklichkeit zutraute, im folgenden Jahre Statt.

Bey seiner Zurückkunft, die sich bis in's Jahr 1694 verzog, fand er seine Gemahlin in der größten Betrübniß über die gefährliche Krankheit ihrer Mutter, die ihr auch wirklich im Herbstmonat entrissen wurde.

Dem Tode der Mutter folgte eine schwere

Krankheit der Schwester, der Oberstin von Below, und das Jahr 1695 begann mit einer neuen Prüfung, indem das Gut Blumberg durch eine plötzliche und heftige Feuersbrunst über die Hälfte eingeäschert wurde. Frau von Canitz ertrug auch dieses Unglück mit christlicher Ergebung, ihrem Gemahl aber schien es der Vorbote eines noch größern zu seyn, und nur zu bald lehrte die Folge, daß seine Ahnung ihn nicht getäuscht hatte.

Seine durch Nachtwachen an den Krankenbetten der Ihrigen, und durch so manchen abwechselnden Kummer, trotz ihrer Ergebung in die unvermeidlichen Schickungen, in ihrer Gesundheit sehr geschwächte Gemahlin sah sich plötzlich von einer Entkräftung befallen, die eine frühe Entbindung zur Folge hatte, und sich nach wenigen Tagen mit ihrem Tode endigte.

Ungemein rührend war das Betragen der Abgeschiedenen auf ihrem Sterbebette. Gleich

am zweyten Tag ihrer Krankheit sagte sie, ohne daß ihr Befinden sich verschlimmert zu haben schien, ihrem Gemahl, er möchte sich nicht zu sehr mit der Hoffnung ihrer Genesung schmeicheln. Nachdem sie ihn so oft von ihr habe reisen sehen müssen, wäre nun, sie fühle es wohl, an sie die Reihe gekommen, von ihm zu ziehen, und ihm einen Abschied zu sagen, der wohl der letzte in der Welt seyn dürfte. Aber sie bitte ihn um Erlaubniß, ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren, auch noch für sein künftiges Wohl besorgten Herzens zu geben. Mit diesen Worten nannte sie ihm eine ihrer Freundinnen, von welcher sie glaubte, sie würde ihm ihren Verlust ersetzen können. Also, nicht zufrieden, ihn durch ihre Person zu einem der glücklichsten Ehemänner gemacht zu haben, wollte die seltene Frau auch noch nach ihrem Tode ihm das bisherige Glück gesichert wissen, und zum Beweise, wie ernst es ihr mit ih=

rem Antrage sey, berief sie sich, als ihr trostloser Gemahl ihn ernstlich ablehnte, auf seine Unbekanntschaft mit Allem, was die Führung eines so weitläufigen Hauswesens, wie das seinige, erfordere, und endlich auf die Pflicht, seinem erst neunjährigen Sohne wieder eine Mutter zu geben. Diesen von ihr mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit und mit Lächeln gesprochenen Worten setzte sie noch hinzu, ihre eigene Liebe finde, wenn er ihren Wunsch erfülle, ihre Rechnung dabey, weil sie hoffen könne, er werde sich in Verbindung mit einer ihrer liebsten Freundinnen desto öfter seiner getreuen Doris erinnern.

Zwey Tage nachher ließ die Kranke, die ihr nahes Ende, wie das heimliche Verfertigen ihrer Sterbegeräthschaft und manche die Richtigkeit ihrer Sachen betreffende Aufzeichnung vermuthen ließ, früher schon geahnt haben mußte, bey sichtbarer Zunahme ihrer

Schwäche ihren Sohn rufen, und nachdem sie diesem ihren letzten mütterlichen Segen ertheilt hatte, wandte sie sich zu ihrem vor dem Bette knienden und in Thränen zerfließenden Gemahl mit der Erinnerung, er möchte um seines Sohns willen seinen Schmerz zu mäßigen suchen, und sich bey ihrem Verlust nicht minder standhaft, als bey andern ihm von Gott zugeschickten Prüfungen bezeigen, und indem sie ihm erklärte, daß sie, im festen Vertrauen, er werde nach seiner bekannten Großmuth ihren letzten Willen in keinem Falle unerfüllt lassen, diesen weder schriftlich noch gerichtlich habe niederlegen wollen, eröffnete sie ihm zugleich, wie sie es in einigen Punkten, besonders aber wegen eines Vermächtnisses für die Schulen, die Kirchen und die Armen gehalten wünschte. Da ihr Gemahl der Sterbenden nur mit Thränen, Seufzen und Händedrücken zu antworten vermochte, so fuhr sie fort, ihm

Muth einzusprechen, und bat ihn, sie durch seine Klagen nicht in ihrem süßen Schlafe zu stören. Lächelnd nahm sie nun auch von den übrigen Umstehenden Abschied, und indem sie ihr Haupt zur Ruhe legte, sprach sie mit heiterem Angesicht: Sehet, ich schlafe schon wirklich. Diese Worte waren ihre letzten, indem sie in der That bald nachher, um ein Uhr Nachmittags, ohne ein Zeichen des Todeskampfs, in den Schlummer versank, aus welchem die Schlafenden erst jenseits wieder erwachen.

Die Entseelte, die ihr Leben nicht höher als auf neun und dreyßig Jahre und zwey Monate gebracht hatte, wurde standesmäßig in ihrer Familiengruft in der Marienkirche beygesetzt, und acht Tage nachher hielt ihr Beichtvater, der berühmte Dr. Spener, ihr in der Nicolaikirche eine Leichenpredigt über den Schluß des hundert und neun und dreyßigsten Psalms, der ihr stets vor andern

zur Erbauung diente, und den eben daher ihr Gemahl auf ihr Bitten in Verse übertragen hatte.

Da dem Herrn von Canitz der erste Schmerz nicht gestattete, das Andenken der Verstorbenen als Dichter zu feyern, so rührte auf seine Bitte einstweilen sein Freund, der Herr von Besser, zu ihrer Ehre seine Leyer. Das in seinen Werken stehende eigene Gedicht, das der Gemahl später ihr widmete, ist zugleich ein Denkmal seiner Zärtlichkeit und des Werths der Besungenen. Zugleich zeigt es ihn als Dichter wenigstens in einzelnen Stellen von einer nicht unvortheilhaften Seite, und bey dem großen Ruf, den es erhielt, ist die Zeile des Properz:

Majus ab exequiis nomen in ora venit,

sehr schicklich auf der dem Gedicht beygefügten Abbildung des Grabmals der Verstorbenen angebracht worden.

Der Tod der jüngern Schwester seiner

Gemahlin, und die Abreise ihrer Nichte, des Fräuleins von Schönberg, die in seinem Hause erzogen war, erneuerten den Schmerz unsers Dichters über seinen erlittenen Verlust, und nur das Ebenbild der Entschlafenen, sein heranwachsender hoffnungsvoller Sohn war es, der ihn zuweilen von seiner düstern Schwermuth abzuziehen vermochte. Dieser Jüngling, zu dessen Unterricht er schon zwey Jahre vorher den nachher berühmt gewordenen Hallischen Gottesgelehrten, Dr. Joachim Lange, in's Haus genommen hatte, berechtigte auch wirklich den Vater zu den schönsten Hoffnungen.

Herr von Canitz war im Begriff, dem Rath seiner Berliner Freunde zu folgen, und zur Zerstreuung seines Kummers einige andere bey der Belagerung von Namur befindliche Freunde zu besuchen, als er den Auftrag erhielt, sich wegen der nach dem Tode Herzog Gustav Adolphs zu Güstrow entstandenen Erbfolge=Streitigkeiten zwischen dem

Herzog zu Schwerin und dem Herzog zu Strelitz nach Mecklenburg zu begeben.

Als er in der Mitte des folgenden Jahrs nach Berlin zurück kam, fand er nicht nur, daß sein Hauswesen in der Stadt und auf dem Lande aus Mangel einer genauen Aufsicht sehr in Zerfall gerathen war, sondern es war ihm auch noch überdieß durch Diebstahl ein beträchtlicher Schaden zugefügt worden. Allein so sehr man auch von Seiten des Hofs sowohl, als seiner Verwandten, die erfahrenen Unfälle benutzte, um ihn zu einer zweyten Heirath zu bewegen, so fanden doch für jetzt diese Vorstellungen bey ihm um so weniger Eingang, da er kurz nachher in seiner vorherigen Verrichtung wieder nach Mecklenburg abgehen, und daselbst bis gegen Ende des Jahrs verharren mußte.

Zu gleicher Zeit hatte er einige Mal den Auftrag erhalten, von Güstrow sich zu dem jungen Herzog von Holstein zu begeben, um

mit diesem Fürsten, der nach dem Tode seines Vaters wegen des Waffenrechts und wegen Erbauung einiger Schanzen mit der Krone Dänemark in Streit gerathen war, Unterhandlungen zu pflegen, und nach bisher von Seiten des Kaisers, Chur-Sachsens, Chur-Brandenburgs und Wolfenbüttels vergeblich versuchter gütlicher Beylegung der Sache half endlich Herr von Canitz, nach seiner besondern Gabe, die Gemüther zum Frieden zu stimmen, den Grund zu den beyden Vergleichen legen, von welchen der eine im folgenden Jahre zu Schwerin, und der andere einige Jahre nachher zu Traventhal geschlossen wurde.

Nach seiner im November erfolgten Zurückkunft von dieser Gesandtschaft erfüllte er endlich den letzten Willen seiner verstorbenen Doris, indem er sich mit dem Fräulein Dorothea Maria von Schwerin verlobte, die durch ihre Tugend, wie durch ihre Geistes-

gaben würdig war, die Nachfolgerin seiner ersten unvergeßlichen Gemahlin zu seyn.

Der Churfürst selbst sammt seinem ganzen Hause verherrlichte durch seine Gegenwart das am 29. December in der Wohnung des Brautvaters, des in dieser Lebensbeschreibung schon früher erwähnten Geheimen Staatsraths von Schwerin gefeyerte Hochzeitfest, und ertheilte während der Tafel dem Bräutigam die auch wirklich mit dem Jahr 1697 erfüllte Zusicherung, daß er nächstens zum Geheimenrath und Staatsrath ernannt werden sollte.

In eben diesem Jahr vollendete er den neuen Bau auf seinem Gute Blumberg. Im Jahr 1698 unterm 3. Januar erhob der Kaiser ihn mit allen seinen Nachkommen in den Freyherrnstand, und er erwarb sich also, was so wenige seines Standes sich rühmen können, durch eigene Verdienste eine höhere Würde, als seine Ahnen ihm hinterlassen hatten.

Gleich nachher mußte er als Bevollmächtigter nach dem Haag abgehen. Ueber ein Jahr lang wohnte er unausgesetzt den bekanntlich sehr wichtigen Versammlungen bey, und erhielt nach der Ankunft des Königs von England von diesem Monarchen in den wichtigsten und geheimsten Staatsangelegenheiten zu verschiedenen Malen Gehör. Allein seine mißlichen Gesundheitsumstände, und besonders ein gefährliches Brustgeschwür setzten unvermuthet seiner Thätigkeit ein Ziel. Er sah sich in dem Falle, den Churfürsten um seine Zurückberufung zu bitten, und traf auch wirklich am Pfingstabend, obgleich sehr kränklich, in Berlin ein.

Bis zu seinem dreyßigsten Jahre hatte unser Dichter eine beynahe ununterbrochene Gesundheit genossen. Aber von dieser Zeit an plagten ihn wechselweise der Stein, die Kolik und das Podagra. Doch waren ihre Anfälle noch leidentlich genug, bis sich in

dem letzten Jahre noch Schwindel und Engbrüstigkeit zu ihnen gesellten, und den Zustand des Kranken in dem Grade verschlimmerten, daß keine menschliche Hilfe der vereinigten Gewalt so vieler Uebel zu widerstehen vermochte.

Ein nicht geringer Trost in seinen zunehmenden Leiden war ihm ein Besuch des Churfürsten, der mit der huldvollsten Theilnahme an dem Zustande des Kranken die Versicherung seiner gnädigen und väterlichen Vorsorge für dessen Wittwe und seinen unerzogenen Sohn, wenn wider Verhoffen seine Wiederherstellung nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen seyn sollte, verband.

Mit unüberwindlicher Gelassenheit ertrug der Kranke seine hartnäckig anhaltenden Schmerzen. Sein Gemüth blieb nicht weniger heiter, als in gesunden Tagen, und seine ihn besuchenden Freunde vernahmen mehr Worte des Trosts aus seinem Munde,

als er aus dem ihrigen. Unter den Besuchenden waren auch einige Geistliche, namentlich Dr. Lange, Magister Schade, und Dr. Spener, mit welchen er sich gern und viel über Gegenstände der Religion besprach.

Indessen fühlte er mit jedem Tage seine Kräfte mehr abnehmen, und als endlich mehrere zu einer Berathschlagung über seine Krankheit bey ihm versammelte Aerzte ihm nicht verhielten, daß bey der nunmehr überhand genommenen Brustwassersucht seine Lebensdauer sich nicht mehr über acht Tage hinaus erstrecken könne, gerieth er bey dieser Bothschaft so wenig aus der Fassung, daß er vielmehr die Ueberbringer nebst einigen andern Freunden bey der Tafel behielt, und bey dieser alle Anwesenden an Heiterkeit übertraf. Er tadelte sogar die Aerzte wegen ihrer traurigen Stimmung, da sie ihm doch eine so fröhliche Bothschaft überbracht hätten.

In den folgenden Tagen blieb er in der-

selben ungetrübten Stimmung, und stellte über einen Todtenkopf, den er aus dem Gebeinhause hatte herbeyholen lassen, Betrachtungen an, die zur größten Verwunderung aller über das Hoffnungslose seines Zustands höchst niedergeschlagenen Anwesenden nichts weniger als Furcht verriethen.

Noch immer vermochte der Kranke im Zimmer herumzugehen, aber das Athemholen fiel ihm je länger, je schwerer. In diesem Zustande ließ er am 11. August Freytags mit anbrechendem Tage sich ankleiden. Er hatte ein etwas bejahrtes Fräulein, eine Anverwandte seiner Gemahlin, zu seiner Pflege bey sich. Diese ersuchte er, sie möchte ihn, um ein wenig frische Luft schöpfen zu können, an das Fenster führen. Als er dieses öffnete, und die eben aufgehende Sonne mit freudigen Augen betrachtete, brach er in die Worte aus: Ey, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfs so schön und erquickend

ist, wie viel mehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken! Mit diesem Ausrufe sank er, von einem plötzlichen Stickflusse befallen, dem ihn aufhaltenden Fräulein todt in die Arme.

Er starb also, gleich jenem Kaiser, stehend, und die Art, wie er die Welt verließ, machte ihn, wie sein Biograph bemerkt, der von ihm mit seinem letzten Blicke so freudig betrachteten Sonne selbst ähnlich, die nicht minder schön bey ihrem Untergange, als bey ihrem ganzen übrigen Laufe der Welt in die Augen zu leuchten pflegt.

Schon um zwölf Uhr in der folgenden Nacht wurde der Verstorbene in die Gruft seiner Väter in der Marienkirche beygesetzt, und ihm seine Ruhestätte an der Seite seiner Doris angewiesen. Acht Tage nachher hielt Dr. Spener ihm die gewöhnliche Leichenrede in der Nicolaikirche.

Sein einziger Sohn überlebte den Vater

nur um einige Wochen, indem er schon am 26. September an den Pocken in einem Alter von nicht mehr als dreyzehn Jahren und sechs Monaten starb.

Unser Dichter war, obgleich nur von mittlerer Größe, und in seinen letzten Jahren ein wenig beleibt, doch wohlgewachsen. Sein Gesicht war geistreich, und zuweilen verrieth ein höhnisches Lächeln seine angeborne Neigung zur Satyre. Er kleidete sich mit Auswahl, aber ohne ängstlichen Zwang. Man sah ihn, und war ihm gewogen; man sprach mit ihm, und fühlte sich ganz von ihm hingerissen. Man fand sein ganzes Wesen so angenehm, als seine Verse. Er war gesprächig, verbindlich, und frey von der Sucht zu widersprechen. Kein Wunder, daß sein Umgang in hohem Grade beliebt war, und allgemein gesucht wurde. Mit einer genauen Kenntniß der Hof- und Weltgebräuche verband er so viel Leutseligkeit, daß er sich,

ohne an seiner Würde zu verlieren, weit unter seinen Stand herablassen konnte. Jeden wußte er nach seinen Fähigkeiten zu unterhalten, und diese Kunst beruhte auf seiner Gabe, die Neigungen eines Jeden schnell zu erforschen. Er war stets bey guter Laune, und so lästig ihm auch das alltägliche wechselseitige Besuchen fiel, so aufmerksam war er doch in Gesellschaft auch auf Kleinigkeiten, durch die er Andern hätte mißfallen können. Sein guter Geschmack, die Folge seiner scharfen Urtheilskraft, war nicht weniger sichtbar an seiner Tafel, als in seinen Gedichten, bey den Festen, die er veranstaltete, bey der Anordnung seiner Zimmer, und selbst bey seiner Bedienung. Es versteht sich, daß er diesen Vorzug auch als Gesandter an fremden Höfen zur Ehre des seinigen geltend zu machen wußte. Sein Verstand war ausgezeichnet, und sein Wissen, es mochte ernste, oder bloß angenehme Ge-

genstände betreffen, gründlich. Die Bücher waren seine liebste Unterhaltung. Aber schon seine Geschäfte riethen ihm, nur die besten zu seinem Gebrauch zu wählen. Beym Lesen hatte er die eigene Gewohnheit, daß er zuerst die Inhaltsanzeige des Buchs übersah, um das Wichtige von dem minder Wichtigen unterscheiden zu können. Er überging dieses, und hielt sich an jenes, und pflegte das Bessere zugleich aufzuzeichnen. Sein Gedächtniß war zugleich so glücklich, daß er das einmal Gelesene lange Zeit nachher mit den nämlichen Worten wiederholen konnte. Lateinisch, Französisch und Italienisch schrieb er gut, im Englischen, Holländischen und Spanischen war er kein Schüler, in seiner Muttersprache aber ein Meister, der den richtigen Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er ihn in seinen schriftlichen Ausarbeitungen nur selten zu verbessern brauchte. Seine Gedichte brachte er ohne die Anstren-

gung hervor, die in der Regel nur zweydeutige Erwartungen von dem Werth eines Geisteserzeignisses erregt. Die Musen wissen von keinen Geburtsschmerzen. Wenn Manche mit Fertigkeit schreiben, im Gespräch aber schüchtern und verlegen sind, so zeigte er auch in diesem dieselbe Gewandtheit, mit welcher er die Feder zu führen pflegte. Seine Unterhaltung war nach den Umständen bald einnehmend und anziehend, bald ernst und nachdrücklich, und seine Gabe zu überreden war so groß, als seine Kunst, durch Gründe zu überzeugen. Er verstand zu denken, durchschaute die verborgensten Hofgeheimnisse, und hatte sich eine durchgreifende Wissenschaft in den sogenannten Welthändeln erworben. Seine seltene Erfahrung half ihm die verwirrtesten Staatsräthsel auflösen. Von dem Besten und den Befugnissen seines Herrn war er so genau unterrichtet, als von den Absichten des Hofs, mit welchem er zu un-

terhandeln hatte, und es konnte daher nicht fehlen, daß es Niemand besser als ihm gelang, die verschiedenen Ansichten der Unterhandelnden zu vereinigen, und dauernde Freundschaft zu stiften. Da er ohne vorhergegangene reife Erwägung nie ein Geschäft begann, so pflegte er es auch mit desto größerer Beharrlichkeit auszuführen, und kein Hinderniß war so groß, dem er sich nicht mit unerschütterlichem Muth entgegensetzte. Seine Redlichkeit erwarb ihm bey Geringern Liebe, Achtung bey Seinesgleichen und Vertrauen bey den Großen. Von seiner Kunst, Frieden zu stiften und Zwistigkeiten beyzulegen, ist bereits gesprochen worden. Von seinen vielen Gesandtschaften endigte sich selten eine anders, als mit der Zufriedenheit beyder Theile, weil er, um die bestehenden Mißhelligkeiten zu heben, vor allen Dingen die oft unvermeidlich scheinende Weitläufigkeit des Geschäfts abzukürzen, und allen weitern Spaltungen durch das

Glimpfliche seiner Maßregeln, und durch seine auf Ruhe berechneten Rathschläge zu begegnen trachtete.

Seine Bedienungen verwaltete er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Taub fand ihn der Schmeichler, und unbeweglich, wer ihm Geschenke anbot. Die lockendsten Zusagen blieben bey ihm verloren, und dagegen pflegte er selbst in der That zu halten, was Andere bey Hofe nur zu versprechen gewohnt sind. Bey keinem widrigen Geschick verließ den Mann, der immer Meister seines Glücks zu bleiben wußte, der Muth. Mit großer Vorsicht wählte er seine Freunde, dagegen vermochte aber auch kein Geschick dem einmal Geprüften seine Neigung zu entziehen. Von allen Lastern waren Undank und Geiz ihm die verhaßtesten, und wer erkennt seinen Abscheu gegen den letzten nicht in den lebendigen Farben, mit welchen er in der vorzüglichsten seiner Satyren den Harpax geschildert hat?

Sein Wohlwollen gegen die Nothleidenden las man ihm schon in den Augen, und der bloße Anblick eines Unglücklichen war für ihn die dringendste Auffoderung zur Hülfe. Man sprach an seiner Tafel von der Verlegenheit eines der angesehenern Hofbeamten, der im Begriff war, auf eine schimpfliche Weise seines Amts entsetzt zu werden, weil er einige ihm anvertraute Kostbarkeiten, die er in einer dringenden Noth als Unterpfand für ein Anlehen weggegeben hatte, nicht im Augenblick, da man sie ihm abfoderte, wieder herbeyzuschaffen vermochte. Mein Gott! rief Herr von Canitz mit edler Ungeduld aus, ich kenne den Mann zwar nur von Ansehen. Aber konnte er mir denn nicht sein Anliegen eröffnen? Nicht wahr, Dorchen! fuhr er fort, indem er sich gegen seine Gemahlin wandte, du hättest in Ermanglung des nöthigen baaren Gelds gern deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen des unglücklichen Edel-

manns zu retten? Von Herzen gern, war die Antwort der ihres Gemahls würdigen Dame, und indem sie zugleich eine Perlenschnur, deren Werth über dreytausend Thaler geschätzt wurde, sich vom Halse löste, überreichte sie ihm das Kleinod mit den Worten: Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden. Allein zu ihrem, und ihres Gemahls größtem Leidwesen zeigte es sich, daß die Hülfe zu spät kam.

Als das Gut Blumberg ein Raub der Flammen geworden war, und ein Bedienter während der Abendmahlzeit mit den Worten in's Zimmer trat: Gnädiger Herr! es ist ein Bote mit der Nachricht gekommen, Blumberg sey abgebrannt, antwortete er, ohne aus der Fassung zu kommen: Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen. Und in der That half er nicht nur durch Erfüllung dieses Versprechens, sondern auch noch durch eine beträchtliche

Beysteuer das Unglück seiner Unterthanen selbst mit tragen, und man wird diese edle Handlung um so höher schätzen, wenn man bedenkt, daß er selbst unter die Abgebrannten gehörte, und sein eigenes Haus wieder aufzubauen hatte.

Nach dem großmütterlichen letzten Willen hatte er nach dem Tode seiner Mutter die Anwartschaft auf ein bedeutendes Landgut. Allein nicht genug, daß er ihr in ihrer Lage die Erlaubniß zur Veräußerung desselben ertheilte, sorgte er auch noch, so lange sie lebte, reichlich für ihren Unterhalt, und ließ auch noch nach ihrem Tode seine Wohlthätigkeit auf ihren dritten Gemahl, seinen zweyten Stiefvater übergehen.

So groß aber auch seine Wohlthaten waren, so war doch die Art, mit welcher er sie erzeigte, nicht weniger werth, als seine Freygebigkeit selbst. Der Hauslehrer seines Sohns, Dr. Lange, erhielt während seines

dreyjährigen Unterrichts die ihm versprochene Besoldung doppelt, und indem sein Biograph sagt, es könnten Züge der Großmuth von ihm erzählt werden, die einem König Ehre machen würden, wendet er zugleich was Boursault von Boileau rühmt, obgleich nichts schöner sey, als seine Poesie, so wären doch seine edelmüthigen Handlungen noch schöner, auf ihn an. Eine besondere Freude machte es ihm, wenn er Gelegenheit fand, einen Gelehrten oder einen Künstler zu unterstützen. Er urtheilte mit Geschmack von allen schönen Künsten, und liebte unter allen am meisten die Musik.

Er übte Verträglichkeit gegen Geringere, wie gegen Höhere, und seine Leutseligkeit gegen seine Bedienten war so groß, daß ihn diese noch nach seinem Tode, besonders da sie meistens unter seiner Leitung einen hohen Grad von Brauchbarkeit erlangten, nicht nur als ihren vormaligen Herrn, sondern auch als ihren Vater ehrten.

Mit der Eigenschaft eines guten Erzählers verband er die Gabe angenehm zu scherzen in einem hohen Grade, und nur die Furcht, allzu weitläufig zu werden, hinderte, wie er sagt, seinen Biographen, Proben seiner glücklichen Einfälle mitzutheilen.

So sehr übrigens Alle, die ihn kannten, seinen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren ließen, so wurde er doch nicht selten wegen der zu wenigen Sorgfalt getadelt, die er seinem Hauswesen widmete. Er habe, sagte man, jede Wissenschaft, nur nicht die Kunst zu sparen, sich zu eigen machen können, und in der That war es ihm auch nicht gegeben, sich um Dinge dieser Art zu bekümmern. Von hundert Thalern seines Einkommens behielt er jedes Mal zehn für seine kleinen Ausgaben, und überließ, so lange seine erste Gemahlin lebte, dieser das Uebrige zur Führung der großen Haushaltung. Allein bey seiner Freygebigkeit, und bey dem großen

Aufwand, den seine Gesandtschaften erfoderten, überstiegen die Ausgaben fast immer die Einnahmen. Nichts desto weniger blieb er stets mit dem, was er besaß, zufrieden, und war eben so wenig um die Vermehrung seiner Glücksgüter, als um seine Beförderung zu einträglichern Stellen besorgt.

Wer ruft bey diesen Zügen nicht aus: Welch ein Mann! und gesteht sich zugleich mit einer geheimen Beschämung, wie arm unsere Zeiten an ähnlichen sind? Wir haben namentlich Dichter genug, die hoch auf ihn herabsehen. Aber lassen wir einmal die Kunst Verse zu machen bey Seite gesetzt, wie wenige sind unter ihnen, die nicht von ihm in den tiefsten Schatten gestellt würden!

Der Verfasser der Biographie schließt seine Nachrichten von einem der verdienstvollsten und merkwürdigsten Männer seiner Zeit mit einer allgemeinen Schilderung seines Characters, deren sich in jedem Betracht kein Schriftsteller

unserer Tage zu schämen hätte, und die man ohne Zweifel hier nicht ungern liest. Es fällt mir, sagt er, schwer, zu entscheiden, ob Herr von Canitz mehr ein treuer Unterthan, ein musterhafter Edelmann, ein gründlicher Staatsrath, ein gefälliger Hofmann, ein beständiger Freund, ein liebreicher Ehegatte, ein freygebiger Gönner, ein kluger Weltweiser, ein ehrlicher Mann, oder ein eifriger Christ gewesen sey. Wenigstens war er gelehrt ohne Einbildung, höflich ohne Verstellung, großmüthig ohne Stolz, dienstfertig sonder Eigennutz, gesprächig ohne Niederträchtigkeit, gefällig ohne Zwang, scherzhaft ohne Verleumdung, und ernsthaft ohne ein Sauerkopf zu seyn. Gewiß, schließt der Biograph, war das Urbild schöner als mein Nachgemälde. Vielleicht ist aber auch dieses nicht sogar unkenntlich gerathen, daß man nicht in dem Herrn von Canitz einen Mann erkennen solle, der sowohl zur Ehre des Parnasses, als zum Nutzen des Staats geboren war, und auf welchen daher mit Recht seine

eigenen Verse mit einer kleinen Veränderung angewendet werden.

Dieß ist sein Lebenslauf! Wer kann daraus nicht lesen,
Daß er der Welt genützt, und sie ihm hold gewesen.

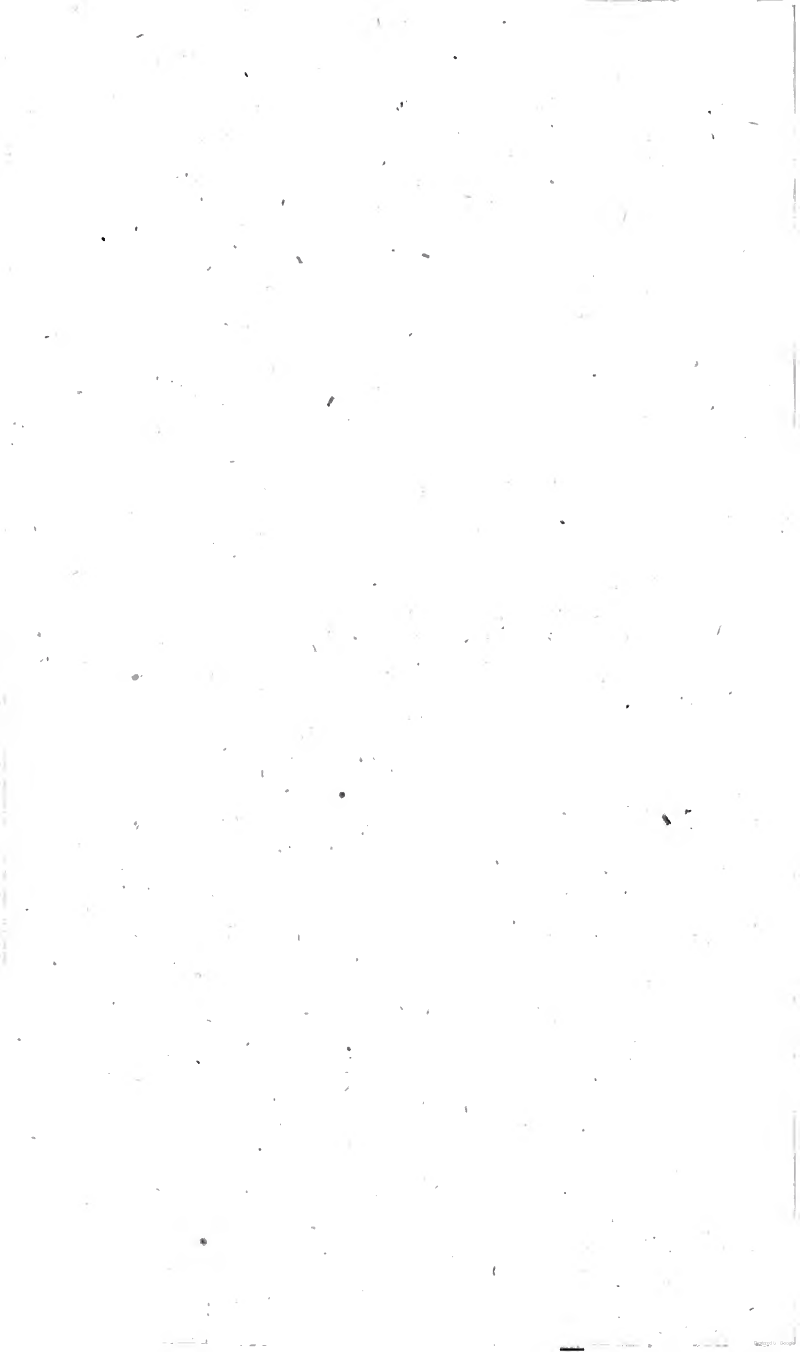
Was die Stelle betrifft, die unser Canitz, der sich in geistlichen und vermischten Gedichten, in Trauergedichten, in galanten und Scherzgedichten, und endlich in Satyren und Uebersetzungen versuchte, auf dem deutschen Helikon behauptet, so ertheilen ihm die bessern Kunstrichter der neuern Zeit das Lob, daß er der eleganteste Dichter des siebzehnten Jahrhunderts sey, dessen Gedichte sich eben so sehr durch Reinheit, Klarheit, Leichtigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, als durch das richtigste Gefühl des Schicklichen ausgezeichnet hätten. Und selbst wenn eben diese Kunstrichter ihm den Namen eines großen Dichters absprechen zu müssen glauben, können sie doch nicht umhin, einzelner Versuche von ihm mit einem Lobe zu erwähnen, nach welchem mancher unserer neuesten,

nicht ungepriesenen Musenjünger vergebens strebt.

Als eine eigene Erscheinung verdient bemerkt zu werden, daß Canitz einer allgemeinen Bewunderung als Dichter genoß, ohne daß er selbst jemals etwas von seinen Versuchen hätte drucken lassen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die großes Aufsehen erregte, erschien im Jahre 1700 ein Jahr nach dem Tode des Dichters, und wurde bis 1727 noch neun Mal, und von 1727 bis 1765 noch vier Mal aufgelegt. Einer solchen Aufnahme konnte sich seit Opitz keiner der deutschen Dichter rühmen.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß einige Satyren unsers Dichters, und namentlich Harpax, durch Originale veranlaßt wurden, deren Namen aber der Herausgeber, wie er sagt, wenigstens zur damaligen Zeit noch zu verschweigen für gut fand.

Dramatische Dichtungen.



Der Satyrendichter.

Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele.

Personen.

Doktor Richtmann.
Heinrich, sein Bedienter.
Schleicher, Magister.
Gottfried, sein Bedienter.
Frau von Mondnacht, eine Schriftstellerin.
Der Stadtrichter.
Ein Schreiber.
Meffert, ein Tragödienschreiber.
Ein Barbier.
Agnes und Bärbchen, zwey Schwestern.
Hauptmann Eisenfresser.
Frau von Stern, mit einem Pagen.
Wurm, ein Wechsler.
Kaufmann Silberling.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Heinrich.

Ich möchte doch im Ernst wissen, ob es recht ist, daß ein ehrlicher Bedienter, in welchem sich keine satyrische Ader regt, den Witz seines Herrn als Märtyrer büssen muß. Wenigstens scheint ein Advokat, der mir so eben einige Ohrfeigen mit den Worten gab, bringe sie deinem Herrn zum Dank für die schönen Verse, die er kürzlich auf mich gemacht hat, vollkommen dieser Meinung zu seyn. Zwey Pflastertretern, die mich ebenfalls um seinetwillen mit gezogenem Degen verfolgten, entging ich bloß, weil sie bey dem nassen Wetter ihren schönen Anzug zu sehr schonten. Ich verordnete mir nach dem Schrecken einen Aderlaß. Allein der Barbier machte statt der Ader meine Nase bluten. Sage deinem Herrn, sprach er, auf diese Weise

sey ich dankbar für die lustige Barbierkomödie, die man gestern Abend gespielt hat. Ein Apotheker rief mich in seinen Laden, unter dem Vorwand, meine Wunde zu salben. Allein statt der Salbe griff er nach dem Prügel, und als ich davon lief, verfolgte mich das ganze Personal der Apotheke mit harten und mit weichen Waffen, wie sie den Schurken die Straße darbot, bis hieher. O wäre nur mein Herr hier! Ich wäre jetzt gerade in der Stimmung, gegen seine satyrische Galle meiner nicht satyrischen Luft zu machen. Der Henker hohle seine Unsterblichkeit, wenn ich ihretwegen mich todt prügeln lassen soll! Aber hier kommt der Kerl des Magisters Schleicher. Wie glücklich ist dieser Schlingel gegen mich! Ich werde krumm und lahm geprügelt und sterbe Hunger im Dienste der Wahrheit, und für ihn werden die Lügen, Schmeicheleyen und Kriechereyen seines Herrn zu lauter Rindszungen und Bratwürsten.

Zweyter Auftritt.

Gottfried. Heinrich.

Gottfried. (Er setzt sich nieder.) Der Pack hier enthält die Geburten der allerfruchtbarsten Muse, die sich jemals mit einem Gelegenheitspoeten vermählt hat. Ob diese Reimereyen den Buchhändler, zu dem ich sie tragen soll, zum reichen Manne machen, wird die Zeit von dieser Ostermesse bis zur nächsten lehren. Mein Herr hat gegenwärtig noch tollere Gedanken als die poetischen, nämlich Heirathsgedanken im Kopf, und will nicht eher als bis die ganze Welt ihn als Bücherschreiber anstaunt, vor den Altar treten. Läugnen kann man es nicht, daß er der beliebteste Dichter in der Stadt ist. Er reimt keine Zeile, die nicht von dem, der sie bestellte, mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen würde. Dafür versteht er sich aber auch auf die Kunst, Heilige zu machen, besser als der Papst zu Rom. Und welch

ein Segen wird ihm für sein Seligsprechen! Man sage ja nicht, daß er Lebende und Todte ohne hinlängliche Ursache lobe! In seinem Leben hat er keine barmherzige Schwester für eine Lucretia, keine Lea für eine Rahel, kein Pferd für einen Richelieu, keinen deutschen Schicksalstragödienschreiber für einen Shakespeare erklärt, ohne daß man ihm gewichtvolle Gründe dazu in die Hand gedrückt hätte.

Heinrich. (Auf der andern Seite.) So wahr ich lebe, der Kerl ist kein Narr! In Einem Athem rühmt er seinen Herrn, und macht sich lustig über ihn.

Gottfried. Der vorige Monat überschüttete uns mit Hochzeiten und Leichenbegängnissen, und also mit Wohlthaten. Hier ist die Liste der Einkünfte meines Herrn, die er seinem künftigen Schwiegervater zeigen will.

Heinrich. Auch ich könnte eine Liste über unsere Einkünfte vom vorigen Monat

verfertigen, die bey mir in Nasenstübern, Ohrfeigen und Stockprügeln, bey meinem Herrn aber in den Schimpfreden, Drohungen und Verleumdungen seiner Feinde bestehen.

Gottfried. (Er setzt die Brille auf, und liest.) Den vierten Februar für ein Hochzeitgedicht, die neue Lucretia, zehn Thaler, und später für eine Glückwünschungsode, als eben diese Lucretia sechs Wochen nach der Hochzeit die Welt mit einem Söhnlein beschenkte, zwölf Thaler.

Heinrich. Ich muß ebenfalls die Brille aufsetzen, wenn ich gleich Nichts zu lesen habe. Den fünften dito das Lustspiel, der jüdische Christ, vollendet, wofür, als es auf die Bühne kam, der christlichste Wechselherr in der Stadt meinem Herrn eine auf seinem Gut stehende Schuld aufkündigte.

Gottfried. Den neunten dito für ein Gedicht im Morgenblatte, die sanftmüthige Frau, sandte Madam Hausdrache, die schon

drey Männer im Grabe liegen hat, meinem Herrn einen selbstgestrickten Beutel mit sechs Dukaten, und ließ ihm zugleich sagen, es sollte dabey nicht bleiben.

Heinrich. Für eine Satyre, die Beses- sene, im Freymüthigen, gab mir eben diese Madame am zehnten dito eine Maulschelle auf Rechnung meines Herrn, und versicherte mich ebenfalls, daß es dabey nicht bleiben sollte.

Gottfried. Den zwölften dito, als ein gewisser Großer, den man nur die Landplage zu nennen pflegt, einen Orden erhielt, für eine Ode, das belohnte Verdienst, kein Geld, aber den untersten Platz an der Tafel des belohnten und belobten Verdiensts.

Heinrich. Für eine Satyre, der Blut- sauger, wurde der Mutter meines Herrn ihr Gnadengehalt entzogen, und von den Be- dienten der Landplage mein eigenes unschul- diges Blut vergossen.

Gottfried. Den vierzehnten dito für

ein Sonett, der verjüngte Adler, auf einen siebzigjährigen Graukopf, der ein Mädchen von achtzehn Jahren heirathete, wurde mein Herr zur Hochzeit gebeten, und mit sechs Flaschen Rheinwein beschenkt. Aber es muß hier Jemand seyn, der spricht. (Er sieht sich um.) Ich sehe Niemand. Vielleicht ist ein Echo hier.

Heinrich. Für ein Epigramm auf eben diese Heirath, Amor an Krücken und Hymen mit dem Kahlkopf betitelt, wurde mein Herr weder zur Hochzeit geladen, noch mit Rheinwein beschenkt, wohl aber, als er am Hause des verjüngten Adlers vorbeyging, mit Spühlwasser begossen.

Gottfried. Den zwanzigsten dito, am Jahrstage der Barbierzunft, bewies mein Herr in einer Ode die Würde des Bartscherens, des Schröpfens und des Aderlassens, und rühmte die Verschwiegenheit als die Cardinaltugend der Bartscherer. Seit diesem Tage streiten sich sieben Barbierer um die

Ehre, dem Verfasser den Bart umsonst zu scheren.

Heinrich. An eben diesem Tage wurde das Lustspiel meines Herrn, der geschwätzige Barbier, gespielt, und seither findet er für gut, sich den Bart selbst abzunehmen.

Gottfried. Es ist nicht anders. Es muß hier Jemand neben mir sprechen. Zum Henker! welch ein Kerl ist es, der dort sitzt, und murmelt? Höre, guter Freund! wer bist du?

Heinrich. Nenne das Wort Freund nicht vor einem Menschen, der, seinen Hund ausgenommen, von keinem Freunde etwas weiß.

Gottfried. Sonderbar! Du behauptest, keinen Freund zu haben, und ich kann die meinigen gar nicht zählen. Ohne Zweifel ist es deine eigene Schuld, daß du von Niemand geliebt wirst.

Heinrich. Du hast's errathen. Ich bin der Diener eines abscheulichen Bösewichts, der sich ordentlich ein Geschäft dar-

raus macht, allen Leuten die Wahrheit zu sagen.

Gottfried. Nimmermehr wirst du mich bereden, daß du und dein Herr aus diesem Grunde gehaßt werden. Man hat die Wahrheit von jeher für eine der ersten Tugenden erkannt.

Heinrich. Vor der Sündfluth vielleicht mag ihr diese Ehre widerfahren seyn. Aber in unsern Tagen hat man sie in die Acht erklärt und vogelfrey gemacht.

Gottfried. Du sprichst lauter Lügen von der Wahrheit, guter Freund!

Heinrich. Ich wollte, die Wahrheit belohnte dich für deine Lobrede auf ihre gewöhnliche Art, und dein Rücken wäre statt dem meinigen voll blauer, grüner und gelber Streifen.

Gottfried. Du bekommst also Prügel, wenn du die Wahrheit sagst? Armer Teufel! Wie kann man sich so sehr an dir versündigen?

Heinrich. Laß uns von andern Dingen reden, Kamerad! Bist du nicht im Dienst des Herrn Magisters Schleicher?

Gottfried. Woher weißt du es? Kennst du ihn?

Heinrich. Wie sollte ich den wackern Mann nicht kennen?

Gottfried. Ich danke dir für die gute Meinung, die du von meinem Herrn hast. Ohne Zweifel weißt du auch, daß er im Begriff ist, zu heirathen.

Heinrich. Zum Henker! Er will heirathen? Und welche Sterbliche hat die Kühnheit, ihn zu nehmen?

Gottfried. Seine Braut ist die Tochter des Herrn Silberlings, die er einem gewissen Doktor Richtmann vor der Nase wegfischt.

Heinrich. (Leise.) O treuloser Liebesgott! Was muß ich hören? Richtmann, sagst du?

Gottfried. Dieser war bisher Hahn

im Korbe. Aber Herr Silberling hat heute mit ihm gebrochen, und statt seiner wird mein Herr sein Schwiegersohn.

Heinrich. Abscheulich und abermal abscheulich! Dem König aller elenden Poeten, und dem Ausbund aller mißgestalteten Unholde will er das schöne Mädchen, seine Tochter, geben?

Gottfried. Rede mit mehr Achtung von meinem Herrn, oder du sollst es bereuen.

Heinrich. Willst du mich für das Gesagte büßen lassen, so ist die Wahrheit keine Tugend.

Gottfried. Allerdings ist es keine Tugend, wenn man einen Menschen wegen solcher Gebrechen verspottet, für die er nichts kann.

Heinrich. Daß dein Herr krumm, und daß er dumm ist, für diese beyden Fehler kann er nichts. Aber unbegreiflich bleibt es mir, daß Herr Silberling den feilen

Speichellecker und niederträchtigen Kriecher in seine Familie aufnehmen will.

Gottfried. Verwünschter Kerl! du machst es immer ärger. Willst du schweigen, oder soll ich dir das Maul stopfen?

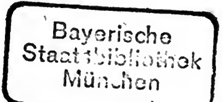
Heinrich. Kannst du läugnen, daß ich nichts als die lautere Wahrheit gesagt habe? Ist dein Herr nicht jeden Augenblick bereit, den Teufel selbst zu besingen, wenn sich die schwarze Durchlaucht ein Paar Thaler nicht reuen läßt?

Gottfried. Was geht es dich an, ob er die Leute schimpft, oder lobt?

Heinrich. Ich wollte dir nur durch dein eigenes Betragen beweisen, daß die Wahrheit keine Tugend ist.

Gottfried. Die Wahrheit wird dich noch an den Galgen bringen.

Heinrich. Und dein Herr wird noch vorher für sein Lügen und Schmeicheln dem Teufel in die Klauen gerathen. (Gottfried läuft fort.)



Dritter Auftritt.

Doctor Richtmann. Heinrich.

Heinrich. Hier kommt mein Herr. Hätte er doch das erbauliche Gespräch mit angehört.

Richtmann. Nun, Heinrich! was bringst du Gutes?

Heinrich. Habe ich je etwas Gutes gebracht?

Richtmann. Was bringst du denn Böses?

Heinrich. Man hat mir eine Menge Aufträge an Sie gegeben. Dieser will, ich soll Ihre Person mit allen möglichen Schimpfwörtern belegen; ein Anderer, ich soll Ihnen zeigen, wie sich Dero Rücken und ein Prügel vertragen; ein Dritter meint, es wäre keine Sünde, wenn man Hochdenselben, statt Sie zu barbieren, die Gurgel abschnitte.

Richtmann. Welche Possen! Ich glaube du bist närrisch geworden.

Heinrich. Es wäre kein Wunder, ein ehrlicher Bedienter verlöre den Verstand, wenn er aus keiner andern Ursache, als weil sein Herr es nicht lassen kann, von den Leuten zu sagen, was ihnen nicht gefällt, sich in der einen Straße wirklich durchprügeln, und in der andern, damit er nicht ganz todtgeschlagen wird, sich halbtodt jagen lassen muß. Kurz, Herr! die ganze Stadt will bloß Ihretwegen die Preßfreyheit abgeschafft wissen, und nicht nur Ihnen, sondern, was das schlimmste ist, auch mir hat jeder Schuhflickerjunge den Tod geschworen.

Richtmann. Und weiter ist es nichts?

Heinrich. Für mich ist es schon zu viel, und für Sie wird es noch besser kommen, wenn sie der Thorheit, sich mit den Thoren abzuwerfen, nicht entsagen.

Richtmann. Also meine Schriften erregen den gewaltigen Lärm, und machen dir so bange? Was meinst du denn, daß ich

schreiben soll? Vielleicht Lobreden und Lobgedichte auf Narren und Schurken?

Heinrich. Meine Meinung ist, Sie möchten den Verstand haben, und gar nichts chreiben. Wer heißt Sie denn nach der verswünschten Feder greifen?

Richtmann. Alle meine Freunde, die sich einmal einbilden, ich wäre geboren, um Narren zu züchtigen, machen es mir zur Gewissenssache, daß ich meinen Beruf nicht versäume.

Heinrich. Ich bin der ganz ergebenste Diener dieser wohlmeinenden Freunde. Aber wenn ich fragen darf, sind die Herren wohl stark genug, den Zuchtmeister der Narren gegen die Wuth der Gezüchtigten zu stützen?

Richtmann. Nur Geduld, mein Freund! Der Sturm ist mehr lächerlich, als furchtbar, und wird bald ausgetobt haben.

Heinrich. Es ist nur zu beklagen, daß

man auch aus dem leichtesten Sturm selten unverletzt davon kommt.

Richtmann. Die Wahrheit hat noch immer über ihre mächtigsten Verfolger triumphirt.

Heinrich. Die liebe Wahrheit! Sie triumphirt, und ihren Bekennern läßt sie Arme und Beine entzwey schlagen. Versteht sich diese Unheilstifterin etwa auf die Kunst, verstümmelte Glieder zu heilen? Oder höre ich darum auf, ein Krüppel zu seyn, wenn die ganze Welt in mir einen Märtyrer der Wahrheit bewundert? Freuen Sie sich wohl über das schönste Lob, wenn man Ihnen zuvor die Ohren abschneidet, mit welchen Sie es anhören sollen? Und was gewinnt ein Schriftsteller, der den Ruhm seiner Schriften mit dem Leben bezahlt?

Richtmann. Ich trachte weder nach Ruhm, noch sonst nach irgend einer Belohnung. Das Bewußtseyn, daß ich Gutes

stiftete, soll mir das Leben erheitern, und mich auch noch in jene Welt begleiten.

Heinrich. Aber hört die Welt auf zu seyn, was sie ist, wenn auch von Ihnen und Ihresgleichen so lange in die Wahrheitsposaune geblasen wird, bis den Blasenden der Athem ausgeht?

Richtmann. Es nicht zu läugnen, die Welt mit ihren Schurken und Narren wird schwerlich durch Satyren und Sittenpredigten gebessert werden. Aber sollen Schurken und Narren deßwegen ungestraft Schurken und Narren seyn dürfen? Und ist die Strafe auch kein Mittel zur Besserung, so dient sie doch als ein Mittel zum Abschrecken. Man lasse nur erst die Satyre und die Sittenlehre verstummen, und man wird es bald genug erleben, daß die Welt statt von vernünftigen Geschöpfen, von lauter wilden Bestien bewohnt wird.

Heinrich. Ich sehe wohl, mein Herr!

daß mein Mutterwitz gegen Ihren Verstand den Kürzern zieht. Aber verhehlen darf ich Ihnen nicht, daß Sie bereits sich rühmen können, vor lautet Eifer für die Wahrheit Ihre Braut eingebüßt zu haben. Noch heute wird sie, zur Ehre der guten Sache, statt in die Arme ihres Geliebten, einem Wolf, der sich Magister Schleicher nennt, in die Klauen geliefert.

Richtmann. Man hat mich bereits durch eine ähnliche Hiobspost erschrecken wollen. Aber ich denke immer, die Sache steht noch nicht so schlimm. Hast du etwa nähere Umstände erfahren?

Heinrich. Ich weiß nichts, als daß der Diener des Magisters mir erzählte, seinem Herrn sey Fräulein Silberling förmlich zugesagt, und er werde über Hals und Kopf Hochzeit machen.

Richtmann. Sollte sich wirklich der Alte eine so schändliche Wortbrüchigkeit zu

Schulden kommen lassen? Doch was kümmert mich die Treulosigkeit des Vaters, wenn ich der Beständigkeit der Tochter gewiß bin?

Heinrich. Ich glaube selbst, Ihre Geliebte wird sich einige Tage, vielleicht auch einige Wochen, widersetzen. Aber am Ende wird sie nicht standhafter seyn, als alle ihres Geschlechts.

Richtmann. Wird sie zur Verrätherin an mir, so zähle darauf, daß ich mich zu Tode gräme.

Heinrich. O unerhörtes Wunder! Ein Mann, der aus dem Spotten ein Handwerk macht, will wie ein Seladon vor Liebe sterben.

Vierter Aufzug.

Neunter Auftritt.

Magister Schleicher. Gottfried.

Magister. Was sagst du zu dieser unerwarteten Begebenheit? Quid tibi videtur, Godofrede?

Gottfried. Ich sage, Herr Magiste! diese Geschichte soll der Teufel hohlen. Der Kopf ist mir ganz toll von ihr, und Sie, Herr Magister! kostet sie nicht weniger, als eine schöne, junge und reiche Braut.

Magister. Beruhige dich, mein Sohn! Noch ehe die Sonne untergeht, soll mich die süßeste Rache trösten.

Gottfried. Ohne Zweifel soll Ihr Nebenbuhler mit den Scorpionen Ihrer Satyre gezüchtigt werden?

Magister. Absit! Meine Muse ist eine lobende, und ich vermag selbst meinen ärgsten Feind nicht zu schelten. Meine Rache soll dem Nebulo die ganze Stadt auf den Hals hetzen. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Es kann gar nicht fehlen. Alle Unschuldige, die der boshafte Mensch in seinen Schriften angetastet hat, werden sich mit mir zu seinem Verderben vereinigen.

Gottfried. Aber was soll die halbe

Stadt mit ihm anfangen? Wollt Ihr, daß man ihn siede, oder brate? Soll man ihm die Hände abhacken, oder mit Mistgabeln und Dreschflegeln auf ihn losgehen?

Magister. Ich will, daß man ihn für seine Lästerschriften zwischen vier Mauern büßen lasse. Sitzen soll der Bösewicht, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheint.

Gottfried. Aber ich denke, Herr Magister! es gehört viel dazu, um zu beweisen, daß der Doctor wegen seiner Schriften Strafe verdient.

Magister. Ey gerro, gerro! Er zeugt gegen sich selbst, und ist unverschämt genug, sich zu allen seinen Schriften zu bekennen. Und wo ist der Stand, wo ist die Fakultät, wo ist die Zunft, die er nicht angegriffen hat? Aber nicht genug. Auch tausend Individuen, oder einzelne Personalitäten schreyen Ach und Wehe über seine Wespenstiche. Verlaß dich auf mein Wort, er ist verloren. Ich

gehe jetzt, um Hand an mein nützliches Werk zu legen, und du bleibst inzwischen hier, um zu lauern, wo er hingeht, wenn er aus Silberlings Hause heraus kommt.

Zehnter Auftritt.

Gottfried. Heinrich.

Gottfried. Fast wünschte ich, in guter Gesellschaft, nämlich neben meinem Herrn, am Galgen zu hängen, bloß um nicht vor einem noch schlimmern Ende zittern zu müssen. Ich fürchte, ich fürchte, der Magister geht selbst in die Schlinge, die er dem Doctor legen will. Bedächte er doch, was er selbst auf seinem Gewissen hat, ehe er Andere anklagt! Doch hier kommt der Mensch wieder, der mir kürzlich eine Menge närrisches Zeug vorplauderte.

Heinrich. Sehe ich recht, so ist hier der Diener des Magisters. Ich bin doch neugierig, ob sein Herr von der Schiffbruchs=

geschichte keine Kolik bekommen hat. Sey mir gegrüßt, Herr Famulus! Welch ein glückslicher Stern führt uns schon wieder zusammen? Aber, Freund! Du bist nicht mehr der Vorige. Die Sonne deines Antlitzes ist mit Wolken bedeckt.

Gottfried. Und von dem deinigen sind die Wolken verschwunden. Darf ich wissen, welcher günstige Wind sie vertrieben hat?

Heinrich. Mir ist, seit dem ich dich nicht mehr sah, so viel Gutes begegnet, daß ich beynahe den Himmel um ein Unglück bitten möchte.

Gottfried. Wenn es dich nach Widerwärtigkeiten gelüstet, so kann ich dir die meinigen abtreten. Das Schicksal hat mich und meinen Herrn beynahe ganz zermalmt.

Heinrich. Im Ernst? Was ist denn deinem wackern Herrn und seinem würdigen Diener begegnet, daß du, wie es scheint, allen Muth verloren hast? Ich will nicht

hoffen, daß die Hippokrene zu fließen aufhörte, oder die Leiter auf den Helikon in Stücke brach, oder der Teufel gar die neun Musen hohlte.

Gottfried. Die neun Musen wünsche ich in's Spinnhaus, den Parnaß auf den Blocksberg, und die Hippokrene mag sich in den Höllenfluß ergießen.

Heinrich. Welche Sprache von einem Menschen, der selbst bey einem auserwählten Sohn der Musen im Solde steht, und zuverläßig auch schon verstohlenerweise einen Schluck aus ihrem Bächlein gethan hat! Aber im Ernst! Wie heißen denn die Unfälle, über welche du dich zu beklagen hast? Dein Herr soll ja in wenigen Tagen eins der reichsten und schönsten Mädchen heirathen.

Gottfried. Allerdings war nur noch ein Schritt zwischen ihm und Hymens Tempel. Aber das Fatum, wie er es nennt, schüttelte den Kopf, und er kratzt jetzt in dem seinigen.

Heinrich. Was muß ich hören? Aus der Heirath wird also nichts? Vermuthlich hat er böse Träume wegen der schönen Braut bekommen?

Gottfried. Zur Zeit noch nicht. Eine andere verwünschte Geschichte hat sich zugetragen. Vor einer Stunde führte der Teufel einen Matrosen her. Ich möchte wissen, warum die Bestie nicht, wie schon so manche ehrliche Seele, im Meer ersoffen ist.

Heinrich. Versündige dich doch nicht an mir... Ich will sagen, an dem armen Menschen! Was hat er denn gethan, dieser Matrose?

Gottfried. Was er gethan hat? Den Galgen hat er verdient. Er kam zum Herrn Silberling, und brachte ihm die Nachricht, sein Schiff sey zu Grunde gegangen.

Heinrich. Die Post ist freylich schlimm. Aber was konnte der Matrose für das Unglück?

Gottfried. Der Dummkopf verfehlte

das Haus, und brachte dem Herrn Silberling eine Nachricht, die seinen Nachbar anging.

Heinrich. Nun, desto besser, wenn die Nachricht falsch war.

Gottfried. Für den Herrn Silberling wohl, aber nicht für meinen Herrn. Dieser ist viel zu klug, und viel zu sehr Poet, um ein Mädchen zu lieben, dessen Vater ein Bettler ist. Seine Neigung litt also so gut Schiffbruch, als der Reichthum des Herrn Silberling, und zum Unglück machte er aus seinem veränderten Herzenszustand kein Geheimniß. Plötzlich klärte die Sache sich auf, und des Herrn Magisters entschlafene Liebe erwachte von Neuem. Aber statt daß die Braut ihm ihre Hand gab, nahm ihr Bruder ihn beym Arm, und warf ihn zur Thür hinaus. Habe ich nun nicht recht, den Matrosen zum Teufel zu wünschen?

Heinrich. Kein Mensch kann dir weniger recht geben, als ich. Und hat es dir

noch kein Pfarrer gesagt, welche schwere Sünde es ist, seinem Nächsten zu fluchen.

Gottfried. Der Matrose ist nicht mein Nächster. Der Schurke ist ja ein Holländer.

Heinrich. Du sagtest ja aber selbst, es sey ein bloßes Mißverständniß von seiner Seite gewesen.

Gottfried. Wohl. Aber dieses Mißverständniß brachte uns das größte Unheil. Indessen steht der Doctor auch noch nicht am Brautaltar, und Hymens Tempel kann für ihn leicht zum Kerker werden.

Heinrich. Was sagst du? Der Doctor Richtmann soll in's Gefängniß kommen? Wer ist denn so grausam, und will den armen Mann um seine Freyheit bringen?

Gottfried. Mein Herr ist so klug, sich auf diesem Wege seinen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Er ging so eben weg, um alle Feinde desselben gegen ihn aufzuwieglen, und ich stehe hier, als Schild-

wache, um ihm aufzupassen, wenn er aus Silberlings Hause heraus kommt.

Heinrich. Ich bin dir sehr verbunden, mein Freund! für diese Nachricht, und sage dir im Vertrauen, daß ich die Ehre habe, Herrn Doctor Richtmanns Diener zu seyn. Ich gehe jetzt, um ihm zu melden, daß ein Spion auf ihn wartet. Laß dir inzwischen die Zeit nicht lange werden. Ich komme im Augenblick mit ihm zurück, um dir vor allen Dingen recht freundlich Arme und Beine entzwey zu schlagen, und dich dann an den Galgen zu liefern.

Gottfried. Ich will euch keine Mühe machen. Ohnehin fällt mir gerade ein, daß noch ein nothwendiges Geschäft auf mich wartet. (Er läuft davon.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Stadtrichter an einem Tisch. Ein Schreiber. Magister Schleicher.

Magister. Ich bin hier, Herr Stadtrichter! um Recht gegen einen gewissen Doctor Richtmann zu verlangen. Der Mensch lernte bloß schreiben, um die Ehre seines Nächsten anzutasten, und Dero ehrwürdige obrigkeitliche Person selbst ist nicht sicher, heute oder morgen in einer seiner Schmähschriften dem Gelächter preis gegeben zu werden.

Stadtrichter. Aber, Herr Magister! getrauen Sie sich auch, Ihre Beschuldigungen zu beweisen?

Magister. Allerdings, Herr Stadtrichter! Der Mensch ist frech genug, sich zu allen seinen Schriften mit Hand und Na=

men zu bekennen, und zum Ueberfluß habe ich mehrere rechtschaffene Leute beyderley Geschlechts hieher gebracht, die alle von dem Stachel dieser giftigen Wespe verwundet worden sind.

Stadtrichter. Von den Klagenden muß Eins nach dem Andern vernommen werden. Zuerst aber führt den Beklagten herein.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Richtmann mit der Wache.

Stadtrichter. Man hat Sie, Herr Doktör Richtmann! als den Verfasser vieler Schmähschriften angeklagt. Sind Sie der Anklage geständig?

Richtmann. Keineswegs, Herr Stadtrichter! Laster und Thorheiten habe ich, wie unzählige Schriftsteller vor mir, in Prosa und Versen nach dem Leben geschildert. Diese allgemeine Schilderung kann aber doch wohl keinem einzelnen Schurken, oder Thoren

das Recht geben, Genugthuung von mir zu verlangen? Oder was würden Sie sagen, Herr Stadtrichter! wenn Jemand zu Ihnen käme, und spräche: Herr! weil ich selbst ein Narr bin, so will ich, daß Sie jeden hängen lassen, der sich über die Narrheit lustig macht. Sieht man doch täglich, daß wenn man mit Steinen unter die Hunde wirft, immer der Getroffene ein Geschrey erhebt.

Magister. Herr Stadtrichter! ich bitte, nicht auf die Spitzfindigkeiten des Menschen zu achten. Mehrere wackere Leute stehen vor Ihrer Thüre, und verlangen, zum Beweise, wie gegründet meine Anklage ist, Gerechtigkeit von Ihnen.

Stadtrichter. Nun, so mag Einer nach dem Andern hereinkommen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Mondnacht.

Stadtrichter. Was habt denn Ihr für eine Klage gegen diesen jungen Mann, alte Frau?

Frau v. Mondnacht. Eine alte Frau nennen Sie mich, Herr Stadtrichter? Wie unästhetisch! Und wissen Sie nicht, daß die deutsche Stael vor Ihnen steht?

Stadtrichter. Wenn es bey der Französin nicht immer ganz richtig im Kopfe war, so will ich Sie, Madame! um so lieber für Ihre Schwester erkennen, da ich nicht ganz unbekannt mit Ihren Schriften bin. Aber, Madame! ich frage nicht, wer Sie sind. Ich will wissen, was Sie gegen diesen jungen Mann zu klagen haben!

Frau v. Mondnacht. (Leise.) Dich will ich in meinem befreundeten Schwatz- und Klatschblatt deine Impertinenz büßen lassen! (Laut.) Sie müssen wissen, daß ich in Einem

Jahr mehr Romane und Erzählungen schreibe, als der Leselustigste in zehn Jahren lesen kann und mag. Ich übersetze mich beynahe zur Welt hinaus, und was würde aus einem halben Dutzend Tagblätter werden, wenn Brigitte Mondnacht ihre nimmermüde Hand in den Schoos legte? Ich darf mich zugleich, da mein Vater ein Gelehrter, und mein Mann ein königlicher Kanzleybeysitzer war, unter den Adel zählen, und dennoch spottete dieser Mensch aus purem Neid über mich, als ob ich die gemeinste bürgerliche Närrin wäre.

Stadtrichter. Aber, meine Ehrwürdige! welche Spöttereyen hat er sich denn gegen Ihre vortreffliche Person zu Schulden kommen lassen?

Frau v. Mondnacht. Ich bin nicht ehrwürdig, mein bürgerlicher Herr Stadtrichter! und verbitte mir alle Anzüglichkeiten. Dieser kalte Afterwitzling schrieb eine Schmähschrift gegen die gelehrten Weiber, und also,

da ich weltkundig die gelehrteste von allen bin, zunächst gegen mich. Darf, ich frage Sie, mein Herr! ein solcher Bösewicht noch einen Augenblick von der Sonne beschienen werden?

Stadtrichter. Vordersamst verzeihen Sie, meine halbgnädige Frau v. Mondnacht! daß ich Sie Ihrer Sprache nach für das Gegentheil von einer gnädigen Frau hielt. Was aber Ihre Klage betrifft, so gebe ich Ihnen zu bedenken, wie unschicklich es für jede Frau ist, sich selbst unter die gelehrten Weiber zu zählen. Um Ihre Klage zu entkräften, braucht der Angeklagte nur zu erklären, er sey weit entfernt, Sie für gelehrt zu halten, und wie kann ich in diesem Falle Ihnen Genugthuung geben?

Frau v. Mondnacht. Sie sprechen Unsinn, mein Herr, auf Ihrem Richterstuhle. Wenn ich keine gelehrte Frau bin, so bin

ich gar keine Frau. Sie sind ein Schwätzer, ein Grobian, ein....

Stadtrichter. Weib! ich rathe dir, halte deine berüchtigte Lästerzunge im Zaum! Bedenke, daß du, wenn ich dich für deine Fischweiberaufführnng in's Spinnhaus setzen lasse, nicht einmal spinnen kannst. Sey jetzt so gut, und hebe dich weg, alte Satans-großmutter! Ich will mich über die Genugthuung, die dir gebührt, bedenken.

Frau v. Mondnacht. (Sie droht dem Stadtrichter mit beyden Fäusten, und streckt die Zunge gegen ihn heraus. Im Abgehen kehrt sie sich noch einmal um, und sagt:) Ich bin die göttliche Grobheit selbst, und hoffe nächstens auch noch rasend zu werden.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Barbier.

Stadtrichter. Habt Ihr eine Klage gegen den Herrn Doctor Richtmann, mein Freund?

Barbier. Tausend für Eine, gestrenger und hochweiser Herr Stadtrichter! Er ist der Satansengel der mich mit Fäusten schlägt. Nicht genug, daß ich der König aller Bartscherer bin, verstehe ich mich auch noch besser, als die politischen Annalen, auf das Gleichgewicht von Europa, und so leicht es mir ist, eine Seifenkugel zu machen, so wenig schwer sollte es mir fallen, die Weltkugel zu regieren.

Stadtrichter. Ich preise mich glücklich, Herr Weltkugelregent, daß ich endlich einmal Gelegenheit habe, mich bey einem ächten Practikus über die Welthändel Raths zu erhohlen. Was haltet Ihr von dem Aufstand der Griechen, mein weitsehender Freund!

Barbier. Nennen Sie doch, mein Herr! ein so edles, heldenmüthiges und gerechtes Unternehmen, dem selbst das dumme Brockhausische Conversationsblatt das Wort redet,

und das von zahllosen Buben und Bübinnen gepriesen wird, keinen Aufstand. Fragen Sie nur Ihro Gnaden, die Frau v. Mondnacht, meine Busen- und Herzensfreundin, die mir so eben unter der Thüre begegnete, in welchem Lichte sie diese große Weltbegebenheit betrachtet. Diese gelehrte und aufgeklärte Frau, die zu ihrer Zeit nichts mehr bedauerte, als daß sie die Bastille nicht stürmen helfen durfte, ist eine der rasendsten Griechinnen, und ich glaube, sie ließe sich selbst in eine Kanone laden, wenn sie hoffen könnte, eine türkische Flotte zu zerstören.

Stadtrichter. Schweigt mir, Herr Barbier, von diesem Weibsbilde! Gut wäre es übrigens, wenn der alte Drache den Griechen in Person zu Hülfe eilte. Das deutsche Vaterland würde sich gern von ihr befreyt sehen, und ihr Medusenanblick könnte die ganze türkische Land- und Seemacht versteinern.

Barbier. Ach, mein weisester Herr Stadtrichter! wenn das verdammte Schreiben nicht wäre! Aber wer weiß es nicht, daß ein Weib, die einen Bund mit den neun Hexen, die man Musen nennt, gemacht hat, wegen ihrer Feder Vater und Mutter, Mann und Kinder verläßt, nnd wenn Frau v. Mondnacht bis zum jüngsten Tage lebt, so werden kaum seine Posaunen sie von ihrem Schreibpult aufschrecken.

Stadtrichter. Aber, Herr Barbier! ohne Zweifel waret Ihr auch mit den Spaniern befreundet. Wie kommt es, daß diese, troz der Allianz mit Euch, nicht mit mehr Glück gegen die französischen Waffen gefochten haben?

Barbier. Kann ich dafür, daß die Cortes klüger seyn wollten, als ich? Zur Strafe bin ich jezt ganz auf Frankreichs Seite getreten, und wenn dieses seine Armeen

noch nicht sobald zurückzieht, so weiß ich am Besten, wessen Politik es befolgt.

Stadtrichter. Wenn aus Euch nicht ein zweyter Herrmann Breme wird, so will ich selbst ein Kannegießer werden. Aber, Herr Kabinetsrath! Ihr habt vergessen, mir zu sagen, auf welche Weise sich dieser Vielbeklagte gegen Euch vergangen hat.

Barbier. Der Hochverräther schrieb eine Satyre, die Politik im Scheerbeutel, in welcher er mich unter erdichtetem Namen so arg verspottete, daß noch jetzt meine sonst so feste Hand zittert, so oft ich einen Bart scheeren, oder eine Ader öffnen soll.

Stadtrichter. Es geht doch nichts über die Tollkühnheit eines Satyrenschreibers. Verschont seine Feder nicht einmal einen politischen Barbier, wie wird es erst einem unpolitischen ergehen? Aber ich gebe Euch mein Wort, seine Strafe soll seinem Verbrechen angemessen seyn.

Barbier. Ich hoffe, sein Blut soll aus allen Adern fließen, und Eure Herrlichkeit soll mir nicht umsonst Recht sprechen. Hochdieselben dürfen nur befehlen, ob ich Ihnen rathen, oder Sie scheeren soll. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Meffert, ein Tragödienschreiber.

Stadtrichter. Ihr Mann mit den aufgeblasenen Backen und mit der Stirn, als ob Ihr den Olymp beherrschtet, hat dieser Erdensohn sich ebenfalls an Eurer Götterhoheit vergangen?

Meffert. Zittere, Verruchter, wenn du meiner spottest! Ahnest du nicht, welch eines Anblicks deine Unwürdigkeit gewürdigt wird? Meffert, der Tragödienschreiber des Universums, für den jeder Mund eine Posaune seyn sollte, steht vor deiner Nichtigkeit.

Also auf der Stelle wirf dich zur Erde und bete an!

Stadtrichter. Ich möchte lieber lachen, als anbeten, wenn deine Jämmerlichkeit nicht Mitleiden verdiente. Wie kommt es, daß du noch frey herumgehst? Man sagte mir, dein wahnsinniger Eigendünkel hätte dich längst in's Tollhaus gebracht.

Meffert. O schimpflich untergegangenes, unvergeßliches und vergessenes höllisches Wochenblatt! Warum ließ deutscher Kaltsinn und Undank deinem und meinem Verleger nur die Wahl, ob er verderben, oder dich sterben lassen sollte? Wo habe ich jetzt noch Raum, um, wenn irgend ein tollkühner Zwerg die Davidsschleuder gegen mich, den Goliath der Literatur, ergreift, meinen Gallenstrom abzuleiten!? Bey dem furchtbaren Fatum! Ich muß an meinen eigenen Schmähworten ersticken, wenn nicht die barmherzige Seele eines glücklichern Tagblättlers

meiner Wuth einen Tummelplatz einräumt. Aber bey dem Schatten meines Heiligen, bey dem heiligen Schatten Kotzebues schwöre ich, du tollkühnster aller Stadtrichter! die Furien sollen nicht aufhören, dich zu verfolgen, bis du bloß in der Absicht ein Buch schreibst, damit es von mir recensirt werden kann.

Stadtrichter. Mein guter Freund! es wäre Sünde, wenn ich mich über deine Schmähungen, so pöbelhaft sie auch sind, ereiferte. Ist es denn ein Wunder, daß du toll wurdest? Wo ist der Schriftsteller, der mehr bewundert seyn wollte, als du, und den man ärger verspottet und verachtet hat?

Meffert. Was sprichst du, Elender! Mich hätte man verspottet und verachtet? Nur der Neid hat immer meine neueste Tragödie am ärgsten ausgezischt. Aber ich könnte dir auf der Stelle, wenn nicht drey, doch wenigstens zwey Tagblätterschreiber nen=

nen, die sich noch bis auf diese Stunde mit mir selbst um die Wette beeifern, meine schmachtende Nase mit Weihrauch zu erquicken.

Stadtrichter. Ich wünsche dir Glück zu dem Lob dieser Löblichen, die ich nur zu gut kenne. Aber mein hochgepriesener Liebling der Musen, und noch mehr Liebling der Grazien! wolltest du dich nicht herablassen, mir zu sagen, was mir Unwürdigen die ungeheure Ehre deines Besuchs verschafft?

Meffert. Der Teufel verschafft sie dir. Diese Maus hier hat sich gegen den Löwen empört. Der Wurm hat den Drachen herausgefordert. Die Mücke will es mit dem Elephanten aufnehmen. Statt vor mir zu zittern, lacht der Tollkühne mich aus, und behauptet sogar, ich verstände als Tragödienschreiber nicht einmal Shakespeares oder Calderons Hund vom Ofen zu locken.

Stadtrichter. Entsetzlich, und abermal entsetzlich! Und Jupiters Donnerkeil

hat den Unseligen nicht auf der Stelle zerschmettert?

Meffert. Ich bin der größte aller möglichen Köpfe, und dieser Staub behauptet, ich sey gar keiner, und da er es sich ordentlich zur Ehre schätzt, wenn ich aus Rache jede seiner Schriften — nicht lese, und doch verlästere: so befehle ich dir, dem Stadtrichter, daß du ihn verurtheilst, täglich zwey Stunden lang vor meinem Bildnisse zu knien, und statt des Morgen- und Abendsegens meine beträchtlich weinerlichen Komödien zu lesen.

Richtmann. Mein Herr Stadtrichter! was werden Sie sagen, wenn ich mich bey diesem fatalen Fatumspoeten wirklich zur persönlichen Satyre bekenne? Ich sah, wie ihn alle Welt wegen seiner Anmaßung, wegen seiner nichtswürdigen Schmähsucht und wegen seines schamlosen Eigenlobs haßte und verachtete, und wegen seiner erbärmlichen

Hirngeburten verspottete, und aus wahrer Menschenliebe griff ich zur Feder. Der arme Dichterling, dachte ich, ist vielleicht noch zur Selbstkenntniß zu bringen, und vom Tollhause, das bereits seine Thore gegen ihn aufsperrt, zu retten, und hielt ihm einen Spiegel vor. Allein der Wahnsinnige zerschlug den Spiegel, und hört seit dieser Zeit nicht auf, mich zum Dank für meine christliche Liebe mit Koth zu werfen. Meine Hoffnung, einen Thoren dieses Schlags zu heilen, war freylich selbst eine Thorheit. Ob sie aber Strafe verdient, mag Ihre richterliche Weisheit und Gerechtigkeit entscheiden.

Meffert. (Er packt den Richtmann bey der Gurgel, und schlägt ihn mit Fäusten.) Stirb, Verräther, von der Hand des unsterblichsten aller Poeten!

Stadtrichter. (Er ruft.) Gerichtsdiener herein! Greift diesen Rasenden, und legt ihm Ketten an.

(Meffert wird von den Gerichtsdienern gefesselt, und hinweggeführt.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Agnes und Bärbchen, zwey Schwestern.

Stadtrichter. Ich will nicht hoffen, Ihr guten Kinder! daß Ihr auch als Klägerinnen gegen den Doctor Richtmann kommt. Sein Spott wird doch wenigstens das schöne Geschlecht verschonen.

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Ach, gnädiger Herr! er verschonte uns junge Mädchen so wenig, als die alte und häßliche Frau Mondnacht, die so eben bey Euch klagte, und wir sind unglücklich, wenn die Obrigkeit ihm noch ferner erlaubt, sich an dem guten Namen rechtschaffener Leute zu versündigen.

Stadtrichter. Liebe Jungfern! wenn Ihr wollt, daß ich Euch verstehe, so muß eine von Euch allein sprechen.

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Wie wir Ihnen sagten, Herr Stadtrichter!

der Mensch ist schuld, daß die ganze Stadt mit Fingern auf uns weist.

Stadtrichter. Gott sey mir gnädig! Nicht ein Wort verstehe ich. Habt doch die Barmherzigkeit, und laßt mich Eure Klage nur von Einer Zunge hören!

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Der gottvergessene Mensch schrieb eine Komödie, die beyden Aelstern, und diese Aelstern, können Sie es glauben, Herr Stadtrichter? sollen wir seyn.

Agnes. Schwester! ich bitte, laß doch mich reden.

Bärbchen. Dich soll ich reden lassen? Einfältiges Ding! du würdest erbauliches Zeug vorbringen.

Stadtrichter. Daß doch wenigstens eine Eurer Zungen lahm würde! Ich will schlechterdings, daß nur Eine von Euch rede. Welche von Euch ist die älteste.

Agnes. Ich, gnädiger Herr Stadtrichter!

Stadtrichter. Nun, mein Kind! so bringen Sie Ihre Klage vor.

Agnes. Der Mensch schrieb eine Komödie, die beyden Aelstern, und seit dieser Zeit sind wir armen Mädchen das Stadtgespräch.

Stadtrichter. Womit könnt Ihr Beyden beweisen, daß Ihr in dieser Komödie gemeint seyd?

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Wer soll sonst gemeint seyn? Er schildert zwey Schwestern, die unaufhörlich plaudern, und einander selbst nicht zum Worte kommen lassen. Es ist in der That unverantwortlich, daß ein unschuldiges Mädchen den Mund nicht mehr aufthun kann, ohne auf's Theater gebracht zu werden. Soll man denn, der Natur zum Trotz, sich selbst zum Stumm-seyn verdammen? Stellen sie sich vor, gnädiger Herr! in der Komödie heißt es, wenn man vor unserer Thür stehe, so sollte man

schwören, es wäre ein Jahrmarkt im Zimmer, und wir Beyde sprächen mehr im Schlaf, als zehn andere Mädchen im Wachen. Haben Sie in Ihrem Leben solche gottlose Reden gehört. Heißt es nicht, das Reden hat seine Zeit? Und soll man uns, wenn wir nicht reden, für Gänschen halten, die nichts zu reden wissen? Lassen Sie sich doch einmal unser neuliches Gespräch mit unserer Muhme erzählen, gnädiger Herr! Die gute Frau hat selbst ihre Freude am Reden, und wir...

Stadtrichter. (Er hält sich die Ohren zu.) Um Gotteswillen, es ist genug! Ihr mögt viel oder wenig reden, meine schönen Kinder! so habt Ihr Recht, und ich selbst kann es dem Komödienschreiber am wenigsten verzeihen, daß er Euch nöthigte, bey mir zu klagen. Indessen geht nur für jetzt, und unterhaltet einstweilen die Leute im Vorzimmer. (Beyde Mädchen gehen ab.)

Stadtrichter. Hoffentlich ist jetzt kein Kläger mehr zugegen?

Schreiber. Der Herr Stadtrichter verzeihen. Es sind noch zwey oder drey im Vorzimmer.

Stadtrichter. Ich wollte, sie wären auf dem Blocksberge. Macht, daß sie vollends hereinkommen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann Eisenfresser.

Hauptmann. Millionen Teufel! Ist es auch erlaubt, mich eine halbe Stunde im Vorzimmer warten zu lassen? (Zum Schreiber.) Ist Er der Stadtrichter?

Schreiber. (Zitternd.) Nein, hochwohlgeborner Herr! hier sitzt er.

Hauptmann. Daß Ihr's nur wißt, Herr Stadtrichter! der Kerl hier muß an den Galgen. (Zum Doctor.) Lumpenhund! weißt du

nicht, wer ich bin? Hast du nicht gehört und gelesen, daß ich zwey und dreyßig Bataillons aus dem Felde geschlagen habe? Also, Herr Stadtrichter! Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Die Kanaille muß auf der Stelle aufgehenkt werden.

Stadtrichter. Es ist nicht der Brauch, Herr Hauptmann! daß man die Leute ohne Klage und ohne Beweis hängen läßt.

Hauptmann. Was Klage, was Beweis! Bin ich ein Philister, daß Ihr mich mit solchen Schulfüchsereyen abfertigen wollt? Beym schrecklichen Gott der Schlachten! ich mache nicht viel Umstände, und wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Recht verschafft, so seht hier meinen Degen. Dieser soll statt Eurer Stadtrichter seyn. (Der Schreiber versteckt sich unter den Tisch.)

Stadtrichter. Geruhen Sie doch, tapferer Herr Hauptmann, Ihrem Heldenzorn einen Zaum anzulegen! Dieselben stehen

hier vor keinem Ihrer zwey und dreyßig Bataillone. Vor allen Dingen wünschte ich zu wissen, was der Mann verbrochen hat, und wenn er schuldig ist, so soll er nicht ungestraft bleiben.

Hauptmann. Einen Vers hat die Bestie auf mich gemacht, in welchem er behauptet, ich sey ein Held, der hinter dem Ofen prahle, und vor dem Feind das Fieber bekomme, und alle meine Großthaten hätte ich mit dem Maule verrichtet. Zwar habe ich den Schandreim nicht selbst gelesen, aber mehrere gute Freunde haben mir davon erzählt.

Magister. Es ist vollkommen wahr, hochverehrter Herr Stadtrichter! der freche Satyrenschreiber hat diesen muthvollen Herrn Hauptmann unter dem erdichteten Namen Bramarbas auf's schnödeste und freventlichste verspottet.

Stadtrichter. Gut. Sie werden sich

wohl so lange gedulden, Herr Hauptmann! bis ich Ihre Klage gehörig überlegt habe.

Hauptmann. Meinetwegen! Eine Viertelstunde sollt Ihr Zeit haben, aber keinen Augenblick länger. (Er geht ab.)

Stadtrichter. Wo ist der Schreiber?

Schreiber. (Er kommt unter dem Tisch hervor.) Meine Feder ist mir vorhin unter den Tisch gefallen.

Stadtrichter. Laßt wieder einen Kläger hereinkommen.

Achter Auftritt.

Frau v. Stern mit einem schlechtgekleideten Pagen, der ihr die Schleppe nachträgt. Die Vorigen.

Stadtrichter. Was haben Sie zu klagen, Madame?

Frau v. Stern. Madame! Madame! So mag Ihre Frau heißen, Monsieur! Sehen Sie mir meine hohe Geburt nicht an? Christoph!

Page. Was befehlen Ihre Excellenz, die gnädige Frau?

Frau v. Stern. Bist du hier? Es ist schon gut.

Stadtrichter. Also Ihre Excellenz, meine gnädige Frau! was haben Sie zu klagen?

Frau v. Stern. Mein guter Freund! ich will, daß dieser gemeine Mensch hier bestraft werde.

Stadtrichter. Darf ich mich erkühnen, gnädige Frau! mich nach seinem Verbrechen zu erkundigen?

Frau v. Stern. Vergessen Sie schon wieder, mein Freund! wer ich bin? Wollen Sie eine adeliche Dame nach dem gemeinen bürgerlichen Recht behandeln? Ich bin nicht hier, um einen Proceß zu führen. Sie sollen den Kerl strafen, weil ich es haben will.

Stadtrichter. Mit schuldigem Respect, gnädige Frau! muß ich zu bedenken

geben, daß selbst Könige und Fürsten ihre Sachen vor Gericht entscheiden lassen.

Frau v. Stern. Was gehen mich Könige und Fürsten an? Soll eine Dame von meinem Rang sich von einem Schreiber ausfragen lassen? Wollen Sie, Magister! dem Manne sagen, was er zu wissen braucht, so will ich es geschehen lassen.

Magister. Wissen Sie also, gestrenger Herr Stadtrichter! diese Dame, die trotz ihrer hohen Geburt so herablassend ist, daß sie so wenig meine geringen Verse, als meine noch geringere Person verachtet, ist nichts desto weniger von diesem schmähsüchtigen Poeten in einer Satyre, der Bettelstolz, auf's gröblichste mißhandelt worden. Zwar hat er ihr in der Schmähschrift den Namen Frau von Hungertuch gegeben; allein diese spöttische Benennung ist offenbar eine neue Beleidigung, und vergrößert also nur sein Verbrechen, statt ihm zur Entschuldigung zu dienen.

Frau v. Stern. Ich glaube im Ernst, der jüngste Tag ist vor der Thür. Jede Bürgerdirne nennt man ein Fräulein, und jeder Tropf, der sich in der Kanzley lahm geschrieben hat, will ein Edelmann seyn. Die Großen lassen sogar die Hochmuthsnarren nicht unerhört, die bey ihnen in einem Bettelbrief um einen Adelsbrief einkommen. Und einer Dame, wie ich, die sich ihren Adel ehrlich und redlich durch ihre Geburt erworben hat, verweigert das gemeinste Gesindel die schuldige Ehrfurcht, und selbst von einem elenden Bettelpoeten muß sie sich verspotten lassen.

Stadtrichter. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, gnädige Frau! wenn hochdieselben wegen dieser Mißbräuche eine Ungnade auf die ganze Welt werfen. Indessen will ich meines geringen Orts, wenn es sich irgend mit der Gerechtigkeit vereinigen läßt, dieser allgemeinen Ungnade zu entgehen trachten.

Frau v. Stern. Bestrafen Sie nur den elenden Poeten wie er es verdient, Herr Stadtrichter! und mein Wohlwollen ist Ihnen gewiß. Ich werde Ihrer bey Hofe gedenken, und zugleich sollen Sie einen Abdruck von meinem Wappen haben.

Stadtrichter. Wahrlich, gnädige Frau! schon Eine dieser Gnadenbezeugungen könnte die Gerechtigkeit selbst bestechen.

Frau v. Stern. Wie ich Ihnen sagte, ich hoffe, Sie werden bey dem Urtheil, das Sie zu sprechen haben, meinen Stand nicht aus den Augen setzen.

Stadtrichter. Entschuldigen Sie mich jetzt, gnädige Frau! Es sind noch einige Kläger anzuhören.

Frau v. Stern. Adieu, Herr Stadtrichter! (Sie geht ab.)

Stadtrichter. Ist wirklich des Klagens noch kein Ende?

Schreiber. Es ist nur noch ein einziger

armer Mann draußen, der von dem Herrn Doctor beleidigt zu seyn behauptet.

Stadtrichter. Laßt ihn hereinkommen.

Neunter Auftritt.

Wurm, ein Wechsler. Die Vorigen.

Wurm. Herr Stadtrichter! wollen Sie mir nicht sagen, ob ich hier Gerichtssporteln bezahlen muß?

Stadtrichter. Allerdings, wenn Eure Sache nicht gerecht erfunden wird.

Magister. (Leise zu Wurm.) Sorgen Sie doch nur nicht! Sie müssen nothwendig Ihre Sache gewinnen. Und geht sie wider Verhoffen verloren, so ersetze ich Ihnen die Kosten.

Wurm. Wissen Sie also, Herr Stadtrichter! ich habe mir stets das Lob eines guten Wirths zu erwerben getrachtet, und wegen dieser Tugend erfrecht sich der Mensch hier, mich der ganzen Welt als das Muster eines Knickers zu schildern. Er behauptet,

mein Leben sey ein einziger Fasttag, da ich doch täglich Kartoffeln und zwar in der Woche zwey Mal mit Salz esse. In meinem Zimmer, sagt er ferner, verhungerten die Fliegen, und ich balgte mich auf der Straße mit den Hunden um ihre Knochen. Weil ich mit meinem Nachbar gemeinschaftlich einen Rock besitze, den jeder von uns einen Tag um den andern trägt, so weiß er sich über diese weise Sparsamkeit nicht genug lustig zu machen. Meinen erlaubten, und ich möchte fast sagen menschenfreundlichen Kornhandel verschreyt seine gottlose Zunge als den schändlichsten Wucher, und nicht einmal die Zinse gönnt er mir, die mir von meinen Schuldnern aus gutem und dankbarem Herzen bezahlt werden. Wegen diesen schweren Beleidigungen bitte ich, Herr Stadtrichter! daß der Mensch gezwungen werde, auf gute Zinse ein Kapital von mir zu borgen, oder daß man ihn auf seine Kosten aufknüpfe.

Stadtrichter. Wäre es nicht noch besser, mein Freund! man confiscirte sein Vermögen zu Eurem Besten? Doch tretet jetzt nur ein wenig ab. Es kommen in

Eurer Klage einige besondere Umstände vor, über welche ich nicht sogleich mit mir einig werden kann.

Wurm. Ich gehe, und warte mit Sehnsucht auf mein unentgeldliches Recht. (Er geht ab.)

Stadtrichter. Nun, Herr Doctor! Sie haben gehört, wie schwer man Sie angeklagt hat. Was haben Sie dagegen zu sagen?

Richtmann. Nicht Ein Wort, Herr Stadtrichter! Die Beschuldigungen meiner Ankläger widerlegen sich von selbst. Erst, wenn den Thoren und den Lasterhaften ein Recht zugestanden wird, zu verlangen, daß man Thorheiten und Laster ungestraft läßt, erst dann können Schriften, wie die meinigen, ihrem Verfasser zum Verbrechen gemacht werden. Freylich, mein Hauptgegner, der Herr Magister, macht einen ganz andern Gebrauch von seinen Talenten. Er ist ein allzeit fertiger Lobredner, und daß seine Muse im Nothfall auch einer Phryne, und sogar einem todten Hund feil ist, mögen diese beyden Gedichte beweisen.

Stadtrichter. Ich sehe aus dem einen dieser Gedichte, daß die Muse des Herrn

Magisters eben so mitleidig ist, als die von ihr besungene Dame, und was die Verse zur Ehre des Hund's betrifft, so hat unser Herr Poet zuverläßig schon manchen Menschen besungen, der es weniger verdiente, als der todte Hund.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Silberling.

Silberling. Ach, bester Herr Stadtrichter! ich bitte, hören Sie doch nicht auf die Lügen und Verleumdungen dieses abscheulichen Magisters! Sie werden es kaum glauben, wenn ich Ihnen erzähle, wie niederträchtig er an mir gehandelt hat.

Stadtrichter. Ihre Sache, lieber Herr Silberling! kann mit der gegenwärtigen nicht vermischt werden. Ich rede jetzt nur von diesen zwey artigen Gedichten. Sie sind doch wirklich aus Ihrer Feder, Herr Magister?

Magister. Omnino, würdigster Herr Stadtrichter!

Stadtrichter. Laßt jetzt die sämmtlichen Kläger wieder hereinkommen, um das Urtheil zu vernehmen.

Magister. (Zu Silberling.) Nun, Herr Silberling! sollen Sie sehen, welchen Lohn Ihr theurer Herr Schwiegersohn für seine erbaulichen Schriften bekommt.

Silberling. O Himmel! Soll die gerechte Sache unterliegen?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kläger.

Stadtrichter. (Er erhebt sich von seinem Sitze.) Es ist ein sonderbarer Handel, den ich zu schlichten habe. Ich soll einen Menschen strafen, dessen Verbrechen bloß darin besteht, daß er gegen Laster und Thorheiten eiferte, ohne an die Leute zu denken, die ihre guten Ursachen haben, ihm die Wahrheiten, die er sagt, übel zu nehmen. Müßte ich aber nicht aus demselben Grunde auch den Prediger zur Verantwortung ziehen, der gegen die Sünde spricht, und eine Menge Sünder zu Zuhörern hat? Wisset also, Ihr Kläger! daß ich den Doctor Richtmann wegen seiner Schriften um so mehr von aller Klage freysprechen muß, weil ihr sogar vor Gericht durch Euer Betragen bewiesen habt, daß Ihr die Satyren, die der Beklagte gegen Euch geschrieben haben soll, und nicht geschrieben hat, wohl verdient hättet.

Bemüht Euch, Eure Fehler abzulegen, und Ihr werdet künftig satyrische Schriften nicht nur ohne Verdruß, sondern sogar mit Vergnügen lesen. Sie aber, Herr Magister Schleicher! weil Sie als ein falscher Ankläger und Verleumder vor Gericht gekommen sind, und zugleich Ihre Feder zu den größten Niederträchtigkeiten mißbraucht haben, dürfen noch von Glück sagen, daß ich, da Sie den Pranger verdienten, Sie nur im spanischen Mantel nach Hause führen lasse.

Magister. Ich protestire, Herr Stadtrichter! Ich bin legitime promotus Magister.

Stadtrichter. Sie selbst hätten bedenken sollen, was Sie Ihrer Magisterwürde schuldig sind. Doch in der Hoffnung Ihrer Besserung mögen Sie dieß Mal noch in Ihrem eigenen Mantel nach Hause gehen.

Silberling. Ich danke Ihnen, Herr Stadtrichter! für Ihr eben so gerechtes als weises Urtheil. An der Hochzeit meiner Tochter mit dem Doctor Richtmann soll von allen Gästen auf Ihre Gesundheit getrunken werden.

Schriftsteller
und
Schriftstellerey.



I.

Etwas zur Charakteristik
eines bekannten
Schicksals-Tragödienschreibers.

Zu der Strophe aus dem Goethe'schen Lied, Rechenschaft betitelt:

„Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden;
Brave freuen sich der That."

hat im Morgenblatte der durch seine Anmaßung sattsam berüchtigte Weißenfelser Tragödienschreiber, um den einem jungen Dichter von seinem Recensenten vorgeworfenen Mangel an Bescheidenheit zu rechtfertigen, folgende soge-

nannte Fortsetzung, deren Urheber der Derbe genannt wird, geliefert:

„Nur die Lumpe sind bescheiden, (;)
Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
Ist des Selbstgefühls Mandat.
Bückt Euch vor mir, stolze Kegel!
Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Krittler, ist's kein Flegel,
Nun (,) so ist's gewiß ein Lump."

Daß diese Strophe poetisch sehr schlecht gerathen ist, und tief, tief unter ihrem Vorbilde steht, sey dem Verfasser, von welchem kein Mensch gute Verse erwarten wird, verziehen. Aber welchen Gewinn verspricht er sich von der herben und derben Reimerey. Glaubt er, unbescheidenes Selbstlob, über dessen unlieblichen Geruch bey allen Leuten, die eine unverdorbene Nase haben, nur Eine Stimme ist, durch das Ansehen irgend eines Poeten in eine wohlriechende Blume verwandeln zu können? Doch das nachgeahmte Gedicht bezieht sich nicht einmal auf poetische

Leistungen. Es ist weder von einer Tragödie, noch von einer Komödie, noch von einem Roman, mit Einem Wort, von keinem Buche, welches Dieser oder Jener geschrieben hat, von Thaten ist die Rede, die gethan worden sind. Einer half einem liebenden Paare zur Erfüllung seiner Wünsche; ein Anderer rettete die Habe eines verwaisten Mädchens aus den Klauen ihres Vormunds; ein Dritter nahm einen Schwächern gegen einen Stärkern in Schutz; ein Vierter schaffte Brod in's Haus; ein Fünfter endlich bestätigte durch sein Beyspiel die Lehre, daß man, wenn Noth an Mann gehe, nicht schwatzen und wimmern, sondern handeln müsse. Es ist doch wohl nicht einerley, ob Jemand in einem fröhlichen Kreise sich einer gelungenen That freut, oder ob er der Welt seine eigenen Gedichte anpreist. Eine That muß erzählt werden, wenn sie nicht Allen, die nicht Zeugen von ihr waren, verborgen blei-

ben soll. Aber was gedruckte Gedichte werth sind, erfährt das Publikum durch sie selbst, und in keinem Fall ist es der Verfasser, dem über ihre Vorzüge ein öffentliches Urtheil gebührt. Und vergißt der Goethe'sche Nachtreter den Hauptumstand, der schon durch die Aufschrift des von ihm mißbrauchten Lieds angedeutet wird? Diese Aufschrift heißt Rechenschaft. Jeder in dem Kreise wird aufgefordert, zu sagen, ob er seine Pflicht gethan habe, und wie könnte selbst der Bescheidenste eine Aufforderung wie diese ablehnen? Wer fordert aber den jungen Poeten zum Anpreisen seiner Gedichte auf? Doch nicht genug, daß die Anwendung des Goethe'schen Lieds auf den jungen, sich selbst rühmenden Poeten erbärmlich schielend ist, der Anwendende hat zuletzt ganz seinen Zweck aus dem Gesicht verloren. Er will mit dem Goethe'schen Liede behaupten, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Aber ich frage, ob die Reime:

„Bückt euch vor mir stolzer Kegel!
Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Krittler, ist's kein Flegel,
Nun, so ist's gewiß ein Lump."

seiner Aufgabe entsprechen? Es ist um die Rechtfertigung eines sich selbst rühmenden Dichters gegen die Rüge seines Recensenten zu thun, und diese Rechtfertigung besteht in dem Ausspruch: Ein Kritiker, der verlange, daß man sich vor ihm bücke, sey entweder ein Flegel, oder ein Lump. Unbegreiflich! Der Kritiker erinnert den jungen Dichter, nicht unbescheiden zu seyn, und die Reime beschuldigen ihn, er verlange, daß dieser sich vor ihm bücke! Und angenommen, die Beschuldigung wäre gegründet, ist Jemand, der in seinen Ansprüchen an fremde Achtung ein wenig zu weit geht, aus dieser Ursache ein Flegel, oder ein Lump? In der That, die Logik, die solche Schlüsse macht, gehört mit der Poesie, die Reime macht, wie die angeführten, in Eine Klasse. Ueberhaupt ist

ein Flegel, oder ein Lump, ein gar seltsames Entweder Oder. Wie kommt ferner der Lump hieher, da nicht von dem Begriff, den Goethe mit dem Wort verbindet, nähmlich von Character-Schlaffheit und Armseligkeit, die kein Selbstgefühl aufkommen lassen, sondern im Gegentheil von Anmaßung und unbescheidenen Ansprüchen die Rede ist? Wenn man endlich das gemeine Schimpfwort Flegel dem Goethe'schen Liede um des Umstands willen verzeiht, daß es gegen einen Menschen gebraucht wird, der sich einer Gewaltthat an einem Schwächern schuldig machte, so artet es dagegen in den Morgenblattsreimen aus dem Grunde in die niedrigste und unausstehlichste Derbheit aus, weil man dem Recensenten, der diesen Ehrentitel erhält, keine gewaltthätige Handlung, sondern nur eine Zumuthung zur Last legen kann, die höchstens belächelt zu werden verdient. Der schülerhafte Sprachschnitzer,

ist's kein Flegel, statt ist er kein Flegel, paßt vollkommen zum Uebrigen.

Was soll man sagen, wenn ein Schriftsteller, der freylich nicht mit entschiedenem Beruf, aber mit desto entscheidenderem Ton das Kunstrichteramt ausübt, der Kritik selbst so arge Blößen gibt?

Es wird eben diesem Schriftsteller bey jeder Gelegenheit zum Vorwurf gemacht, daß er stets die Posaune am Mund habe, um bald unter dieser, bald unter jener Verkappung seinen eigenen Ruhm zu verkündigen. Sollte er dieses allerdings höchst unrühmliche, und von ihm nirgends abgeläugnete Beginnen etwa gar durch den Ausspruch in dem Goethe'schen Liede:

„Nur die Lumpe sind bescheiden"

rechtfertigen wollen: so werden ihm ohne Zweifel seine vielen Gegner den Sinn des ganzen Lieds besser zu studieren anrathen, und ihm zugleich die unläugbare Wahrheit zu

Gemüth führen, daß wer, indem er es selbst ist, der seine Verdienste anpreist, die Welt bereden will, der Lobredner sey ein Fremder, sich nicht nur einer Unbescheidenheit, sondern auch noch einer literarischen Falschmünzerey schuldig macht. Zwar spricht er in seinen Reimen nur von einem jungen Dichter. Aber was er diesem erlaubt, verbietet er gewiß keinem alten. Nicht zu gedenken, daß es einem Manne, wie er, nicht zu viel ist, noch in seinem fünfzigsten Jahr seine Jugend geltend machen zu wollen.

Wer kann übrigens, wenn er den Weißenfelser Morgenblattskritikaster über einen anspruchvollen Recensenten in Eifer gerathen sieht, der von den Beurtheilten verlangt, daß sie sich vor ihm bücken, sich des Aufrufs enthalten: Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes?

Diesen Bemerkungen mag sich auch noch die der Redaction des Morgenblatts geltende

Rüge anschließen, daß ihrem Söldling gestattet ist, eine Zeitschrift, die den Schild aushängt: Für gebildete Stände! zu seinen ewigen, eben so ekelhaften, als unbedeutenden Privatzänkereyen zu mißbrauchen. Wo ist der gebildete Mensch, der z. B. den kürzlich mitgetheilten Müllner'schen und Malmsburg'schen Briefwechsel über das Zurücksenden eines geschenkten Buchs mit andern, als mit den Empfindungen des höchsten Unwillens lesen könnte? Man würde sich um den Streitbaren selbst am meisten verdient machen, wenn man ihm, da Anmaßung und Gernwitz keine siegbringenden Waffen sind, das Kriegführen auf jede Weise erschwerte.

II.

Die deutsche Nation als Schuldnerin der Poeten und ihrer Weiber und Kinder.

Unsere Tagblätter, die täglich zwar an Menge und Alter, aber wahrlich nicht an Weisheit zunehmen, machen es sich zu einem besondern Geschäft, dem lieben Vaterland Undank gegen seine lebenden und todten Poeten vorzuwerfen, und erst neuerlich ist wieder in einem derselben der Versuch gemacht worden, für den verstorbenen Schiller ein Denkmal, und nebenher für die noch lebende Frau von Schiller, und die etwalgen jungen Herrn von Schiller und jungen Fräulein von Schiller ein Landgut zu ertrotzen.

Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man liest, was der Uebermuth eines Winkelschreibers, der nicht einmal seinen

Namen kund werden zu lassen wagen darf, und in jeder Zeile verräth, nicht, wessen Geistes Kind, sondern daß er keines Geistes Kind ist, sich erlaubt.

Wenn Deutschland sich nicht beeilt, den Aufforderungen zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Schiller Gehör zu geben, so ist es klar, daß es sich entweder zu dieser Art von Dank gegen den Dichter nicht für verpflichtet, oder sie aus andern Gründen nicht für nöthig erachtet, und das Denkmal wird also, es komme über kurz oder lang zu Stande, für den zu Verewigenden nur einen sehr zweydeutigen Werth haben. Ein Denkmal, wenn es seinen Namen verdienen soll, muß das Werk einer freywilligen Entschließung des bessern Theils der Nation seyn, und es darf also weder ertrotzt, noch erbettelt werden.

Fragen wir aber, bedarf ein Dichter überhaupt eines Denkmals, so werden wir uns

bald von selbst erklären, warum die besten und die weisesten Nationen von jeher so sparsam mit dieser Ehrenbezeugung waren. Das einzige ächte und unvergängliche Denkmal eines Dichters, der dieses Namens würdig ist, sind seine Werke, und welch ein unnützes Beginnen ist es also, sein Andenken durch Eisen oder Stein verewigen zu wollen. Eine Gedächtnißsäule würde Schillers Ruhm nicht nur nicht vermehren, sondern ihm sogar schaden, weil sie die Besorgniß ausspricht, er möchte ohne sie untergehen. Die Nachwelt wird die Bildsäule des Dichters, wenn nicht zugleich seine Werke zu ihr gelangen, für unverdient, und im entgegengesetzten Falle für unnütz erklären. Aber auch noch von einer andern Seite ist jedes Denkmal ein ganz und gar unzulängliches Mittel, das Andenken eines Dichters zu erhalten. Errichtet man z. B. das Schiller'sche in einer so mäßigen Stadt, als Weimar ist, so frage ich, wo sein Ruhm

in Wien, in Berlin, in Dresden, in München, in Suttgart, in Hamburg, in Frankfurt, und — in Krähwinkel bleibt? Und ob eben daher die Leute, die so ängstlich für seine Verewigung besorgt sind, nicht besser thäten, sich mit ihrem Anliegen, statt an das Publikum, in jeder deutschen Stadt an den berühmtesten Gastwirth zu wenden, der sich durch die Hoffnung, wenigstens die durchreisenden schönen Geister in seine Herberge zu locken, leicht wird bewegen lassen, die Büste eines der gepriesensten Dichter als Schild auszuhängen?

Nun denn, wenn es mit dem Denkmale nichts ist, so sorgt wenigstens besser für die vielen lebenden Dichterheroen, und wenn der Tod sie Euch raubt, für ihre Weiber und Kinder, höre ich die Bildsäulenwerber sagen, und bin kühn genug, im Namen des Publikums auch diese Forderung zurück zu weisen.

Ich will mich auf die Frage, ob die Welt

überhaupt immer eines neuen Dichternach-
wuchses, besonders da sie bereits seit Jahrhun-
derten mit nicht zu übertreffenden poetischen
Meisterstücken überflüssig versehen ist, bedarf,
nicht einlassen, obgleich ihre Beantwortung
sehr zu meinem Zweck dienen würde. Aber
auch selbst die Nothwendigkeit der Dichter
vorausgesetzt, folgt noch keineswegs eine Ver-
bindlichkeit für das Publikum, die Hände stets
für sie in den Taschen zu haben. Des Dich-
ters Lohn ist — Beyfall, und treibt er ein
Gewerbe mit seinem Witz, so hat er es nicht
mit seinen Lesern, nicht mit dem Publikum,
sondern mit seinem Verleger zu thun. Es ist
in der That widersinnig, daß Jemand den
Geldbeutel seines Nächsten unter dem Vor-
wand in Anspruch nimmt, er habe sich um
das Vergnügen, oder um die Bildung dessel-
ben verdient gemacht, ohne daß dieser von
ihm vergnügt, oder gebildet zu werden ver-
langte. Und setzt sich der Dichter nicht durch

ein solches Begehren mit den herumziehenden Geigern und Pfeifern in Eine Klasse, die Hörer und Nichthörer für ihre unbestellte Musik in Anspruch nehmen?

Welchen Antheil haben endlich Weib und Kinder eines Dichters an seiner Poesie, daß diese sogar auch ihnen vergolten werden soll? Wird etwa durch keifende Weiber und schreyende Kinder die schlummernde Begeisterung geweckt? Oder ist Hymen gar ein zweyter Apollo, und wächst dem Dichter, wenn er durch das Band der Ehe gebunden wird, ein Flügelpaar, um auf den Helikon zu fliegen? Oder rauben ihm nicht umgekehrt die Freuden wie die Leiden des Ehestands wenigstens seine Muße, wenn sie auch seine Muse nicht von ihm verscheuchen? Was ist natürlicher, als daß das Zeugen leiblicher Kinder auf Kosten der geistigen geschieht? Und wie können also Poetenweiber und Poetenkinder noch von dem durch sie verkürzten

leselustigen Publikum eine Belohnung fordern? Wenn überhaupt eben dieses Publikum selbst dem verdienstvollsten Dichter höchstens solche Ansprüche zugesteht, mit welchen dem Magen nichts gedient ist, so weiß man nicht, was man sagen soll, wenn Leute auftreten, die für seine Wittwe und seine Kinder sogar Rittergüter ertrotzen wollen. Wäre es, wenn man uns den Genuß der Dichterwerke so unmäßig vertheuern will, ein Wunder, wenn Jeder, um wenigsten keine Poetenwittwen und keine Poetenwaisen versorgen zu müssen, die Zeiten wieder herbeiwünschte, wo die Kunst, Bücher zu schreiben, bloß ein Eigenthum der Mönche war?

Die Wittwe und die Waisen des größten Dichters haben also kein anderes Recht an die öffentliche Milde, als — ihre Armuth, und gehören mit der Wittwe und den Waisen des geringsten Schuhflickers auf Eine Liste.

Ich gestehe es, daß Behauptungen, wie

die bisherigen, der Poeteneitelkeit nicht schmeicheln. Aber ich frage zugleich, ob man will, daß ich dieser schmeichle?

III.

Ernst und Philo,

oder:

die poetischen Preisaufgaben.

Ein Gespräch.

Philo. Höre doch, mein guter Ernst! was einige Leute Dir nachsagen. Du sollst nämlich im Begriff seyn, Dich um einen der Preise zu bewerben, durch welche der Verleger des Urania betitelten Taschenkalenders das arme Waislein, Poesie genannt, von der Schwindsucht, an welcher es schon seit Jahren beynahe hoffnungslos darniederliegt, zu heilen versuchen will.

Ernst. Du würdest also, wie ich merke,

Dich in keinem Falle vor den ehrenvollen Schranken stellen, die der thatenreiche Herr Buchhändler Brockhaus, in Leipzig, den jungen thatendurstigen Dichtern eröffnet, und tadelst eben daher meinen Entschluß zum Voraus, ehe Du mich noch wirklich mit herabgelassenem Visier unter den Kämpfern erblickst.

Philo. Wie viel, wenn ich fragen darf, beträgt der Preis, der dem glücklichsten Sieger zu Theil wird?

Ernst. Zwanzig Friedrichsd'or heißt es in dem Program, und da die Summe nicht mit Zahlen, sondern mit Worten ausgedruckt ist, so halte ich es für zu gewagt, wenn Einige statt Zwanzig Zweyhundert lesen wollen.

Philo. Ist Dir ein Gedicht, das Dich vielleicht zehn Mal zwanzig Tage kostet, und mit welchem Du selbst in dem Grade zufrieden bist, daß Du es des Krönens werth findest, für zwanzig Friedrichsd'or feil?

Ernst. Du wirst doch nicht glauben,

daß Dein Freund des Geldes wegen dichtet? Der Geldpreis, der freylich, zumal in Verbindung mit dem Vorbehalt des fünfjährigen Verlagsrechts, gar sehr nach Knauserey schmeckt, ist eine Nebensache, und die Hauptsache ist — die Ehre des Siegs.

Philo. Kannst Du mir nicht sagen, mein Freund! wer die Leute sind, aus deren Händen Du den Lorbeerkranz, der, wie es scheint, ein so starker Sporn für Dich ist, zu erwarten hast?

Ernst. Weder ich noch Andere kennen diese poetischen Rhadamanten, weil sie es für gut finden, aus ihrem Namen ein Geheimniß zu machen.

Philo. Wenn es aber nun Leute sind, über deren Beyfall man roth zu werden Ursache hat, wo bleibt in diesem Falle die Ehre des Siegs? Oder wirst Du etwa einen Kranz, den der Buchhändler, Herr Brockhaus, im lächerlichen Wahn, ihm gebühre eine Stimme

auf dem Helikon, Dir anbietet, nicht zurückweisen?

Ernst. Du nimmst einen gar nicht denkbaren Fall an. Herr Brockhaus wird doch hoffentlich sich vom Schuster des Apelles warnen lassen? Und auf alle Fälle werden ja die Gründe der ausgesprochenen Urtheile öffentlich bekannt gemacht.

Philo. Es ist wahr, die unbekannten Preisrichter sind verwegen genug gewesen, diesen Grundsatz bey den halbgekrönten Preisgedichten fürs Jahr 1820 zu befolgen. Aber ich frage Dich, mein Freund! haben jene Urtheile selbst, sammt den Gründen, Dein Vertrauen bei den Richtern befestigt?

Ernst. Die Kritik ist freylich weder so gedacht, noch so klar, als man wünschen möchte. Indessen macht auch der Kritisirende, so gut als der Kritisirte, auf Nachsicht Anspruch. Sind wir doch alle Menschen.

Philo. Du verfällst auf einmal in einen

scherzenden Ton, mein Freund! Indessen gestehe ich auch im Scherz, die Rechtswohlthat, Mensch zu seyn, keinem Kritiker zu. Wer sich zum Richter seines Nächsten aufwirft, stellt sich hoch über ihn empor, und herunter mit der Haut des Anmaßenden, wenn er, indem er einen armen Sünder verdammt, zugleich den Beweis liefert, daß er selbst ein zehnmal ärmerer Sünder ist, als der Verdammte! Kurz mein Freund! wenn Du mir Deine poetische Weihe nicht besser zu beurkunden vermagst, als durch das Zeugniß solcher Leute, in deren Augen die bezauberte Rose ein die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllendes, und die Erzählung Saladdin ein treffliches Gedicht ist, so beschwöre ich Dich, ohne je eine Zeile von Dir gelesen zu haben, lieber Seifenblasen, als Verse zu machen.

Ernst. Ich gestehe es Dir, mein Freund! daß ich wenigstens nicht den Muth habe, die

angefochtenen Aussprüche gegen Dich zu vertheidigen. Auch bey der neuesten Preisbewerbung hätte man, wie mich dünkt, die halbgekrönten Gedichte lieber ganz ungekrönt lassen sollen, weil eine halbe Krönung eine ganze Lächerlichkeit ist. Doch wenn wir auch leider nicht zweifeln können, daß weder die zwanzig Friedrichsd'or des Herrn Brockhaus, noch die ganzen und halben Kränze seines poetischen Gerichtshofs jemals die Welt auch nur um ein erträgliches Sonett reicher machen, so wirst Du, Freund Philo! Dich darum doch nicht unbedingt gegen alle Aufmunterungen junger Dichter durch ausgesetzte Preise erklären. Was dem Eigennutz und der Anmaßung eines Buchhändlers mißlang, muß nicht überhaupt mißlingen.

Philo. Was hat Dich, mein Freund! zum Dichter gemacht?

Ernst. Die Liebe zu den Musen, glaube ich mit Ueberzeugung behaupten zu können.

Philo. Aber ohne Zweifel erwachte diese Liebe erst in Dir, als Dir zu Ohren kam, wenn es Dir gelinge, mehr als den Stein der Weisen zu erfinden, nämlich ein Gedicht hervorzubringen, das die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllt, könne einen Preis von zwanzig Friedrichsd'or damit gewinnen?

Ernst. Du scherzest, guter Philo!

Philo. Also war es keine Preisaufgabe, die Dich aufmunterte? Und Du dichtetest wie von Homers Zeiten bis auf die unsrigen alle Dichter, die dieses Namens nur nicht ganz unwerth sind, gedichtet haben, aus einem Beruf von innen heraus, und nicht aus einer Veranlassung von außen herein, und vollends nicht aus einer so elenden, als ein Goldpreis, wäre er auch ein ganz anderer, als ein Brockhausischer ist? Im Ernst, mein Freund! auf einzuliefernde Spatzenköpfe kann man mit Erfolg Preise setzen, aber nicht auf

einzuliefernde Erzeugnisse dichtender Köpfe, weil diese auf ganz andere Aufmunterungen, als auf den Klang eines Geldbeutels warten.

Ernst. Aber ich frage Dich noch einmal, mein Bester! rechnest Du die Ehre des Siegs für gar nichts?

Philo. Ich rechne sie für gar nichts in Vergleichung mit der Ehre, nach welcher jeder Dichter allein streben soll. Kein einzelner Kunstkenner, und wäre es auch ein Lessing, und eben so wenig auch ein Verein von mehreren, die ganze Welt ist der Preisrichter für den Geweihten, der den Musen ein Opfer auf ihren Altar legt. Reicht dieser Richter Dir den Kranz, so bedarfst Du keines andern, und versagt er ihn Dir, so hilft der andere Dich nichts.

Ernst. Also die Brockhausische Taschenbuchs-Urania soll mein Gedicht nicht unter ihre Flügel nehmen?

Philo. Wenn Du gesonnen bist, Dich

und Dein Gedicht wegzuwerfen, so magst Du Dich mit ihm unter die Preisbewerber stellen. Bist Du aber so stolz, wie jeder ächte Jünger der Pindus-Göttinnen seyn soll, so frage keinen namenlosen Winkelrichter, sondern das Publikum, ob Dein Werk, wie der oft besagte Mäcen und Buchhändler sich auszudrücken beliebt, die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllt, oder ob es, wie die halbgekrönte und halb verhöhnte Erzählung, Saladdin, nur schlechtweg ein treffliches, und also ein höchst klägliches Gedicht zu seyn, das Unglück hat.

IV.

Die Schönen auf dem Parnass.

(Brief einer Mutter an eine andere.)

Als ich, liebe Freundinn! das Gedicht Deiner Thusnelda, das Du mir zu senden die Güte hattest, empfing, fragte mich mein

Mann in seinem gewöhnlichen trockenen Ton, wo denn die Nähterey von Deinem Hermann bleibe, und trug mir auf, Dir zu schreiben, er wäre begierig, zu vernehmen, welche Fortschritte Deine Tochter schon im Turnen gemacht habe. Im Ernst, fuhr er fort, sobald ein Mädchen nach der Leyer greift, sollte man ihr auf der Stelle auch das Schwert in die Hände geben.

Du bist ungerecht, antwortete ich ihm nicht ohne Empfindlichkeit. Hat denn unser Geschlecht etwa nicht auch eine Seele, daß Du nichts als Geschäfte uns erlauben willst, zu welchen man bloß der Hände bedarf?

Bewahre mich der Himmel, Euch die Seele abzusprechen! erwiederte er. Ihr habt allerdings Seelen, und noch obendrein recht schöne Seelen. Aber ein Weib hat eine Weiberseele und keine Männerseele.

Man lernt doch immer etwas Neues! versetzte ich. Die Seele hat also nach

Deiner Behauptung so gut ein Geschlecht, als der Leib?

Diese alte Wahrheit, war seine Antwort, die Du eine neue nennst, darfst Du auf Treu und Glauben für so ausgemacht annehmen, als daß zweymal Zwey Vier ist.

Aber, sprach ich, was sollen wir denn mit unsern Seelen anfangen, wenn wir nur zum Nähen, Kochen und Spinnen auf der Welt sind?

Nähen, spinnen und kochen sollt Ihr mit ihnen, erwiederte er. Nenne mir eine sogenannte Handarbeit, die nicht um so besser geräth, wenn sie mit Geist, als wenn sie ohne diesen zu Stande gebracht wird. Ich wenigstens getraue mir es an jeder Wassersuppe zu schmecken, ob eine Frau von Geist, oder eine gemeine Köchin sie gekocht hat.

Mit Einfällen, lieber Mann! sprach ich, kann man den Leuten wohl ein Lächeln, aber keine Ueberzeugung abgewinnen.

Mir ist es leid, antwortete er, wenn Du meinen Ernst für Scherz nimmst. Ich bleibe dabey, es gehört Geist zum Kochen, Spinnen und Nähen, ob man gleich auch ohne Geist ganz erträglich kochen, spinnen und nähen kann. Ich versichere Dich, meine Beste! ich habe schon manchem Frauenzimmerhut die Begeisterung angesehen, mit welcher seine Schöpferin ihn gedichtet hat. Ich will Dir den Plan, nach welchem eine Dame von Geist von Kopf bis zu den Füßen sich kleidet, so gelehrt entwickeln, als der scharfsinnigste Kunstrichter den Plan der Aeneide des unvergleichlichen Virgil. Kurz, mein Kind! es gibt Shakespeare am Herd, Horaze am Nähtisch, Anacreone am Spinnrocken, und Homere, die niemals schlummern, an der Toilette.

Immer die Kunkel, oder die Nadel oder die Küchenschürze! rief ich aus. Taugen wir denn sonst im Ernst zu gar nichts?

Fast, versetzte er, sollte ich ungeduldig

werden über die Frage. Ein Weib, das auch nur gut kocht, näht und spinnt, taugt schon sehr viel, und hundert Mal mehr, als neun und neunzig von hundert Poeten, wie wir sie jetzt haben. Aber seyd Ihr nicht das Höchste, was man seyn kann, seyd Ihr nicht Mütter? Seyd Ihr nicht die ersten Erzieherinnen und Lehrerinnen Eurer Söhne, und die ersten und letzten Eurer Töchter? Und ein Wesen von so hohem Beruf will sich zum Versmachen herablassen, für das es zu gut wäre, wenn es sich auch darauf verstände, und zu welchem ihm die Natur im Augenblick alle Fähigkeit versagte, als sie ein Weib aus ihm zu schaffen beschloß!

Also nicht einmal die Fähigkeit zur Poesie, sprach ich, gesteht Dein alter Groll gegen jede Beschäftigung unsers Geschlechts, die es mit dem Deinigen theilen will, uns zu? Aber diese Behauptung zu widerlegen, hat mir schon die einzige Sappho erspart.

Es kommen, erwiederte er, zuweilen Mißgeburten auf die Welt, meine Liebe! Allein so lange der Kinder mit zwey Köpfen nicht mehrere sind, als der Kinder mit Einem, so lange wird es keinem Naturforscher in den Sinn kommen, den Menschen als ein zweyköpfiges Thier zu beschreiben. Uebrigens auch angenommen, daß Ihr Verse machen könnt, so folgt daraus noch keineswegs, daß Ihr auch Verse machen sollt.

Und warum, fragte ich, sollen wir nicht?

Habe ich, sprach er, diese Frage nicht schon lang und breit beantwortet? Ihr sollt nicht, weil es nicht Euer Beruf ist, welchem Ihr keinen Augenblick zu entziehen das Recht habt. Aber ich will Dir noch einen Grund sagen, der Dir vielleicht besser einleuchtet. Das Weib ist für's Haus, und nicht für die Welt. Was ist aber mehr für die Welt und weniger für's Haus, als das Bücherschreiben überhaupt, und die Poesie insbesondere? Wie

reimt sich Oeffentlichkeit mit weiblicher Zartheit, und was ist öffentlicher, als die Poesie? Auch ihre Seele soll die züchtige Frau nicht der Beschauung Preis geben.

Gut, erwiederte ich, wenn aber nun Eine unsers Geschlechts ihre Freude im Umgang mit den Musen findet, und ein Geheimniß aus ihrer Poesie macht?

Zeige mir, versetzte er, ehe ich Deine Frage beantworte, erst Eine, die eine glühende Kohle im Busen trägt, bis sie zu Asche verbrannt ist. Verse, mein Kind! müssen an den Tag, wie der Keim des Samenkorns, das der Säemann der Erde anvertraut hat. Ist jemals ein Gedicht unbekannt geblieben, so geschah es gewiß nicht durch die Schuld seines Verfassers, der die ganze Welt lieber zum Zeugen seiner Schöpfung, während sie entstand, gemacht hätte.

Sage was Du willst, sprach ich, gegen das weibliche Dichten, Du mußt mir doch

einräumen, daß auch in unsern Tagen die vortrefflichsten Frauenzimmer reichliche Opfer auf den Altar der Musen gelegt haben.

Du wirst mir zutrauen, war seine Antwort, daß Niemand mehr Achtung für diese Frauenzimmer haben kann, als ich. Man kann eine Verirrung beklagen, indem man voll Bewunderung gegen die Irrende ist, und tadle ich eine Person Deines Geschlechts, die, indem sie Verse macht, ihre wahre Bestimmung verfehlt, so schließt mein Tadel zugleich das Lob ein, daß sie alle die schönen Eigenschaften besitzt, die sie fähig machen, ihre Bestimmung mit Würde zu erfüllen. Kurz, meine Beste! ich will nichts, als was auch die Natur will, der Mann sey Mann, und das Weib sey Weib!

Deine Philosophie, mein guter Mann! sprach ich, wird Dir schwerlich Freundinnen selbst unter denjenigen meines Geschlechts

erwerben, die weder Verse lesen, noch machen, noch drucken lassen.

Will Dein Geschlecht, antwortete er, ungerecht gegen den Mann seyn, der eine höhere Meinung von ihm und seiner Bestimmung hat, als die Unternehmer aller Frauentaschenbücher und Damenkalender, die jemals gewesen sind, und seyn werden, so kann ich nichts, als trauern und schweigen. Aber dieses Unrecht fürchten, wäre eine größere Beleidigung Deines Geschlechts, als wenn ich ihm, wie es schon von einigen Frevlern geschehen ist, die Schönheit ab, und unserem Geschlecht zusprechen wollte. Und in der That, wäre Grund zur Besorgniß vorhanden, die Zahl der Dichterinnen möchte in der Folge zu einer gefährlichen Höhe anwachsen, so wüßte ich kaum ein angemesseneres Mittel gegen das Uebel, als ein Verbot, dessen Uebertretung mit dem Verlust aller weiblichen Ansprüche, die Ansprüche auf Schönheit mit eingeschlossen,

bestraft werden müßte. Zugleich müßte für jede Dichterin, um ihren Abfall von ihrem Geschlecht wenigstens zur Noth zu ersetzen, ein Bruder, oder in dessen Ermanglung der nächste ihrer männlichen Verwandten ihre Stelle namentlich in der Küche vertreten.

Auf diese Art, meine liebste Freundin! endigte sich ein Streit zwischen mir und meinem Mann, in welchem, wie ich fürchte, der Sieg nicht vollkommen auf meiner Seite war. Oder soll ich mich mit der alten Wahrheit trösten, daß der Mann noch geboren werden soll, der Recht gegen seine Frau behält?

Lebe wohl, meine Freundin, und versäume nicht, mir zu melden, ob Deine Thusnelda nicht ihrer poetischen Ader in gerechtem Zorn gegen einen Mann freyen Lauf ließ, der lieber die Wassersuppen eines geistreichen Frauenzimmers essen, als ihre Gedichte lesen will. In der That, eine recht ernste Satyre wäre die bündigste Widerlegung seiner Ketzereyen,

und die angemessenste Bestrafung seiner Lästerungen. Nur müßte freylich das Gedicht nicht selbst eine Wassersuppe seyn.

V.

Bevorstehende Erscheinung einer wichtigen Schrift.

Man hat so selten Gelegenheit, der Welt zu Diesem oder Jenem Glück zu wünschen, daß ich mir es nicht verzeihen könnte, wenn ich nicht die gegenwärtige im Augenblicke, da sie sich zeigt, beym Schopf ergriffe.

Damit aber verzagte Leute nicht unnöthig verzagen, weil sie fürchten, sie hätten sich über die Geburt eines Helden zu freuen, dessen Schädel einer wohlgeübten Gall'schen Hand schon in der Wiege verkündigt, wie viele Schädel dereinst durch ihn werden zerschmettert werden: so erkläre ich vor allen Dingen, daß nicht von einem unfriedlichen Menschen,

sondern von einem friedlichen Buche die Rede ist, das nächstens von einem berühmten Schriftsteller, der nur zu lange, obgleich aus guten Ursachen, die zahlreichen Freunde seiner Muse mit keinem Geschenk von dieser mehr erfreute, an's Licht treten wird.

Daß wir mit diesem Buche ein im strengsten Sinne des Worts klassisches Werk erhalten, dafür ist uns schon der Name des berühmten Verfassers Bürge. Man wird sich vergebens selbst in dem neuesten Meßverzeichnisse, welches doch Werke von dem erztragischen Müllner, und von dem erzkomischen Kotzebue, und von zahllosen andern adelichen und unadelichen, romantischen und unromantischen Dichtern und Dichterinnen enthält, nach einem ähnlichen umsehen. Es wird förmliche Kriege zwischen den Uebersetzern aller gebildeten Völker veranlassen, welcher von ihnen es, wenn nicht am besten, doch am schnellsten in seine Muttersprache zu über-

tragen vermag. Man wird die Stirn anderer Bücher mit Stellen aus ihm wie mit einem Diamant schmücken. Man wird es vom Katheder herab erklären. Man wird Noten auf Noten thürmen, um seinen Text, wenn nicht aufzuhellen, doch zu verdunkeln. Alle Welt, wenigstens alle Welt die Geld hat, wird es kaufen, und man wird aufhören, die Werke verstorbener und lebender schöner Geister Deutschlands nachzudrucken, bloß um Papier und Schwärze für dieses einzige zu ersparen. Ganz verständige Leute werden es, ohne Furcht vor den Bannflüchen des ganzen romantischen Dichtervereins, hoch über das Nibelungenlied hinaufsetzen. Es wird selbst die Prüfung, welcher sich die Buchhändler-Brockhausischen poetischen Wettlaufer um einen Preis von zwanzig Fridrichsd'or unterwerfen müssen, nicht zu scheuen haben, und kaum wird das berüchtigte kleinstädtische Großmaul im Morgenblatt, oder in seiner eigenen sattsam

verrufenen Winkel- und Bettelzeitung sich lästernd gegen dasselbe zu öffnen wagen.

Heil uns! höre ich mich jetzt von einigen Lesern unterbrechen, ohne Zweifel hat man ein Sudelbuch des verewigten Schiller aus seinen Schuljahren, und in diesem ein Gedicht aufgefunden, das wir im nächsten Cotta'schen Damenkalender, und zugleich im Cotta'schen Morgenblatt, und nachher in allen Kalendern und Tagblättern des Kalender- und Tagblättersüchtigen Deutschlands lesen werden. Dieses Gedicht des dreyzehnjährigen Knaben wird, sollte es auch nicht über dreyzehn Strophen lang seyn, die Herausgabe eines dreyzehnten Bands der sämmtlichen Werke seines Verfassers veranlassen, da zum Glück ein berühmter und nimmer rastender Kunstentwickler noch unter uns Sterblichen wandelt, der kaum zu wachen braucht, um der Welt auf die Schönheiten einer Schülerarbeit von dreyzehn Strophen, wenn nur ihr Verfasser

später einen gewissen Ruf erhielt, mit einem Aufwand von wenigstens dreyzehnhundert Seiten im eigentlichen Sinne des Worts die Nase zu stoßen.

Es ist mir recht schmerzlich, auf diese Vermuthung erwiedern zu müssen, daß ich solches Heil der Welt mit nichten zu verkündigen habe. Nicht eine Geburt des Schiller'schen Knabengenies ist zum Frommen der Leser, und zu noch größerem Frommen der Buchhändler aus dem Moder hervorgezogen worden, und ich begreife gar nicht, wie sich Jemand einem Irrthum überlassen kann, der sich schon durch den Umstand widerlegt, daß, hätte sich wirklich der vermuthete Glücksfall ereignet, der Verleger des Werks sich in der Pflicht, die Posaune an den Mund zu nehmen, und zu trompeten, als ob er die Todten aus ihren Gräbern hervorzurufen hätte, zuverläßig keinen Dritten hätte zuvorkommen lassen.

Es wird immer ärger! Also, sagt man,

das klassische Werk, das wir nächstens anzustaunen haben, ist nicht von Schiller. Nun, von wem kann es denn sonst seyn, als von dem Generalissimus des deutschen Poetenheers, von dem Vice-Musengott, der den Homer, den Euripides und den Shakespear, so schwer auch diese drey Köpfe unter Einen Hut zu bringen sind, in sich vereinigt, und für welchen in jedem unserer sich wie die Frösche vermehrenden, und wie die Frösche quakenden Tagblätter ein Altar, oder wenigstens eine Glutpfanne raucht?

Hört doch, hätte ich bald gesagt, im Namen des bösen Feinds einmal auf zu rathen, da Ihr Euch doch immer auf einer falschen Spur befindet! Es wäre freylich besser, ich hätte Euch eine aufgefundene Schiller'sche Schulübung, oder ein Paar noch nicht einmal im Gesellschafter, zu dessen nicht geringer Ehre und Empfehlung, abgedruckte Reimlein Eures einzigen Meisters vom Stuhle anzukündigen,

statt daß ich jetzt bloß der Welt zu des weiland hochberühmten römischen Consuls, Marcus Tullius Cicero, verloren geglaubten Büchern von der Republik, und einigen Reden eben dieses vielgelesenen Schriftstellers, die durch den gelehrten Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Angelo Mai, entdeckt worden sind, und die der glückliche Finder unverzüglich zum Druck befördern wird, Glück zu wünschen habe. Allein ich frage, ist ein Werk Ciceros nicht wenigstens besser, als die beste der deutschen Schicksalstragödien, die sich unter Euch seit einiger Zeit ordentlich von selbst machen, oder als — gar nichts? Ein Buch kann immer noch vortrefflich seyn, wenn auch kein Morgenblatt und keine elegante Zeitung die Ehrlichkeit, oder den Verstand hat, das Publikum auf seinen Werth aufmerksam zu machen, und wenn auch dieser Werth den fleißigsten Lesern und Leserinnen des Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft, des Kind-Becker'schen

Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, des Cotta'schen Damenkalenders und des Fouque'schen Frauentaschenbuchs schlechterdings nicht einleuchten will. Genug, dieser neu aufgefundenen Ciceronianischen Werke wegen lohnte es sich in meinen Augen allein schon der Mühe, die Buchdruckerey zu erfinden, und gewiß werden durch dieselben, so klein ihr Umfang auch ist, die Manen Faust's und Guttenberg's mehr als durch eine ganze Leipziger Messe mit ihrer eigenen, so oft mißbrauchten Erfindung wieder ausgesöhnt.

VI.

Taschenbücher und Almanache.

Die Taschenbücher und Almanache sind durch ihre Kleinheit, durch ihre Menge, durch den Ekel, den die meisten bey zartfühlenden

Personen erregen, und durch ihr kurzes Leben die Insekten der Bücherwelt. Die Aehnlichkeit erstreckt sich öfters sogar auf den Einband, indem die Deckel manches Taschenbuches mit den Flügeldeckeln manches übrigens garstigen Käfers in die Wette glänzen.

Was hat das alte Buch hier zu thun? sprach eine Dame zu ihrer Freundinn, auf deren Tische sie am neuen Jahrstage ein schon mehrere Monate früher erschienenes Taschenbuch liegen sah.

Aergerlich genug, erwiederte die Andere, daß sich mein Mädchen Alles zehn Mal befehlen läßt! Es ist schon länger als sechs Wochen, daß ich sie das abgenutzte Spielzeug in die Rumpelkammer werfen hieß. Dafür soll es aber auch jetzt auf der Stelle weggeschafft werden. Ich will nicht zum zweyten Mal wegen der nachläßigen Dirne mich schämen müssen.

Denke Dir, sprach A. zu B. mein Erstaunen! Ich habe immer geglaubt, Pusillus sey ein großer Einfaltspinsel. Aber auf einmal lese ich in Klingklangs Taschenbuche Gedichte und Erzählungen von ihm.

Denke Dir, Freund! auch mein Erstaunen, antwortete B. Ich habe immer geglaubt, dieser Pusillus sey ein Mensch von ganz erträglichem Verstande. Aber seit ich in Klingklangs Taschenbuche seine Gedichte und Erzählungen gelesen habe, weiß ich, daß er ein großer Einfaltspinsel ist.

Wilhelm Gottlieb Becker! Unsterblicher Name! Der große Mann hat das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen gestiftet, und Gott weiß wie manches Jahr herausgegeben.

VII.

Shakespears Lobpreiser.

Shakespeare könnte wirklich der größte aller Dichter seyn, und dennoch vernünftigen Leuten

durch das ekelhafte Gewäsch mancher seiner Lobpreiser verhaßt werden. Wie man behauptet, daß jeder Mensch seine eigene Religion habe, so hat jeder dieser aufgedunsenen und haltungslosen Kunstschwätzer seinen eigenen Shakespeare, und nur in dem einzigen Ausspruch kommen sie mit einander überein, daß man schlechterdings ihrem Helden keine Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn man nicht vor Bewunderung desselben geradezu — ein Narr werde.

Im Brockhausischen Conversationslexikon ist der vergötterte dramatische Sans Cülotte der Engländer, der, wenn er noch lebte, zuverläßig seinen deutschen Anstaunern und Lobposaunern zuerst in's Gesicht lachen würde, vollends gar dem freundlichen Herrn Franz Horn in die Hände gefallen, der des Unsinns so voll von ihm war, daß er sich erst nach angefüllten ein und zwanzig Seiten, deren jede bekanntlich im Conversationslexikon ein halbes Buch ist, erschöpft fand.

Der Aufsatz beginnt mit der veralteten Kraftgeniestirade, daß Shakespears Geist zu gewaltig gewesen sey, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagslebens erdrücken zu lassen. Gewisse Leute werden nie vernünftig werden, und daher werden sie auch nie aufhören, rasende Lehren zu predigen. Eine rasende Lehre ist es aber, daß jeder Milchbart, der sich einbildet, er sey von der Natur zu einem poetischen Monstrum geschaffen, dem sogenannten Alltagsleben den Krieg ankündigen müsse. Das Alltagsleben hat noch keinen ausgezeichneten Geist erdrückt, aber der affectirte Haß desselben hat die unselige Folge, daß man bald vor lauter Thoren von dem unerträglichsten Schlag nicht mehr weiß, wo man in der Welt bleiben soll.

Recht Franzhornischpossirlich ist es, daß von ihm noch jetzt, nach mehr als dritthalbhundert Jahren, der Edelmann, Sir Thomas Lucy, zu Charlecote, weil er den jungen

Shakespeare wegen einer Wilddieberey gericht-
lich belangte, ein Pedant gescholten wird.
Ein vernünftiger Herr, heißt es, würde auf
die zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit
einer frisch in's Leben greifenden Jugend,
die sich nun einmal nicht von vornherein in
die Bande der Philisterschaft schlagen läßt,
Rücksicht genommen haben. Wenn also das
siebente Geboth nicht nur dem Alter, sondern
auch der frisch in's Leben greifenden Jugend
zuruft: Du sollst nicht stehlen! so muß
man ihm nach Herrn Franz Horn antworten:
Rufe, so lange Du willst, pedantisches Ding!
Junge Leute, die sich nun einmal nicht von
vornherein in die Bande der Philisterschaft
schlagen lassen, werden Dich auslachen, und
Dir zum Trotz stehlen, so oft es ihre zum
Wildfang geneigte Persönlichkeit so haben will.
Man muß im Ernst sich Glück wünschen, daß
die Gerichte das Privilegium zu stehlen, das
Herr Franz Horn der frisch in's Leben greifenden
Jugend ertheilt, nicht anerkennen, sondern
die jungen Diebe so gut hängen lassen, als
die alten. Zum ersten Mal lernt man auch
bey dieser Gelegenheit von Herrn Franz Horn,

daß die Leute, die es übel nehmen, wenn man sie bestiehlt — Pedanten sind. Uebrigens war Shakespeare, als er das Verbrechen beging, wenn gleich erst zwey und zwanzig Jahre alt, doch schon Ehemann und Vater mehrerer Kinder, und es ist also auch von dieser Seite eine große Albernheit, wenn man für ihn bey einer strafbaren Handlung die Nachsicht fodert, auf welche allenfalls ein junger Mensch, der kaum aus den Knabenjahren herausgetreten ist, bey einem verübten Muthwillen Anspruch machen könnte. Ueberhaupt zeigt man sich selbst als den lächerlichsten aller Pedanten, wenn man über eine auf alle Fälle nichtsbedeutende Geschichte, die durch Jahrhunderte den Augen der heutigen Welt entrückt ist, sich jetzt noch in ein Vernünfteln einläßt. Auf diese Art wäre es freylich kein Wunder, wenn Jemand mit einer einzigen Abhandlung, wäre es auch sogar eine über einen deutschen Modekritiker und Karfunkelpoeten, oder über einen Schicksalstragödienschreiber, alle zehn Bände des Conversationslexikons anfüllte. Vermuthlich würde Herr Franz Horn, hätte er der Acten über den

Wilddiebsproceß habhaft werden können, nicht ermangelt haben, sie mit seinen tiefsinnigen Anmerkungen begleitet, seinem Aufsatz ebenfalls einzuverleiben.

Geschimpft wird in diesem Aufsatz von Herrn Franz Horn, den Manen Shakespears zu Ehren, über den Schauspieldichter Ben Jonson, über die lateinische Inschrift zu Shakespears Gedächtniß an der Kanzel in der Kirche zu Stratford, über die Engländer, die gern rechnen und Geldsummen wenigstens im Munde führen, über einen Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und den Shakespearsbaum abhauen ließ, über die Korrectheit der Dichter, über den König Carl den Zweyten von England, über den Kunstrichter Johnson, einen durch Verstand, Witz, Scharfsinn, Geschmack und Gelehrsamkeit in hohem Grad ausgezeichneten Mann, welchem also der Verfasser der Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands die Schuhriemen nicht aufzulösen werth ist, über das von Lessing angeblich niedergeschmetterte deutsche Alexandrinertheater, über den überaus correcten Pope, von welchem Riesen Herr Franz Horn, der

Zwerg, zu sagen die Stirn hat: Er spreche Manches über Shakespeare in den Tag hinein. Doch wer schreibt gern Franzhornitäten ab, und wer mag sie lesen? Herr Franz Horn hat sich bekanntlich schon mehr als ein Mal vor dem Publikum für einen großen Freund der Polemik erklärt, und Polemik heißt bey ihm über Dinge, die ihm mißfallen, und über Leute, deren Ansichten von der Poesie nicht mit seinen albernen Grillen übereinstimmen, schimpfen. Daß die den unaussprechlichsten Ekel erregenden Franzhorn'schen Lieblingswörter und Blümchen: Betrübt, Andeutung, vornehm, frisches und gesundes Gemüth, Lästerlichkeiten, gesundkräftige, ritterlichruhmbegierige Zeit ꝛc. dem Leser auf jeder Seite, wie Dorn und Disteln auf einem verfluchten Acker, begegnen, von dieser betrübten Wahrheit überzeuge sich zu seiner eigenen Strafe Jeder selbst, der mir nicht auf's Wort glauben will.

Zu melden ist auch noch, daß Herr Franz Horn mit der Inschrift auf Shakespears Bildsäule in der Westmünsterabtey aus dem eigenen Schauspiele des Dichters, der Sturm, nur mittelmäßig zufrieden ist, und einer von ihm ange-

gebenen, zehn Mal weniger passenden den Vorzug gibt. Billig sollte er sich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und diese nach London schicken, weil es mir sehr leid um die englische Nation wäre, wenn der Name Franz Horn ihr nicht wenigstens eben so viel Ehrfurcht einflößte, als seinen deutschen Landsleuten. Von der eigentlichen Kritik des Herrn Franz Horn in seinem unendlichen Aufsatz sey es genug, zu bemerken, daß er zu fremder Albernheit seine Zuflucht nimmt, sobald er sich von seiner eigenen verlassen sieht.

Wie will es das Conversationslexikon verantworten, daß es die Bearbeitung eines Gegenstands, von welchem die Redaction annehmen mußte, er werde von den meisten Lesern für einen der wichtigsten gehalten, einer so ungeschickten Hand anvertraute?

VIII.
Albernheiten und Lügen
des Conversationslexikons über Schiller.

Wer war Schillers Mutter? Wem ist diese Frage, sey er auch ein noch so begeisterter Verehrer des verstorbenen Dichters, nicht völlig gleichgültig? Wenn man aber, wie das Conversationslexikon, ihrer einmal zu gedenken für nöthig findet, so sollte man wenigstens die Neugierigen nicht durch falsche Nachrichten täuschen. Schillers Mutter war nicht, wie das Conversationslexikon erzählt, aus Kodweis gebürtig, sondern sie war eine geborene Kodweis. Der Himmel mag wissen, ob es überhaupt einen Ort dieses Namens in der Welt gibt. An welchem Orte des vormaligen Herzogthums Würtemberg übrigens die ehrliche Frau, die durch den Ruhm ihres Sohns um kein Haar merkwürdiger wird, als jede andere Mutter, zuerst das Licht der Welt erblickte, diesen Umstand zu erforschen, bleibe den Leuten überlassen, die sich gern — um Kleinigkeiten bekümmern.

Unbegreiflich ist es, wie das nämliche Lexi-

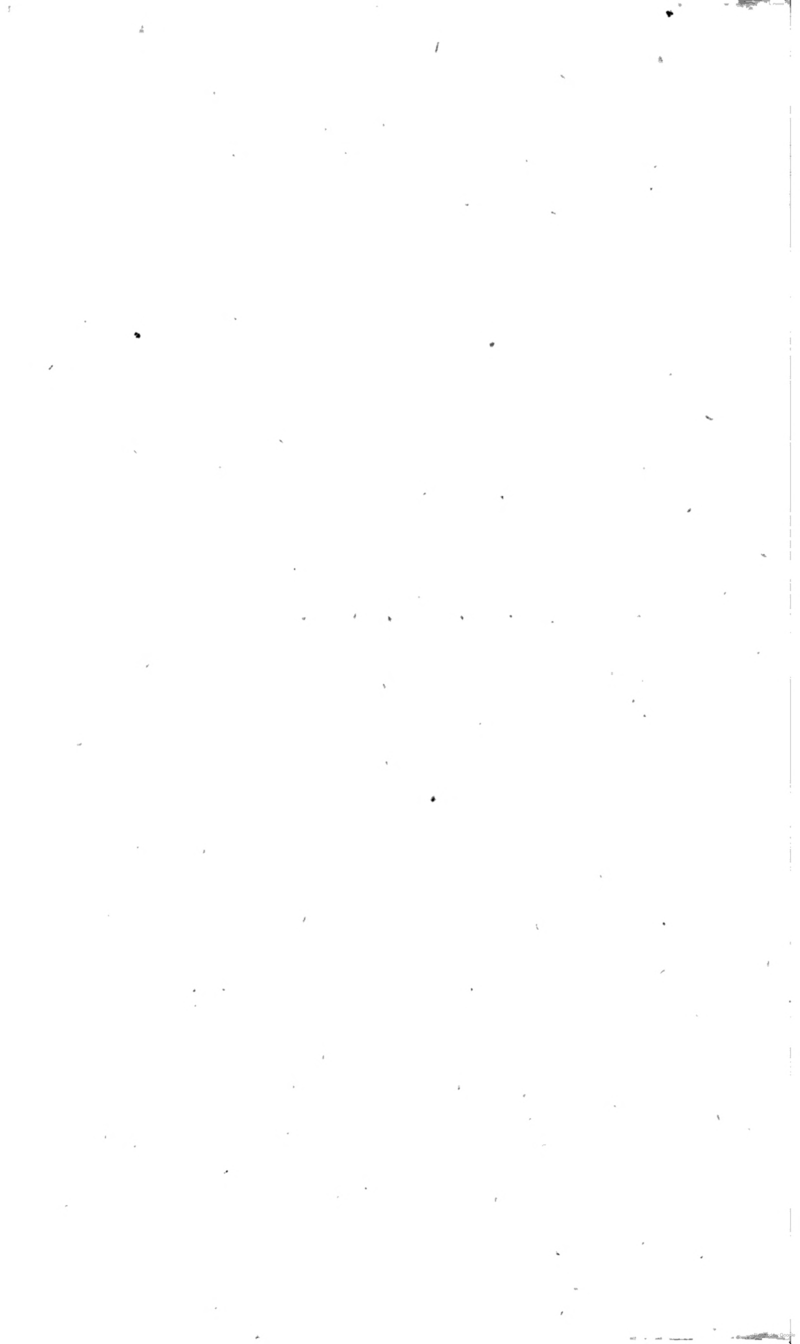
kon behaupten kann, Schiller habe die unter dem Titel Anthologie bekannte Sammlung größtentheils verunglückter, und von ihm später bis auf ein Paar Fragmente verworfener Gedichte in Gemeinschaft mit Stäudlin veranstaltet. Gerade diese Anthologie setzte Schiller dem ungleich bessern Musenalmanach von Stäudlin feindselig entgegen, und mißhandelte ihn nicht nur in der Vorrede, sondern auch in einigen Gedichten der Sammlung auf eine Art, die weder seinem Witz, noch seinem Character zur Ehre gereichte. Schiller war damals viel zu trunken von dem Lärm, den seine Räuber gemacht hatten, als daß er sich an einen Dichter, wie Stäudlin, der freylich neben ihm keinen sonderlichen Glanz zurückwarf, hätte anschließen können.

Wäre die Behauptung des Conversationslexikons richtig, daß die Tochter des Hofkammerraths Schwan, in Mannheim, das von Schiller unter dem Namen Laura besungene Frauenzimmer sey, so müßte er sie besungen haben, ehe er wußte, daß sie in der Welt war. Jene Gedichte entstanden lange vorher, ehe Schiller nach Mannheim kam, und es war damals gar kein Geheimniß in Stuttgart, daß die Besungene die

Wittwe eines Hauptmanns Vischer sey, mit welcher der Dichter in Einem Hause wohnte. Diese neue Laura war übrigens ohne alle persönliche Reitze, und es lief daher die Spottrede in der Stadt umher, Schiller sey bloß in die ausschweifend gelben Haare seiner Laura, und zwar wegen der Aehnlichkeit mit den seinigen, verliebt. Möglich ist es jedoch, daß Schiller, um sich nach allen Theilen als einen Dichter zu beweisen, während er in Mannheim lebte, die Jungfer Schwan zu seiner zweyten Laura erkor.

Daß der Verfasser des Abschnitts im Conversationslexikon behauptet, es habe Schillern auch nicht an dem „recht eigentlichen epigrammatischen Witz" gefehlt, mag er — bey dem Witz selbst verantworten. In keinem Falle aber hätte er, um seine Behauptung zu beweisen, sich auf die berüchtigten Xenien berufen sollen, indem eines Theils kein Mensch weiß, welche dieser Xenien Schillern zu Verfasser haben, und andern Theils bey den meisten derselben gerade der „recht eigentliche epigrammatische Witz" von Kennern vermißt wird.

Komödienwesen.



Der Schauspieler.

Aus den Papieren
eines Eingeweihten der Kunst.

I.

Ist das Schauspielen eine Kunst?

Was hat der Schauspieler zu leisten? Antwort. Er muß die Person, die Handlungen und die Leidenschaften einer andern Person vorstellen. Ein Mensch also stellt einen Menschen vor, und dieses Vorstellen soll eine Kunst seyn? Ein Mensch stellt sich, er begehe diese oder jene Handlung, die ein anderer Mensch wirklich begangen hat, und dieses Scheinthun macht ihn zum Künstler! Es

steht in einem Buche, hier hat Wilhelm Tell dieses, hier hat er jenes gesprochen, hier hat er Demuth, dort Stolz bewiesen, hier hat er sich liebend, dort hassend gezeigt, hier sah man ihn heftig, dort gelassen, hier lachte, dort weinte er. Der Schauspieler Eslair macht es gerade eben so, und alle Welt ruft bey diesem Spiel: Welche Kunst! Seit wenn gehören aber Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nicht mehr der Natur, sondern der Kunst, oder wenigstens beyden zugleich an? Ich frage ferner: Kann die Kunst mit der Natur auf einen Zweck hinarbeiten, oder mit andern Worten, kann sie schaffen, was die Natur bereits geschaffen hat? Kunst ist der wahre Gegensatz der Natur, und wenn sie zu leisten sucht, was die Natur allein vermag, so ist ihre eigene Zernichtung die unmittelbare und unvermeidliche Folge. Eben so, wie die Natur weder malt, noch Bilder aus Stein erschafft, noch in Erz gräbt, eben so schafft die Kunst weder lebendige Wesen, noch wirkliche Bäume nnd Blumen. Was ist aber die Aufgabe des Schauspielers anders, als ein Hervorbringen dessen, was

schon in der Natur vorhanden ist, und was in der Nachahmung gar nicht anders erscheinen kann, als im Urbilde? Ein künstlicher Zorn, und also der Zorn auf der Bühne, ist entweder einerley mit dem natürlichen, oder er ist gar Nichts. Hält man mir entgegen, eben in der Aehnlichkeit eines nicht vorhandenen Zorns mit einem natürlichen liege die Kunst, so bitte ich demüthig, mich zu belehren, erstens an welchen Merkmalen ich bey einer Gemüthsbewegung Kunst und Natur von einander unterscheiden kann, und zweytens, ob es ein unsinnigeres Streben gibt, als das Natürliche selbst in ein Künstliches zu verwandeln, und namentlich Menschen und ihre Leidenschaften als Kunstwerke auf die Bühne zu bringen? Einen Menschen dichten ist Kunst, aber mit meinem Körper einen andern Menschen spielen, ist Gaukeley. Mit Recht kann ich sagen: Schillers Wallenstein, aber mit dem nämlichen Recht, mit welchem ich sage: Flecks Wallenstein, kann ich sagen: Flecks Fleck. Aber, sagen die Verehrer der Bühne, der veredelte Ausdruck der Gemüthsbewegungen und der

Leidenschaften ist doch eine Kunst, und ich antworte wieder: Nichts ist eine Kunst, was ein Werk der Natur ist, und was ist auch der veredelte Ausdruck der Gemüthsbewegungen und der Leidenschaften anders, als die Natur selbst? Nicht zu gedenken, daß es kaum einen schwankendern Begriff gibt, als einen veredelten Ausdruck irgend eines menschlichen Seelenzustands. Eben so verhält es sich mit der Forderung an den Schauspieler, daß er die Leidenschaft, oder die Gemüthsbewegung nach der Eigenthümlichkeit dieser oder jener Person darstelle. Die Worte allein, und also das Werk des Dichters, begründen den Unterschied zwischen dem Zorn des Achill, und dem Zorn eines Thersites. Doch das Brockhausische Conversationslexikon, dessen Weisheit bekanntlich über alle Einwendungen erhaben ist, belehrt uns in dem Abschnitt: Schauspielkunst, ganz anders. Der Schauspieler, sagt der Verfasser, ein bekannter verunglückter Schicksalstragödienschreiber und hirnloser Kritikaster, muß die Person, welche er scheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche

Person, soweit es dern Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. So sehr man diese tiefe Weisheit und diese neuen Entdeckungen zu bewundern genöthigt ist, so dringen sich doch dem Nachdenken einige Fragen, Zweifel und sogar Einreden auf. Angenommen, ich stelle mir irgend eine Person mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Geiste vor, bin ich darum im Stande, sie durch meine wirkliche Person zu versinnlichen? Versteht denn das Conversationslexikon unter Person nicht auch die Gestalt, oder die äußere Erscheinung, die kein Mensch in seiner Gewalt hat? Bin ich auch bis auf einen gewissen Grad Herr über meine Geberden, so verleiht mir doch diese Herrschaft noch bey weitem nicht das Vermögen, irgend eine mir vorschwebende Persönlichkeit durch die meinige zu versinnlichen, oder darzustellen, und was also das Conversationslexikon fodert, ist eine reine Unmöglichkeit, die es schon selbst durch die weisliche Klausel: So weit es die Beschaffenheit der Person des Schauspielers zuläßt, angedeutet hat. Oder kann eine durch persönliche Hindernisse beschränkte Darstellung anders als

im höchsten Grade mangelhaft ausfallen? Leiste aber auch der Schauspieler das Unmögliche, was wird er gewinnen? Muß nicht jedes Dargestellte für das, was es seyn soll, erkannt werden? Oder mit andern Worten, muß nicht jedes Kunstwerk sich selbst aussprechen? Wie soll aber der Zuschauer erkennen, einmal, der Schauspieler hat sich die Person, die er scheinen will, richtig gedacht, und dann, gerade so, wie er sie sich dachte, hat er sie dargestellt? Gewiß dachte sich der Dichter z. B. seinen Wilhelm Tell, und dachte sich ihn der Zuschauer ganz anders, als beyde ihn selbst von dem geschicktesten Schauspieler dargestellt sehen. Wie könnt Ihr aber eine Kunst nennen, was, weil es weder nach Gesetzen geübt, noch nach Gesetzen geprüft werden kann, schlechterdings nicht erkennbar ist? Die Rede wird verstanden. Aber wie soll die Persönlichkeit eines Julius Cäsar, die ein zwey tausend Jahre nach ihm lebender Schauspieler darzustellen sich herausnimmt, verstanden werden? Der Komödienzettel und ein guter Theaterschneider, diese sagen uns besser als Garrik: Hier seht Ihr den Hamlet!

Wenn das Lexikon ferner sagt, der Mensch sey bey Ausübung der Schauspielkunst Werkmeister, Stoff und Kunstwerk zugleich, so muß man ihm zugestehen, es hätte sich nicht glücklicher ausdrücken können, um die Absurdität der Behauptung, das Schauspielen sey eine Kunst, in ein recht grelles Licht zu stellen. Welch eine Fieberkrankenidee, ein Kunstwerk, das sein eigener Künstler, und ein Künstler der sein eigenes Kunstwerk ist! Und dann Kunstwerk und Künstler, die ihr eigener Stoff sind! Fühlt man zugleich nicht den Widerspruch schon in der Sprache, wenn man von einem Werke, einem Kunstwerke redet, das bloß in Geberden und in Worten, die man von jeher den Werken entgegen gesetzt hat, besteht? Wohl klagt ein Dichter: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze! Aber warum zog er aus dieser trivialen Wahrheit nicht die Folgerung, daß was nicht auf die Nachwelt kommt, sondern mit dem Augenblicke entsteht und vergeht, man nenne es Kunst, oder Fertigkeit, höchstens einen sehr untergeordneten Werth haben kann? Wenn endlich Selbstständigkeit die erste Bedingung einer Kunst

ist, wie kann das Spiel auf der Bühne, das nicht mehr als das Organ der dramatischen Dichtkunst ist, und welchem noch eine Menge anderer Künste zu seiner Hülfe unentbehrlich sind, sich dieses Namens anmaßen?

II.

Verträgt sich das Geschäft des Schauspielers mit der Würde des Menschen?

Kann jemals die Frage entstehen, ob man sich irgend einer Kunst, oder selbst des gemeinsten Handwerks zu schämen Ursache hat? Zweifelte man aber nicht von jeher, und zweifelt man nicht noch täglich, ob man ein Schauspieler seyn könne, ohne seiner Würde zu nahe zu treten? Und woher rührt dieser Zweifel? Sollte er wirklich, wie die Schauspieler und ihre Freunde behaupten, ein bloßes Vorurtheil des Pöbels seyn? Es lohnt sich der Mühe, dieser Frage eine besondere Untersuchung zu widmen. Der Lastträger und der Schauspieler, beyde werden zu körperlichen Diensten gedungen. Aber der Lastträger verdingt nur seine körperliche Kraft, mit

dem Schauspieler hingegen schließt das Publikum einen förmlichen Vertrag um seine Person, und nicht etwa ein Werk von uns, sondern unser eigenes Selbst müssen wir einer Menge, die von der Bühne herab sinnlich angeregt seyn will, zum Opfer bringen. Wir malen nicht, gleich dem Maler, ein Bild auf Bestellung, wir machen uns selbst zum Bilde, oder eigentlich zur Marionette, und das Erniedrigende dieses körperlichen Dienst's kann durch die geistige Kraft, die allenfalls dabey wirksam ist, keineswegs aufgehoben werden. Mag das Geschäft des Schauspielers auch die Weisheit eines Salomo, und das Genie eines Shakespeare erfordern, der Gebrauch, den er von seiner Persönlichkeit macht, und der Beruf, zur Unterhaltung und Belustigung Anderer öffentlich zu spielen, seine Geberden zu verstellen, und was man Einem in den Mund legt, Weisheit und Thorheit, Erhabenes und Gemeines vorzubringen, wird ewig mit der Würde des Menschen unverträglich bleiben. Ob ich für Andere spiele, oder von ihnen mit mir spielen lasse, wo liegt der Unterschied?

Offenbar läßt sich auf dem einen Wege so wenig Ehre erwerben, als auf dem andern. Und haben wir etwa stolz zu seyn Ursache, wenn wir auf den Bretern erscheinen müssen, nicht weil Kunstliebe, sondern weil die Stunde uns ruft, in welcher unser Despot, die schaulustige Menge, sich von uns ergetzen zu lassen gewohnt ist? Umsonst beruft man sich auf andere Künste, die ebenfalls nach Brod gehen, und der Laune ihrer Gönner und Beschützer unterthan sind. Es ist doch wohl ein wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Abhängigkeit und unserer Knechtschaft. Daß das Komödienwesen der Götze unserer Tage ist, dieser Umstand muß, weit entfernt, unsern Beruf in unsern Augen zu adeln, uns vielmehr um so mißtrauischer gegen denselben machen. Man hört freylich nicht auf, von den Verdiensten der Bühne um sittliche Veredlung und geistige Bildung zu sprechen. Allein man kann sogar diese Wirkungen, so schwer sie auch zu beweisen seyn möchten, zugeben, ohne daß die Schauspielerwürde dabey gewinnt. Ein Werkzeug mag noch so nützliche Dienste leisten, und noch weit nachdrücklicher und un-

mittelbarer, als es die Schauspieler vermögen, Menschenbesserung befördern, es ist und bleibt doch immer nur ein Werkzeug.

Setzt Jemand diesen Betrachtungen den Einwurf entgegen, daß sie zu viel beweisen, weil aus ihnen folgen würde, es dürfe gar keine Bühne bestehen: so gebe ich, weit entfernt, in Verlegenheit zu kommen, die Folgerung zu, und sage: Also weg mit dem Theater! Kein Gut in der Welt, viel weniger ein bloßes Vergnügen, darf um den Preis erkauft werden, daß ein Mensch sich einem zweydeutigen Beruf hingibt. Mag es immerhin nicht an Leuten fehlen, die mit gleicher Begierde Schauspiele als Brod fordern, ihrem Verlangen darf höchstens durch ein Marionettentheater entsprochen werden. Jeder Mensch ist zu gut für ein Gewerbe, das ihn zur Puppe und zum Spielzeug macht.

Möchte aber auch das Schauspielen die erste aller Künste, und der körperliche Dienst auf den Bretern nicht erniedrigend seyn, wo bleibt dem ungeachtet die Würde unsers Berufs, so lange die Bühne selbst noch in einem zweydeutigen Lichte erscheint? Ist ihr Einfluß für

die Sitten und die Bildung nützlich, oder schädlich? Diese Frage ist bis auf die jetzige Stunde noch unentschieden, desto gewisser ist aber, daß sittliche und geistige Vervollkommnung auf andern Wegen und durch andere Mittel leichter, schneller und mit minderer Gefahr bewirkt werden können.

Ich will nicht hoffen, daß Jemand unsere Bühne durch die Bühne der Alten vertheidigen will. Wie kann man sich einfallen lassen, griechische Nationalfeste, bey welchem dem ganzen Volke, nicht zur Lust, und nicht zur Unterhaltung, sondern um es zum Gefühl seiner eigenen Größe und Würde zu erheben, seine Götter und seine götterähnlichen Helden in Handlung gezeigt wurden, und für welche Aristophanes so gut, als Sophokles und Euripides dichtete, mit einem Spiele zu vergleichen, durch welches Menschenhaß und Reue, Kabale und Liebe, Verbrechen aus Ehrsucht, die Räuber, die Sonnenjungfrau, die Hussiten vor Naumburg und ähnliche Herrlichkeiten, der ganz elenden Müllner'schen Stücke nicht zu gedenken, vor die Augen der Zuschauer gebracht werden? Nicht, wie Schiller

meint, bloß die Iffland'schen Hofräthe und Secretäre, seine eigenen Helden sind ein Misere, wenn man sie mit den Heroen der alten Schauspiele vergleicht. Mit der Geschichte und mit dem ganzen Leben und Weben eines Volks muß seine Bühne in Eins zusammenfallen, wenn sie nicht ein Gaukelspiel ohne Zweck und ohne Würde seyn soll. Diese Forderung ist aber nur bey einem Volke denkbar, dessen Geschichte bereits Jahrtausende zählt, und dessen Größe alle spätern Geschlechter mit Staunen und mit Ehrfurcht erfüllt. Ein Theater in Krähwinkel ist ein Unding. Und welche Stadt in unsern Tagen ist nicht ein Krähwinkel gegen das alte Rom und gegen das alte Athen? Kurz, mit den Göttern und den Helden des Alterthums ist auch die Zeit der ächten und einzigen Bühne verschwunden, und was wir unter diesem Namen besitzen, verdient nicht einmal ein Schatten, und kaum ein Zerrbild von ihr zu heißen.

Fragt man, um noch einmal auf die Schauspieler zurückzukommen, welchen Rang die Alten den ihrigen einräumten: so ist kein Zweifel, daß sie die bessern vor den schlechtern

auszeichneten. Aber alles Lob, das die Römer ihrem Roscius ertheilten, beweist noch keineswegs, daß sie ihn mit ihren Malern, mit ihren Bildhauern, oder gar mit ihren Dichtern in Eine Klasse setzten. Nicht zu gedenken, daß man wohl zu der Frage berechtigt ist, ob die damals schon entarteten Römer einer Kunst, die ihren Sinnen schmeichelte, nicht mehr Werth beylegten, als sie verdiente?

Ich habe Wahrheiten gesagt, die man in keinem unserer Tagblätter liest, selten hört, und mit welchen ich mir ohne Zweifel schlechten Dank bey der Menge erwerbe. Allein eine der ältesten Wahrheiten ist, daß wer gefallen will — keine Wahrheiten sagen muß.

Aufsätze
vermischten Inhalts.



I.

Willibalds
Frauenlob und Frauentadel.

Wenn es eine Frau gibt, die ein Geheimniß bewahrt, so ist zwey Mal zwey nicht vier.

*

Es gibt Weiberfeinde, aber keine Männerfeindinnen.

*

Die meisten Frauen bilden sich ein, durch ein einziges Ja das Recht erworben zu haben, ewig Nein zu sagen.

*

Das Loos der Frauen ist, die Männer zu beglücken, ohne von ihnen beglückt zu werden.

*

Wäre es Sitte, daß die Frau sich den Mann wählte, die Ehen würden zuverläßig glücklicher ausfallen.

*

Weg mit den Frauen, die es nach den

Geschäften der Männer gelüstet! Es mag hingehen, wenn Herkules sich an den Spinnrocken seiner Omphale setzt. Aber wer mag diese in der Löwenhaut ihres Gemahls und mit seiner Keule ertragen?

*

Gott schuf nur den ersten Mann. Den ersten Menschen hat Eva aus dem Adam geschaffen.

*

Nichts ist verletzender, als weiblicher Spott, und gleich manchen wilden Völkern schießen die Frauen nur mit vergifteten Pfeilen.

*

Eine Frau, die zu gefallen sucht, wird ihren Zweck weniger verfehlen, wenn sie nach dem Schminkpinsel, als nach der Feder greift.

*

Jede schöne Frau ist in den Augen der Männer eine legitime Königin. Aber mit ihrer Schönheit verliert sie auch ihren Thron.

*

Durch die leidige weibliche Schreibsucht wird die Zahl der elenden Bücher vermehrt, und die Zahl der liebenswürdigen Frauen vermindert.

*

Unseliges Streben der Weiber nach männlichen Eigenschaften! Eine Frau sollte sich lieber in ein Krokodill, als in einen Mann verwandeln wollen.

*

In der Ehe kann zwar der Mann Gewalt üben, aber herrschen kann nur die Frau.

*

Ohne Zweifel könnte man eine Frau nicht härter strafen, als wenn man sie verurtheilte unter lauter Blinden zu leben.

*

Wenn ich bedenke, daß es auch stumme Mädchen gibt, so kann ich mich nicht enthalten, auszurufen: Bey Gott ist kein Ding unmöglich!

*

Manche Frau läßt ihren Mann eiserne Ketten tragen, damit er ihr goldene kaufen muß.

*

Schönes Mädchen! sey nicht zu stolz auf Deine Reitze, und bedenke, daß eine Zeit kommt, wo Dir Dein Spiegel für ein Gebetbuch feil ist.

*

II.

Theodors Gedanken, Einfälle und Meinungen.

Geldgeitz und Geldstolz im Verein bilden den hassenswürdigsten Character.

*

Der Geitzhals hat an seinem Gold einen Gott, der ihn in die Hölle bringt.

*

Ein Geitziger ist ein Armer, der kein Mitleid verdient.

*

Unsere Modephantasten suchen eine Ehre in der Tollheit, und Manchen von ihnen würde man als einen ziemlich vernünftigen Menschen kennen lernen, wenn man ihm bey Kopfabhauen verböte, ein Narr zu seyn.

*

Ein Vielfraß an einer Wirthstafel ist der nützlichste Gast für den Wirth. Ißt er für Vier, so entleidet er dagegen Zwölfen das Essen.

*

Das Glück macht viele Unglückliche.

*

Nichts ist weniger tragisch, als die Liebe.

*

Der Haß ist so gut ein Bedürfniß, als die Liebe.

*

Die Deutschen werden nicht müde, mit ihren Helden und Dichtern aus ältern und neuern Zeiten zu prahlen. O kleine Nation, mit Deinen großen Männern!

*

In der Kunst viel fordern, und mit Wenigem zufrieden seyn, ist ächt deutsch, und ächt abderitisch.

*

Ein Tollhaus kann der ärmste Staat erhalten, aber für ein Narrenhaus wäre der reichste zu arm.

*

Ich will nicht wissen, was Ihr gethan habt, und noch weniger, was Ihr thun wollt, sondern was Ihr thut.

*

Gottlob, daß Furius, der reiche Filz, kein Brunnen ist! Er würde jeden Wanderer Durst sterben lassen.

*

Man darf keine Beleidigung ungeahnet lassen. Oder mit andern Worten: Ehrenschulden müssen bezahlt werden.

*

Die Liebe gleicht der Nahrung. Man kann nicht ohne sie leben. Aber sie ist ihr unähnlich, weil man nicht von ihr leben kann.

*

Der Reichthum macht Tausende schlecht, aber nicht einen Einzigen gut.

*

Der Geitz ist das dummste Laster.

*

Ich vermag durch kein Nachdenken herauszugrübeln, wozu die Traurigkeit gut ist.

*

Ein Verdienst, das sich nicht selbst belohnt, ist keins.

*

Lobt nicht den Mann, der seine Schulden bezahlt, sondern den, der keine macht.

*

Verbrannte Kinder, sagt man, fürchten das Feuer. Der Spruch gilt aber nicht von den großen Kindern.

*

In den Zeitungen sind mir die Lügen lieber, als die Wahrheiten.

*

Nichts gibt der Eitelkeit mehr Nahrung, als die Poesie, und darf man sich daher noch wundern, daß die Frauen sich ihr so gern ergeben?

*

Der Glaube versetzt Berge, aber die Leyer des Orpheus zwingt sie, sich von selbst zu bewegen.

*

Schlagt einem Geitzhals lieber ein Loch in den Kopf, als daß Ihr ihm eins in sein Kleid reißt.

*

Gewisse Leute hören um so weniger, je länger ihre Ohren sind.

*

Wer von seinem Reichthum den rechten Gebrauch macht, ist nicht reicher als andere Leute, aber glücklicher, als sie.

*

Niemand taugt weniger zum Herrschen, als Gelehrte. Man hat wohl schon Könige vom Pflug weggenommen, aber keinen vom Schreibtisch.

*

Niemand hat mehr Feinde, und Niemand braucht weniger Feinde zu fürchten, als die Vernunft.

*

Legt einen Narren an die Kette, und sollte Ihr sie auch einem Verbrecher abnehmen müssen.

*

Ich ehre die Adelichen, aber ich meide so sehr ich kann die Geadelten.

*

Wie es für Ammen und Kinder ein Schlaraffenland gibt, so ist das Mittelalter die Schlaraffenzeit poetischer Modephantasten.

*

Wir Deutschen sind ein gar genügsames Volk. Wir jubeln beym Apfelmost, wenn wir keinen Champagner haben, und sind uns die Kupferstiche zu theuer, so behelfen wir uns mit — dem Steindruck.

*

Ich verlange keine andere Revolution, als die, welche der jüngste Tag bringt, und denke selbst bey dieser mich ganz leidend zu verhalten.

*

Der Deutsche ist der ewige Lobpreiser frem-

der Vorzüge. Blühten in Italien statt der Citronen die Holzäpfel, so würde er diese besingen.

*

Unsere neuesten Wunderthäter erfahren zu ihrem Befremden, daß, troß dem Sprichwort, die Welt — nicht betrogen seyn will.

*

Die meisten Tagblätter könnte man füglich Blätter für Tagdiebe nennen.

*

Ein Schwärmer ist ein Mensch, der den Verstand verloren hat, und über den Verlust frohlockt.

*

In einer Stadt, wo nicht ein einziger berühmter Mann lebt, suche man die meisten vernünftigen, ruhigen und anspruchslosen Menschen.

*

Wer einen guten, aber schlechtgesagten fremden Gedanken besser sagt, errettet einen Ertrunkenen.

III.

Vorrede

zu einer noch ungedruckten Gedichtesammlung des Verfassers.

Die gegenwärtigen, in einem Zeitraume von vier und vierzig Jahren entstandenen Gedichte, von welchen ein nicht unbeträchtlicher Theil hier zum ersten Mal gedruckt erscheint, sind im eigentlichen Sinne des Worts eine Ausgabe der letzten Hand.

Möge das bessere, dem Verfasser wohlwollende Publikum wenigstens seinem guten Willen, den Erzeugnissen seiner Muse den ihm möglichen Grad der Vollendung zu geben, und zugleich seiner mit der höchsten Sorgfalt getroffenen Auswahl Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bey dieser Gelegenheit wird man es ihm wohl verzeihen, wenn er ein letztes Wort über die kritische Verwilderung verliert, die in unsern Tagen mit der poetischen Hand in Hand geht.

Wehe dem Dichter, der Unsinn, Gemeinheit und Rohheit bey ihrem rechten Namen nennt, und die Musen und Grazien nicht mit Bacchantinnen verwechselt! Die jämmerlichen Handlanger in gewissen Unterhaltungsblättern haben längst alle Schranken des Anstands niedergerissen, und schämen sich nur noch — der Scham. Schimpfworte und Schmähungen müssen die Stelle des Tadels und der Gründe vertreten, und der gassenkehrende Pöbel sieht sich von dem schreibenden verdunkelt.

Auch ich, meines geringen Orts, bin von der Rachsucht, der Bosheit und der Partheienwuth einiger dem Wink eines vielbemittelten, und wenig geachteten Brodherrn sclavisch gehorchenden Tagwerker nicht verschont geblieben. Aber da auch dieses Gewürm, weil es einmal da ist, leben muß, so denke ich christlich genug, ihm auch noch ferner das Mitleid, auf welches Hunger und Kummer gerechten Anspruch machen, nicht zu versagen, und von dieser meiner Verzeihung sey sogar der berüchtigte Kritikaster nicht ausgenommen, an dessen eigenen Schriften, die von Niemand gelobt werden, als von ihm selbst, sich keine Kritik zu versündigen vermag.

IV.
Das achtzehnte Jahrhundert.

Eine Standrede.

Es wäre ungerecht, Dir, dem entschlafenen Jahrhundert, so viele Vergehen Dir auch zur Last fallen, ganz alle Verdienste absprechen zu wollen. Es hatte, um gleich eines der wichtigsten zu nennen, vor Dir kaum einen erträglichen Schulmeister gegeben. Wer zählt dagegen die Elementarwerke, die Lehrbücher für die Lehrenden und Lernenden, und die neuen Fibeln, die Du hervorbrachtest? Wurdest Du jemals müde, Philantropine, Akademien, Kunstschulen und Handwerksschulen und Söhne- und Töchterschulen zu stiften? Machtest Du ferner Dich nicht hochverdient um die Künste der Musen, und führtest Du nicht namentlich die Barden in die ausgelichteten deutschen Wälder zurück? Lehrtest Du nicht unsere Poeten, die vorher gleich dem Gewürm nur im Staub gekrochen waren, gleich dem Adler zur Sonne, und einige derselben sogar noch über diese hinauffliegen?

Sind Gellert und Rabener, sind Hagedorn und Uz, sind Haller und Klopstock, sind Kleist und Lessing nicht Deine Söhne? Welcher Deutsche verstand Deutsch, ehe Du, nicht ohne die größte Mühe, es uns lehrtest? Sprachen wir, ehe Du herrschtest, nicht mit dem Munde der Franzmänner, der Hellenisten und der Abkömmlinge des Romulus, indem wir Deutsch zu sprechen uns einbildeten? Ist nicht Adelungs Wörterbuch ein Geschenk, das wir kaum zuvor noch ganz Unmündigen einzig und allein Deinem mächtig wallenden Geist verdanken? Wo ist die Philosophie, die Du nicht erfunden, und der Philosoph, den Du nicht hervorgebracht hast? Dein ist Kant und seine Kritik der reinen Vernunft, und Dein sind die zahllosen Kritiken eben dieser Kritik. Du warst der ungemeinste Beförderer und Beschützer der Schaubühne. Deine Vorgänger waren geschmacklos genug, einen Hanswurst auf's Theater zu bringen, aber Dir gebührt der hohe Ruhm, den unfeinen Spaßmacher verjagt, und ihn genöthigt zu haben, nie anders, als in der Tracht anderer ehrlicher Leute eine Rolle zu übernehmen. Die

Shakespeare], die Du auf dem spröden deutschen Boden entstehen hießest, kann man leichter vergessen, als zählen, und klagten wir nicht zu gleicher Zeit mehr über Ueberfluß als Mangel an ächten, wenn gleich nicht griechischen, sondern bloß deutschen Aeschilussen, Euripidessen und Sophoklessen? Ein günstiges, wenn gleich von Vielen verwünschtes Schicksal beschenkte uns eine Zeit lang mit nichts als Schicksalstragödien, und selbst in deutschen Scheuern war der majestätische Chor zu hören, der einst die Beherrscher und Beherrschten des mächtigen Athens mit künstlichem Grauen und Entsetzen, und mit natürlicher Lust erfüllte.

Nicht unwichtig sind diese und einige andere Verdienste, welche die Kürze mir mit Stillschweigen zu übergehen gebietet. Aber wie hoch wird ihre Wagschale emporgeschnellt, wenn man ihr das Verzeichniß der Thorheiten, die Du begingst, und des Unheils, das Du anrichtetest, zum Gegengewicht gibt.

Zwar pflegtest Du gewöhnlich Dich selbst nur den Philosophen zu nennen. Aber was soll man von einem Philosophen halten, der

die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile und die Goldmacherkunst zu seinen Lieblingsbeschäftigungen wählte, und dem Spruche: Coelum ipsum petimus stultitia, getreu, bald die Luft zu beschiffen, und bald gar mit selbst gemachten Flügeln sich über die Wolken zu erheben trachtete? Lasest Du den Leuten nicht ihre Gelehrsamkeit und ihren Witz auf — ihrer Nase? Und schlossest Du nicht aus unserem Mund, ob wir gern Whist spielen, aus unsern Augen, ob wir Anlage zum Geigen haben, aus unserem Kinn, ob wir unsern Weibern, und aus unserer Stirn, ob sie uns getreu seyen? Sah man Dich nicht Jahre lang als Kraftgenie rasen, und die jungen Leute, die sich invita venere verliebt hatten, aufmuntern, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Ließest Du Dich je von einer Tollheit heilen, ohne daß Du sie mit einer andern vertauscht hättest? Wurde nicht aus dem jungen Werther ein Sigwart, und folgte nicht auf den Blitz und Donner der Feuerköpfe die Thränensündfluth der Empfindsamkeit? Können wir noch bis auf die jetzige Stunde zum Mond emporschauen, ohne uns

des Unsinns zu schämen, welchen der unschuldige Planet, den wir auf einmal zum Ziel unserer Liebeswuth machten, von uns anhören mußte? Wer war ein ärgerer Gaukelspieler, als Du? Wollte man Dir glauben, so war es für manche ausgemachte Narren eine Kleinigkeit, nach Belieben die Geister der Abgeschiedenen um sich her zu versammeln. Welch einen ärgerlichen Spuck ließest Du die Cagliostros, die Mesmer, die Puysegür, die Lavater und ihre Jünger mit ihrer heillosen Streichelkunst treiben! Logst Du nicht Weissagungen und andere unglaubliche Wunder, welche eine Menge betrogener und betriegender Tröpfe als Wirkungen dieser Kunst der Welt im Triumph verkündigten? Und was half es, daß vernünftige Leute die Charlatane entlarvten, und sie mit den Harnpropheten, den Dorfbadern und den die Heilkunst treibenden Scharfrichtern in Eine Klasse setzten?

Wer, laß mich Dich fragen, vermochte Deinen Character zu enträthseln? Fand man nicht die größten Widersprüche bey Dir vereinigt? Jetzt läugnetest Du Gott und Unsterblichkeit, und jetzt spieltest Du den Apostel des

Aberglaubens, und kämpftest für das Daseyn der Hexen und Gespenster. Wohl beschlossest Du in einer empfindsamen Aufwallung die Abschaffung der Tortur. Aber konnte die vereinigte Stimme aller Menschen von Gefühl Dich bewegen, dem Negerhandel zu entsagen? Welch ein Wort führtest Du öfter im Munde, als das Wort Humanität? Und was war Dir fremder, als die Sache? Alle Welt nannte die Grausamkeit als einen Hauptzug Deines Characters, und wenn hast Du aufgehört, Plane zu unserem Untergang auszubrüten? Von Rechts wegen hätte Dir die Erfindung des Pulvers vorbehalten bleiben sollen. Da Dir aber in diesem Verdienst einer Deiner Vorgänger zuvorgekommen ist, so muß man Dir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß du die Kunst, von der Erfindung Gebrauch zu machen, auf's höchste getrieben hast. Denke nur an die letzten zehn Jahre Deines Lebens. Nachdem die Philosophen lange genug von dem ewigen Frieden geträumt hatten, schienst Du den ewigen Krieg begonnen zu haben. Es gab beynahe keinen Winkel mehr, wohin sich die geängstigte Unschuld vor

Deinem Flinten= und Kartätschenfeuer hätte flüchten können. Die verzweifelnden Völker hielten Rath zu Rastatt und zu Campo Formio, wie Dein Grimm zu besänftigen seyn möchte. Umsonst! Du ließest Dich weder durch Vernunft überzeugen, noch durch Bitten bewegen. Die Wörter Freyheit und Gleichheit hatten Dich völlig toll gemacht, und wer kennt nicht das Trauerspiel, zu welchem diese Zauberformeln in dem unglücklichsten aller Länder den Stoff hergaben? Du prangtest mit einer rothen Mütze, und wurdest der Stifter einer Räuber= und Mörderbande, die sich den Namen des Jakobinerklubs gab. Wer kennt nicht Deine Bürgerdirectoren, Deine Bürgerminister und Deine Bürgergenerale, und die Furchtbare, die diese und alle andere Bürger im Zaum halten mußte, die Bürgerin Guillotine? Doch ich höre auf, Dir Deine Thaten vorzuhalten. Mag die Geschichte, diese parteylose Richterin, vor der Nachwelt Dein Urtheil sprechen.

V.
Launen und Phantasien.

Vom Wein und vom Trinken.

Das Trinken kann schon aus der Ursache kein Laster seyn, weil der Hang zu ihm, statt zuzunehmen, von Tag zu Tag mehr abnimmt.

Es ist ungereimt, kann ein Weintrinker sagen, von einem ehrlichen Mann zu verlangen, daß er seinen Gaumen mit keiner andern Feuchtigkeit erfrischt, als mit welcher er seine Hände wäscht.

Daß der Wein die Leute um ihre Vernunft bringt, sollten ihm wenigstens die frommen Seelen nicht zum Vorwurf machen, die dieser in unsern Tagen auf's Neue den Krieg ankündigen.

Ich wollte lieber das Wasser beym Weinglas, als, wie unsere meisten Poeten, den Wein beym Wasserglas besingen.

Es muß doch etwas an der Sache seyn, daß man beym Wein gern die Wahrheit spricht, weil den Trunkenen die Zunge so leicht lahm wird.

Nicht mit der umgestürzten Fackel, mit einer umgestürzten Bouteille hätten die Alten den Tod bilden sollen. Dieses Zeichen gebührt dem schönen Jüngling, der zwar nicht den Knoten eines langweiligen Trauerspiels zerhaut, und einen prahlenden Helden zu Boden streckt, aber dafür mit sinnig zögernder Kunst das Lustspiel des fröhlichen Zechers entwickelt.

Der Landpfarrer.

Von einem Landpfarrer, der undeutlich in seiner Sprache, und langsam in seinem Thun war, pflegte man spottend zu sagen: Es sey bey ihm leichter, Thäter des Worts, als Hörer zu seyn, und ehe er seine Tobacks-pfeife ausgeraucht habe, könne der Teufel die Seelen seiner halben Gemeinde holen. Er sey geitziger mit seinen Worten, als der ärgste Filz mit seinem Geld, und hadere mit dem Himmel, weil dieser die Ehen blos zu schließen pflege, und ihm die Mühe der Trauung überlasse.

Kaffeemangel.

Darf man sich wundern, wenn es die ernst-haftesten Folgen hat, sobald der Nektar

Arabiens im Preise steigt, oder unser Welttheil gar von einem Mangel desselben bedroht wird? Alles, was Odem hat, klagt, Alles, was Arme hat, rührt sie, Alles, was einen Kopf hat, strengt ihn an, sobald das Vaterland in Gefahr ist, nämlich, sobald — die Kaffeetöpfe leer sind. Man greift zu den Waffen und zu der Feder. Man hört auf, den Stein der Weisen, das Viereck des Zirkels, oder einen neuen Stern zu suchen, und sucht einen stellvertretenden Trank für den Kaffee. Nicht der Lorber, sondern die gelbe Rübe begeistert den Dichter. Es werden mehr Processe in den chemischen Werkstätten, als vor den Gerichtsschranken gewonnen und verloren. Wenn kaum Einer sich um einen Stellvertreter der heilenden Fieberrinde bekümmert, so verschwenden Tausende die größten Fähigkeiten, um herauszubringen, welche Frucht, oder welche Pflanze dem Kaffee am nächsten verwandt ist. Aber er, wie spottet er, sich des Adels seiner Abkunft bewußt, wie spottet er der Vielen, die mit ihm, dem Einzigen, die Herrschaft über die Zungen theilen, oder sie ihm gar entreißen wollen! Wie verachtet

er, der Zögling einer kräftigen Sonne und einer paradiesischen Zone, das Rüben-Erbsen- und Bohnengesindel des nördlichen Himmels, und mit welcher Schmach überschüttet er die verwegenen Sudelköche, die als ächte Kaffeeküper mit ihrem höllischen Gemisch seinem Namen einen Schandfleck anzuhängen suchen! Wer, kann er auftreten und fragen, wer darf so kühn seyn, unter irgend einer Larve meine Rolle spielen zu wollen? Kein nachäffender Pöbel muß einen König, er bekleide die Würde unter den Menschen, oder unter den Getränken, darstellen können, ohne daß die ganze Welt sogleich zur Ehre des Urbilds den Betrug entdeckt. Welche Staude gibt einen Balsam, wie den meinigen? Aber mein höchster Triumph ist die unerschütterliche Anhänglichkeit, die unverbrüchliche Treue meiner Priesterinnen, wenn die entsetzlichste aller Land- und Frauenplagen, wenn eine Kaffeehungersnoth hereinbricht. Wie verzieht das jämmerlichste Bettelweib den Mund und verstellt ihre Geberden, wenn jenem ein Getränk zu nahe kommt, das mit nicht mehr Recht Kaffee genannt wird, als die Sternschnuppe eine Sonne!

Welcher Undank, daß nicht dem Manne, der zuerst mit der großen Absicht das Meer beschiffte, den in einer Bohne schlummernden Nectar irdischer Gottheiten aus dem glücklichen Arabien in das unglückliche Europa zu bringen, wenigstens in jedem Visitenzimmer ein Altar errichtet, und nicht jede Kaffeetasse mit seinem Schattenrisse geziert ist! Und könnte ihm nicht eine Bildsäule so hoch als weiland der Thurm von Babylon errichtet werden, wenn nur jede Dame sich täglich eine Bohne von ihrem Morgentrank entzöge?

Von der Ehrlichkeit.

Die Ehrlichkeit pflegt gar seltsame Foderungen an die Leute zu machen. Man soll seine Schulden bezahlen, wenn man auch noch so viele Ahnen zählt. Man soll das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams nicht bloß ablegen, sondern auch halten. Man soll immer die Wahrheit reden. Man soll sich nicht vom Schweiß seines Nächsten, sondern von der Arbeit seiner Hände nähren. Falsche Würfel und falsche Eide sind dieser altväter'schen Matrone ein Gräuel. Oft steckt sie sogar ihre Nase in die Vormundschafts-

rechnungen, und schüttelt ihren wackelnden Kopf über die angesehensten Minister. Sollte man bey diesen Ansprüchen nicht glauben, die stolze stets im categorischen Imperativ sprechende Dame habe dem Ueberfluß sein Horn, und der Fortuna ihr Glücksrad gestohlen, statt daß sie nichts ist, als eine Bettelprinzessin vom Berg Libanon, die ihre Sclaven, wenn's hoch kommt, mit einem guten Gewissen belohnt?

Aus einer Hofzeitung.

Der Einzug unsers neuen Regenten wurde sehr feyerlich begangen. Man streute ihm wirkliche und poetische Blumen, oder natürliche und unnatürliche in den Weg. Ihm zu Ehren weinte man im Trauerspiele und lachte im Lustspiele. Man kitzelte seine Ohren mit der schmelzenden Harmonika, erschütterte sie mit der donnernden Pauke, und selbst von krächzenden Fideln ländlicher Orpheuse wurden sie zerrissen. Auf unzähligen Bällen tanzte man in der allertiefsten Ehrfurcht. Kurz, alle sieben freyen Künste mit ihren Magistern wurden für Seine Durchlaucht in Bewegung gesetzt, und man will wissen, daß selbst die

drey Grazien bey dem Feste sich Einiges zu schaffen gemacht haben.

Die Mode und das schöne Geschlecht.

Finstere Sittenprediger können sich nicht genug ereifern, daß die Mode die höchste Gesetzgeberin des schönen Geschlechts ist, und bedenken nicht, wie viel Gutes von dieser Unheilstifterin gestiftet wird. Die Damen stillen ihre Kinder selbst, wenn die Mode sie ihnen an die Brust legt; sie besuchen Spitäler und Krankenhäuser, wenn es — Mode ist; sie lieben ihre Männer, wenn es — Mode ist; sie sind gute Hausfrauen und gute Wirthinnen, wenn es — Mode ist; sie meiden Schauspiele und Bälle, wenn es — Mode ist; sie sind eifrige Kirchengängerinnen, wenn es — Mode ist, und endlich gehen sie sogar in der Tracht ihrer Urgroßmütter, wenn es — Mode ist.

Spätes Heirathen.

Niemand sollte auf Krücken zu Hymens Altar hinken, und nichts ist lächerlicher, als auf Freyersfüßen gehen, wenn man bereits mit Einem Fuße im Grabe steht. Und hat die Braut nicht recht, die einen Mann

ausschlägt, durch den sie Frau und Wittwe an Einem Tage zu werden fürchten muß?

Das edle Werkzeug.

Gibt es ein edleres Werkzeug in schönen Händen, als die Nähnadel? Ist sie nicht der Talismann, der Frauen und Mädchen gegen den Zauber der bösen Feen, Eitelkeit und Ruhmsucht, beschützt, und verdient sie nicht, daß selbst die stolze Feder sie hoch über sich selbst erhebt?

Der Neider des Bauernglücks.

Wie sehr verkennen die meisten Bauern das Glück ihres Standes! Kann man sich auf eine poetischere Art beschäftigen, als mit Säen und Pflügen? Ist es etwa kein Vergnügen, wenn man vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Lerche singen hört? Wahrlich, der Bauer, der bey dieser Musik noch nach Trank und Speise fragt, ist ein verächtlicher Sclave der Sinnlichkeit, und verdient mit Recht zu hungern. Was ist ferner wohlthätiger, als die reine Luft, die von diesen Allzuglücklichen eingeathmet wird, während die Könige in ihren Pallästen vergebens

nach ihr schnappen? Haben sie endlich nicht täglich das prachtvolle Schauspiel des Sonnen-Auf- und Untergangs, ohne ein Abonnement zu bezahlen, und ohne daß die Schauspielerin ihnen die Köpfe verrückt, wenn sie ihnen gleich dieselben ein wenig verbrennt? Und diese Beneidenswürdigsten unter den Sterblichen murren noch über die allzuvielen verbotenen Bäume in ihrem Paradies, und verkennen ihr Glück, bloß weil nach ihrer Meinung nicht genug Schüsseln auf ihre Tafel kommen.

Die Arbeit des Essens.

Daß man manchen Leuten erst sagen muß, was eigentlich essen heißt, ist ein großer Beweis ihrer Unwissenheit und ihres Mangels an Nachdenken. Es gibt nämlich zweyerley Arten der Verrichtung, die man mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt. Die erste Art hat keinen andern Zweck, als die Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses, und wird daher auch bloß von Leuten getrieben, die durch ihren Stand und durch ihre Gesinnungen zu dem großen Haufen gehören. Eine ganz andere Beschaffenheit hingegen hat es

mit der zweyten Art. Diese ist im eigentlichen Sinne eine Arbeit, und zwar nichts weniger, als eine leichte, und eben daher ist sie ein Vorrecht der Edlern im Volke, die sich wie billig auch an ihrer Tafel von dem Bauern und dem Oechslein und dem Eselein an der Krippe unterscheiden wollen. Es wundert mich gar nicht, wenn Ihr Euch über meine Behauptung wundert. Aber wenn Ihr sie auch schlechterdings läugnet, so bleibt sie doch nichts destoweniger wahr. Ich weiß wohl, daß die Meisten sich von dem Vorurtheil beherrschen lassen, man könne bloß mit den Händen arbeiten, und namentlich sey die Thätigkeit der Zähne für nichts zu achten. Aber man überlege einmal unbefangen, was leichter ist, bey einer Mahlzeit mehr als zwanzig verschiedene Körper mit den Zähnen zermalmen, oder einige Stunden das Grabscheit, oder gar nur die Nähnadel führen. Oder macht doch nur, Ihr armen, ungeübten und schwächlichen Schlucker! selbst den Versuch, und laßt Euch sechs ewige Stunden an die mit Speisen besetzte Ruderbank der Reichen, die sie ihre Tafel nennen, schmieden. Ich

wette, Ihr werdet, selbst wenn Ihr zur Holzhackerzunft gehört, mit Freuden zu Eurem gewohnten Tagewerk zurückkehren. Und sind denn nicht auch die Hände bey dem Essen beschäftigt? Daß endlich auch die Arbeit der Zähne nicht nur beschwerlicher, sondern auch gefahrvoller ist, als die Arbeit der Hände, könnt Ihr schon aus der Thatsache abnehmen, daß sich mit jenen weit mehr Menschen zu Tode arbeiten, als mit diesen. In der That ist der Tod der geschworne Feind der Unglücklichen, die sich der Pflicht zu arbeiten nur mit den Zähnen entledigen können, und gewöhnlich pflegt er sie schon in der Hälfte ihrer Tage hinwegzuraffen. Oder vielmehr, es scheint, ihr trauriger Zustand jammert ihn, und darum eilt er so sehr er kann, sie zur Ruhe zu bringen, die ihnen so nöthig ist.

Armensuppen.

Nichts zeugt so sehr von der leidigen Verzärtelung der Menschen, als ihr Betragen, wenn sich ihrer Meinung nach nicht Schüsseln genug auf ihrer Tafel finden. Nicht bloß Leute von Stande, selbst Leute vom geringsten Pöbel begehren sich satt zu essen, und

kaum hat dieser oder jener Bengel einige Stunden gegraben, oder sonst eine plumpe Arbeit verrichtet, so fordert er Brod, und zwar mit einer Miene, als ob sich gegen die Forderung nicht das geringste einwenden ließe. Da man aber nicht immer weiß, wo man Brod für die Unzahl von Hungernden, die sich schlechterdings nicht mit guten Worten abspeisen lassen wollen, hernehmen soll: so hat man von Zeit zu Zeit auf Mittel gedacht, den Zudringlichen das Maul in doppeltem Betracht zu stopfen, und endlich ist auch wirklich einem Großen aus dem Reiche Großbrittannien die Erfindung einer Suppe gelungen, die so einfach ist, und so wenig Aufwand erfordert, daß man bedauern muß, den philosophischen Bettler Diogenes nicht auf dieselbe zu Gast bitten zu können.

Zwar findet der Suppenkoch nicht nur seine Lober, sondern auch seine Tadler, und Manche nennen seine Speise sogar eine Hexensuppe. Aber diesen Unzufriedenen rathe ich, die Geschichte irgend einer belagerten Festung zu lesen, um sich zu überzeugen, daß eine Sparsuppe, wie die ihrige, ein köstliches

Gericht gegen die Kost zu nennen ist, mit welcher sich schon unzählige Mal die größten Helden begnügen mußten. Und wo steht es denn geschrieben, daß man die Speisen für arme Leute aus dem Leckermäulerkalender entlehnen muß? Oder will man etwa gar, daß man dieses Jammerthal in ein Schlaraffenland für die Bettler umzaubere? Und was kann unverschämter seyn, als wenn Leute, bey welchen man noch fragen muß, ob sie überhaupt zu essen berechtigt sind, sogar gut zu essen begehren?

Vom Gewissen.

Wer verdient mehr gehaßt zu werden, als der Tyrann, den man das Gewissen nennt? Hat es sich nicht von jeher das Richteramt über die menschlichen Handlungen angemaßt? Und wie oft pflegt es nicht die Leute, die sich mit ihm abwerfen, so lange zu quälen und zu ängstigen, bis sie hingehen und sich aufknüpfen!

Euch ist eine That gelungen, die Euch, wenn nicht gerade viel Ehre, doch desto mehr Nutzen bringt. Aber beynahe im Augenblick des Vollbringens schildert Euch der verwünschte

Richter Euer Unrecht mit so schwarzen Farben, daß der ärgste Rechthaber gar nicht daran denkt, ihm zu widersprechen.

Die schlimmste Eigenschaft des Gewissens ist, daß es zuweilen boshafter Weise den Todten spielt. Denkt nun irgend ein Ehrenmann sich endlich einmal seiner natürlichen Freyheit ganz unbefangen zu überlassen, so lebt zu seiner größten Bestürzung der Scheintodte unvermuthet und plötzlich wieder auf, und je ruhiger er zuvor sich verhielt, desto unbändiger tobt er nachher.

Wehe dem Unglücklichen, der es einmal zur Unzufriedenheit mit seinen Handlungen gereizt hat! Es hört nimmer auf, ihn zu martern. Gleich der atra cura des Horaz verfolgt es ihn bey jedem seiner Schritte. Es steigt mit ihm wie diese in den Wagen, und setzt sich auch wie diese mit ihm zu Pferd, und da es selbst nicht schläft, so läßt es auch ihn nicht schlafen.

Und wenn es die traurigen Opfer seiner unersättlichen Rachsucht nur wenigstens ruhig sterben ließe! Aber ohne Erbarmen erinnert es in dem entscheidenden Augenblick den bekla-

genswürdigen Kranken auf seinem Schmerzenslager an die kleinste seiner Sünden, und der Teufel kann die Hölle unmöglich heißer schüren, als es ihm dieselbe zu schildern pflegt.

Nicht sonderlich oft, aber doch oft genug verleitet es die armen Sünder zu Handlungen, die in den Augen kluger Leute eine völlige Verstandeszerrüttung besorgen lassen. Dieser entschließt sich ein Gut, das er mit Unrecht zu besitzen glaubt, dem rechtmäßigen Herrn, der den Verlust doch längst verschmerzt hat, zurückzugeben. Ein Anderer hat einen Rechtshandel, und es fehlt zu seinem Sieg nur die Kleinigkeit, die Lüge, die er längst gesagt hat, auch noch zu beschwören. Bereits hat er auch die Hand aufgehoben, und der Richter außer ihm spricht selbst ihm Muth ein. Aber der innere Richter erhebt seine Stimme, und der ängstliche Tropf, der statt Alles zu gewinnen, Alles verliert, macht sich sogar in den Augen seines Gegners lächerlich. Ein Dritter, dem sich das schönste Ehelos anbietet, verscherzt sein Glück, weil das Gewissen ihn die Wehklagen einer unbedeutenden Dirne zu beherzigen zwingt, die, ehe sie

ihn kannte, zwar die Unschuld selbst, aber zugleich auch die Armuth selbst war, und jetzt nur noch das letzte ist.

Die Geistesarmen.

Die leiblich Armen, oder die Stiefkinder des Glücks, so wenig sie auch der Menschenliebe eine Lobrede zu halten Ursache haben, sind zuverläßig unendlich weniger zu bedauern, als die Geistesarmen, oder die Stiefkinder der Natur, von welchen noch obendrein die Meisten auch noch Stiefkinder des Glücks sind!

Ein leiblich Armer müßte sehr unglücklich seyn, wenn ihn der Zufall nicht zuweilen einem Phönix von einem Reichen, der ihm einen Pfennig zuwirft, oder gar einem Samariter, der noch größere Barmherzigkeit an ihm verübt, in den Weg führte. Aber den Geistesarmen können die Geistreichen nicht einmal geben, was ihnen fehlt, wenn sie auch nicht zu hartherzig dazu wären.

Wie oft ereignet es sich, daß wer gestern ein Bettler war, heute den Crösus selbst herausfordert! Aber welcher Gott, oder welche Göttin vermag dem Unglücklichen zu helfen, der dem Geist nach ein armer Teufel ist?

Glück der schlechten Poeten.

Die Musen sind so huldreiche Göttinnen, daß sie selbst die Zudringlichen nicht unbelohnt lassen, die sich ohne den geringsten Beruf ihrem Dienste widmen. Es ist nicht zu läugnen, die Schmach der armen Leute, die man gewöhnlich mit dem Titel schlechter Poeten zu belegen pflegt, ist nicht klein. Aber man vergesse über derselben auch den Ruhm nicht, der ihnen zugleich zu Theil wird. In vollem Ernst, den Ruhm! Gibt es doch in unsern Tagen eine Menge Zeitschriften, die sich das Lob der elenden Schriftsteller in einem ganz andern Sinne, als weiland Liscov, zu ihrem besondern und ausschließenden Geschäft gemacht zu haben scheinen. Und hätte auch Jemand das seltene Unglück, den öffentlichen Ruhm ganz entbehren zu müssen, wie leicht kann er sich mit der Ehre trösten, die seiner in dem Kreise wartet, der ihn zunächst umgibt! Wer auch nur schlechte Verse zu machen versteht, versteht immer etwas, das die meisten seiner Mitbürger nicht verstehen, oder wenigstens nicht zu verstehen glauben, und darf also sicher alle diese unter seine Be-

wunderer, oder was noch besser ist, unter seine Neider zählen. Zu diesen allgemeinen Vortheilen kommen noch bey einigen Dichtern die Vortheile des Standes, und bey Frauenzimmern die Vortheile des Geschlechts. Ein Besenbinder, oder eine Pfarrjungfer erregen mehr Erstaunen durch schlechte Gedichte, als ein Mann aus dem gelehrten Stande durch vortreffliche. Betrachten wir die Sache von der Seite des Erwerbs, so ergibt sich, daß auch hier die schlechten Poeten die bessern kaum zu beneiden Ursache haben. Wie oft werden elende Werke reichlicher bezahlt, als gute! Und ist der Lohn des Stümpers mitunter auch gering, so bleibt ihm immer der heimliche Trost, daß er für seine Arbeit, die ihn meistens nicht die geringste Anstrengung kostete, und sogar mit unsäglicher Wonne verbunden war, immer noch viel zu gut bezahlt ist. Kein Wunder also, daß unter diesen Umständen, trotz der Züchtigungen der bessern Geschmacksrichter, die Zahl der erbärmlichen Erzeugnisse aus dem Fache der Poesie sich mit jeder Messe vermehrt, und daß zweyte und dritte Auflagen von Büchern erscheinen, von

welchen man glauben sollte, daß ihr Unwerth auch der stumpfsinnigsten Lesergattung fühlbar seyn müßte. So lange das Hervorbringen schlechter Verse noch mit irgend einer Art von Ehre und Auszeichnung und mit baarem Gewinn verbunden ist, so lange werden Vernunft und Geschmack vergebens ihre Stimmen dagegen erheben.

Die Jahrzahl.

Wer spielt, kann eine Jahrzahl voll stolzen Selbstgefühls fragen, wenigstens dreyhundert fünf und sechzig Tage lang eine wichtigere Rolle, als ich? Schreibt die Justiz, oder die Arzneykunde ein Todesurtheil ohne mich? Muß ich nicht selbst auf den Urkunden der Arglist und des Betrugs eine Stelle einnehmen, wenn sie gültig seyn sollen? Darf ich dem Aberwitz und dem Wahnsinn meine Dienste versagen? Gibt es irgend ein nichtswürdiges Tagblatt, es heiße Hekate, oder Conversationsblatt, auf welchem man mich vermißt? Ist ein Wechsel gültig, der meiner entbehrt? Lassen mich nicht Buchhändler lügnerischerweise auf die Titel von Büchern drucken, die schon zehn Jahre zuvor, ehe ich

kam, Schmutzpapier waren? Wie viele gedruckte und geschriebene Schriften gibt es, in welchen nichts wahr ist, als ich? Werde ich in der Regel in einem Brief, wenn er nicht der Liebesbrief einer Dame ist, vergessen? Werde ich nicht an neugebaute und erneuerte Häuser sowohl, als auf Bierschilde und Kornsäcke geschrieben? Bin ich nicht dabey, wenn man heirathet, eine Klagschrift, oder eine Dankschrift verfaßt, ein wahres, oder ein falsches Zeugniß ausstellt? Kann irgend ein König ein allergnädigstes Rescript an seine lieben und getreuen Unterthanen erlassen, ohne mich? Gebe ich nicht, ich berufe mich auf die größten Weinkenner und auf die besten Weintrinker, dem Wein im Fasse seinen Namen? Bin ich im Handel und Wandel nicht eben so unentbehrlich, als die Seele desselben, das Geld? Kurz, wem als mir, Ihr Leute! habt Ihr es zu danken, wenn Eure Geschäfte nicht in die größte Verwirrung gerathen? Denkt Euch einmal ein Jahr ohne mich. Was ist ein Jahr, das man nicht zählt? Ein Nichts, eine schrecklich leere Pause in der Zeit.

Die Kindheit.

Der Gedanke an die Kindheit, welche Schätze kann er nicht einem Armen ersetzen, und welche Leiden nicht einem Unglücklichen versüßen! Machte uns nicht die Wiege einst dem König gleich, und wird nicht das Grab uns diesem wieder gleich machen? Mit Einem Wort. Die Kindheit ist ein Glück in der Nähe und in der Ferne, in der Gegenwart und in der Zukunft, für den Armen wie für den Reichen. Von ihrem Beginnen ist sie ein süßer Traum, der zwar später von seiner Lebhaftigkeit verliert, aus welchem wir aber durch unser ganzes Leben nicht erwachen.

Gewährt uns aber die Kindheit sogar in der Erinnerung mehr Glückseligkeit, als das spätere Leben in der Gegenwart, was kann uns entschuldigen, daß wir diesen Wink der Natur nicht achten, und an Einfalt, Unschuld, Liebe und Herzlichkeit ewige Kinder bleiben?

Deutsche Alterthümer nach tausend Jahren.

Sollte irgend eine deutsche Stadt das Schicksal der Städte Pompeji und Herkulanum haben, so wünscht man mit Recht, daß

die Folgezeit ihre Trümmer nicht wieder an das Tageslicht befördere. Sollen die längst begrabenen Werke der Bave und Mäve unserer Tage, nachdem so lange Gras über ihnen gewachsen war, ihren unschuldigen Zeitgenossen auf's Neue Schande machen? Soll Manches, was die Geschichte weislich und vielleicht aus Barmherzigkeit verschwieg, durch verrätherische Schaufeln an die Nachkommenschaft verrathen werden? Sollen Tausende, von welchen die Welt das Beste, nämlich nichts wußte, noch an den Pranger gestellt werden, wenn ihr Staub längst in alle vier Winde zerstreut ist? Sollen wir noch der Spott künftiger Geschlechter werden, wenn kein Spott uns mehr bessern kann? Soll manche schöne Lüge von der hellen Aufklärungssonne, die uns leuchtete, und uns beynahe blind gemacht hätte, an den Tag kommen, nachdem sie und uns längst die tiefste Nacht bedeckt hat? Soll dieses oder jenes deutsche Athen durch ausgegrabene verzweifelte Urkunden als ein deutsches Abdera wieder aufleben? Sollen wir nicht hoffen dürfen, daß unsere Streichelkunst und unser Glauben

an magnetisches Schlafweissagen und Todes=verkündigen den hoffentlich klügern Enkeln ein Geheimniß bleiben?

Wohl uns also, daß keiner unserer Berge in eine solche Wuth und Hitze zu bringen ist, daß er — Feuer speyt, und daß kein deutsches Erdbeben sich mehr herausnimmt, als daß es uns die Trinkgläser von den Schränken wirft, oder die Suppe auf dem Tisch ein wenig verschüttet!

Ein Ungeheuer von einem Kusse.

Wer erinnert sich nicht in Schillers höchst verunglücktem Lied an die Freude des Kusses, den der Dichter der ganzen Welt anbietet? Eine ärgere Hyperbel ist wohl kaum in der schwulstvollen deutschen Poesie anzutreffen, und der gute Dichter hat von Glück zu sagen, daß die ganze Welt nach seinem Kusse nicht lüstern genug war, um ihn beym Worte zu nehmen. Im Ernst, ich möchte nicht einmal dem tausendsten Theil der schönen Welt, vielweniger der ganzen Welt, und also auch dem grundhäßlichen Theil derselben meine Liebe durch diese Probe beweisen.

Menschenliebe und Menschenhaß.

Man sollte weder von Menschenliebe, noch von Menschenhaß so viel Aufhebens machen. Es ist doch wohl in hohem Grade lächerlich, wenn dieser oder jener Pinsel sich hinstellt, und der ganzen Menschheit, vom König bis zum Kohlenbrenner herab, allen hohen und niedern Häuptern, allen Prinzen und Prinzessinnen, den Nonnen in den Klöstern und den Pariser Fischweibern, dem allerchristlichsten König und dem allerunchristlichsten türkischen Kaiser, dem Papst und dem Dey von Algier, mit Einem Worte, dem Henker und seiner Großmutter eine Liebeserklärung macht. Was ist der Menschheit überhaupt mit der Menschenliebe gedient? Der arme Mensch hat genug zu thun, die Leute zu lieben, die er mit der Hand erreichen kann, und ich fürchte, Eure meisten Menschenfreunde sind bloß darum so voll guten Willens, die Menschen zu lieben, damit sie dem Menschen desto weniger Liebe erzeigen dürfen, und man setze also ohne Bedenken die Menschenliebe mit ihrem Gegensatz dem Menschenhaß in das Verzeichniß der leeren Redensarten. In der That ist

auch dieser beynahe noch mehr zu belachen, als jene, und ich kann unmöglich eine gute Meinung von dem Verstand der Poeten und gewisser Sittenrichter haben, die mit großem Ernst und Eifer gegen dieses in ihren Augen höchst furchtbare Gespenst zu predigen pflegen. Macht die Mücke dem Elephanten bange? Und ist es nicht noch tausend Mal lächerlicher, wenn man ein ernsthaftes Wort an einen armen Tropf verliert, der, wenn er vielleicht einmal nicht gut verdaut, oder ein Mädchen ihm ihre Schwüre nicht gehalten, oder eine Base ihn enterbt hat, dem ganzen menschlichen Geschlecht seinen ohnmächtigen Haß ankündigt?

Erstlingsversuche berühmter Schriftsteller.

Nichts verdient mehr gezüchtigt zu werden, als die Unverschämtheit gewisser Sammler, mit welcher sie die Schulübungen verstorbener Autoren in die Welt schicken, und das Publikum nöthigen wollen, die Kinderschuhe ihrer oft noch obendrein sehr zweydeutigen Helden zu küssen.

Wege zur Unsterblichkeit.

Um sich unsterblich zu machen, muß man

entweder die Menschen todtschlagen, oder etwas für sie schreiben, oder mit andern Worten, man muß entweder ein Held, oder ein Schriftsteller seyn.

Weibliche Verschwendung.

Wir dürfen uns Glück wünschen, daß unser Jahrhundert keine solche verschwenderinnen zählt, als Marion de Lormes, die im siebzehnten lebte, und in einem Jahr für Handschuhe, Fächer, Pomaden und Wohlgerüche fünfzigtausend Thaler ausgab. Wollten unsere heutigen Damen mit dieser Verschwenderin wetteifern, kaum würden noch Kaiser und Könige es wagen dürfen, eine Frau zu nehmen.

Erziehungsneuerungen.

Kindische Alte und altkluge Kinder wollen in unsern Tagen im Fache der Erziehung mit nervenlosem Arm umstürzen, was ihre Väter mit Kraft und Weisheit aufgebaut haben. Die Ungezogenheit wirft sich zur Erzieherin, und die Unwissenheit zur Lehrerin auf. Der freche Wahnsinn will, daß die Vernunft ihn zum Hofmeister bestelle. Mancher vertauscht den Pflug mit dem Lehrstuhl, ohne

den Bauernkittel und die Bauernnatur auszuziehen, und plumpe ungeschliffene Bären, die selbst lieber auf vier Füßen, als auf zwey gehen möchten, werden berufen, nicht um ihre eigenen Jungen, sondern um die Kinder anderer Menschen zu bilden.

Sterblichkeit der Schriftsteller.

Seit der bekannten ärgerlichen Geschichte im Paradiese zwischen Eva und der Schlange auf der einen, und Eva und Adam auf der andern Seite ist es unter den Menschen, den ewigen Juden und den Grafen Cagliostro etwa ausgenommen, allgemeine Sitte geworden, früher oder später sich hinzulegen, die Augen nicht mehr aufzuschlagen, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, sich von den Umstehenden in die Ohren schreyen zu lassen, ohne sie einer Antwort zu würdigen, mit Einem Worte, sich so zu betragen, als wenn man nie da gewesen wäre, und nie Augen und Ohren, und Hände und Füße gehabt hätte. Täglich sieht man, daß der Landmann den Pflug stehen läßt, der Mahler den Pinsel aus der Hand legt, und selbst der tapferste Krieger sein Gewehr von sich wirft. Leute,

die keinen Augenblick müßig seyn konnten, versinken, ehe man sich's versieht, in die größte Unthätigkeit, und selbst manche Schöne rührt ihre Hände noch weniger, als sonst, und läßt sogar ihre Zunge ruhen.

Möchte aber immer der große Haufe von dieser seltsamen Laune befallen werden, wenn nur nicht selbst die unsterblichsten Schriftsteller sich der Nothwendigkeit zu sterben, wie man es zu nennen pflegt, unterwerfen müßten. Allein, sollte man es glauben? auch ihnen ist am Ende ihr Dachstübchen nicht mehr klein genug. Die Armen beziehen eine noch engere Kammer unter der Erde, und entsagen zuletzt auch noch dem armseligen Gut, wovon sie beynahe allein lebten — der Luft. Täglich sehen wir uns auf diese Weise durch die Lüsternheit unserer guten Aeltermutter um die besten Schriftsteller gebracht. Der unselige Apfelbiß hat das gelehrte Griechenland und das gelehrte Rom entvölkert, und so jugendlich auch das gelehrte Deutschland überhaupt noch ist, so zählt doch das verstorbene bereits ungleich mehr Namen, als das lebendige.

Der Sündenfall ist also, wenn es sich gleich nicht läugnen läßt, daß wir mit ihm auch Miltons verlorenes Paradies und Klopstocks Messias, so wie die Entwickelung der meisten Trauerspiele und der Leiden des jungen Werthers entbehren müßten, für die Literatur immer sehr zu beklagen. Wie viel wäre nicht darum zu geben, wenn wir vom Homer selbst erfahren könnten, ob er jemals gewesen ist, oder wenn er uns Vorlesungen über die Aesthetik hielte, oder wenn er, wie es sich noch besser für ihn schickte, so lange Vorlesungen über dieselbe von uns hörte, bis er, trotz dem jüngsten, und also besten deutschen Poeten Sonette machen lernte.

Von der Langeweile.

Die Langeweile hat schon aus der Ursache die erste Ansprache an unsere Hochachtung, weil sie nirgends so häufig angetroffen wird, als in den vornehmsten Gesellschaften. Welche Dame besitzt ein so verjährtes Recht, bey Hofe zu erscheinen, als sie? Und wer hat sie dagegen jemals hinter dem Pflug hergehen sehen, oder wer kann behaupten, daß sie einen Künstler, oder gar einen gemeinen Hand-

werker in seiner Werkstätte besucht hätte? Nennt man sie eine beschwerliche Gesellschafterin, so sollte man auch bedenken, daß ohne das kleine Mißvergnügen, das sie uns verursacht, wir manches große Vergnügen gar nicht kennen würden. Darf ein Eßlustiger den Hunger, ein Trinker den Durst, und ein Jäger das Wildbret verwünschen? Und mit welchem Recht kann also die nämliche Dame sich über die Langeweile beklagen, die ihre Gegengifte, die Bälle, die Spazierfahrten und die Theegesellschaften über Alles liebt? Man setzt sich zu Pferd, und wirft sich in den Wagen, bloß um ihr zu entfliehen. Gehört aber das Reiten und das Fahren unter die unlustigen Dinge, und kann man eine Krankheit hassen, deren Heilung die angenehmsten Empfindungen erregt? Sitzt man etwa mit Verdruß am Spieltische? Und doch schreyt man Ach und Wehe über die Langeweile, ohne welche wir weder Würfel noch Karten kennen würden! Will man denn, daß die schönen Künste sowohl, als die zierlichen und artigen untergehen? Im Ernst, ohne die Langeweile würde die beste Welt im Augenblick zur

schlimmsten werden. Die Kartenfabrikanten würden mit den Romanenfabrikanten, und die Tonkünstler mit den Gauklern und Poeten sich unter dem grabenden und bettelnden Pöbel verlieren. Der schönen Natur würden ihre eifrigsten Anbeter ungetreu werden. Man würde weder Fluren noch Wälder durchstreifen, und der Prater und der Augarten zu Wien, und selbst die Ziegelhüttengärten zu Paris würden sich von menschlicher Gesellschaft verlassen sehen.

Aber nicht bloß zum Vergnügen, auch zur Arbeit pflegt diese gähnende Göttin zu ermuntern. Wer gibt mancher Dame die Nadel in die Hand, als sie? Und würden nicht von dem männlichen Geschlecht Tausende, die jetzt zum Besten der Menschheit philosophiren und Acten lesen, lehren und predigen, Kranke gesund machen und Feinde tödten, Bücher und Bildsäulen hervorbringen, würden diese nicht die Hände in den Schoos legen, wenn die Furcht vor der Langenweile, die mächtiger wirkt als Ruhm, Hunger und Menschenliebe, nicht ihre Thätigkeit anspornte?

Die meisten Reisen durch Deutschland und

durch Frankreich, durch England, oder durch Italien, durch Europa, oder um die Welt, werden bloß unternommen, um ihr zu entfliehen.

Wem dankt die Welt die wichtigsten Erfindungen, als ihr? Und es ist noch keinesweges ausgemacht, ob sie nicht sogar das Pulver und das wenige, was wir von der Luftschiffahrt verstehen, erfunden hat. Kurz, durch sie blühen Künste und Wissenschaften noch mehr, als durch die eitle Geldbegierde und die noch eitlere Ruhmbegierde. Sie ist die zehnte Muse, die zweyte Minerva und eine wahre Heldenmutter. Sie nöthigt die Schriftsteller zum Schreiben und die halbe Welt zum Lesen. Ihr danken unsere politischen und eleganten Zeitungen, unsere Morgen- und Abendblätter ihre meisten Abnehmer, obgleich eben diese Blätter, statt sie zu verscheuchen, sie nur gar zu oft herbeyrufen. Ohne sie hätten Thalia und Melpomene schwerlich einen Tempel, oder wenigstens einen leerstehenden, und wer weiß, ob ohne sie Namen wie Kotzebue und Müllner jemals der Welt bekannt geworden wären.

Von der Sünde.

Man sollte von Rechtswegen der Sünde den Namen eines weiblichen Titus beylegen, weil sie noch unendlich mehr als dieser vergötterte Kaiser die Lust des menschlichen Geschlechts ist. Wächst nicht die Zahl der Anbeter dieses ächten Freudenmädchens mit jedem Tage, und ist sie nicht für Jeden, der sich ihr einmal ergibt, ein wahres Blümchen Jelängerjelieber? Aspasia, Lais und Phryne, und überhaupt die berühmtesten und schönsten Verführerinnen aller Zeiten hatten den Verdruß, mit den Rosen ihrer Wangen auch ihre getreuesten Liebhaber verschwinden zu sehen. Aber sie, wenn sie gleich beynahe so alt als die Welt ist, hört nicht auf, Greise und Jünglinge, Väter und Söhne zu bezaubern, und mit ihr kann höchstens die berühmte Ninon Lenclos verglichen werden, die noch in ihrem achtzigsten Jahr sogar ihrem eigenen Sohne zärtliche Regungen einflößte. Was aber das Seltsamste ist, so sind die Weiber eben so rasend in sie verliebt, als die Männer, und da, wie man behauptet, jeder Sterbliche die Neigung zu ihr mit auf die Welt bringt, so darf

man sich nicht wundern, daß die Gewalt ihrer Reitze sich sogar an lallenden Säuglingen offenbart. Müssen endlich nicht selbst ihre Feinde gestehen, daß wenn man sonst ihr nur heimliche Opfer brachte, man ihr jetzt öffentlich huldigt? Jemehr man ihr abgeneigt scheinen will, um so lächerlicher macht man sich, und täglich werden die empfindlichen Strafen, die sonst ihre allzueifrigen Anhänger zu treffen pflegten, seltener und gelinder.

Vom Tode.

So verhaßt der Tod ist, so viel Wahres läßt sich zu seiner Vertheidigung, so viel Schönes zu seinem Lobe sagen. Muß man auch eingestehen, daß er der wahre englische Killmann, oder Menschenmörder ist, was kann man antworten, wenn man fragt, wer dem Menschen mehr nach dem Leben trachtet, der Mensch selbst, oder das Wesen, welches mit dem ernsten Amt, die Sterblichen sterben zu heißen, bekleidet ist? Hat er doch weder das Pulver erfunden, noch die Kochkunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht. Daß er jemals die Arzneykunst studirt hätte, davon ist ebenfalls nichts bekannt. Er ist weder

ein Branntweinschenker, noch ein Weinküper. Wurde jemals eine Kriegsankündigung unter seinem Namen ausgefertigt? Oder ist er etwa gar einer der jacobinischen Kopfabschneider, oder der Septembermörder, die von der heillosen französischen Staatsumwälzung ausgebrütet wurden? Hat er dem jungen Werther und manchem ähnlichen Helden die Mordpistole in die Hand gegeben, und sind überhaupt die traurig-lächerlichen Komödien, welche von der deutschen Phantasterey im neunzehnten Jahrhundert, zum Aergerniß des ganzen vernünftigen Europa so häufig aufgeführt werden, sein Werk?

Millionen Menschen fallen also durch seine Sense ganz gegen seinen Willen, und er würde es zuverläßig vollkommen zufrieden seyn, wenn er sein Amt nie anders als auf ausdrücklichen Befehl der guten Mutter Natur vollziehen dürfte, und wenn man also weder von Kriegen, noch von gewaltsamen Staatsumkehrungen, noch von den zahllosen Ausschweifungen und Thorheiten einen Begriff hätte, durch welche die Menschen ihn gegen sich zu reitzen pflegen.

Aber trotz seiner Verdienste, wer ist mehr der Gegenstand des allgemeinen Abscheus, als er? Wenn ein Socrates den Giftbecher lächelnd auf seine Gesundheit ausleert, so zählt man dafür Tausende, deren letztes Wort eine Verwünschung gegen ihn ist. Nur die Neger sagen: Der Tod ist besser, als alles Andere! weil bey diesen armen Hautschwarzen, Dank sey's den Herzschwarzen! das Leben schlimmer ist, als alles Andere. Bey uns aber sieht man täglich, daß bloß um seine Rechte an ihre Person zu kränken, neunzigjährige Greise Teufelsdreck verschlucken, Andere sich ganze Glieder absägen lassen, und wieder Andere Tage und Wochen lang sogar der Gemeinschaft mit seiner Mutter, der Sünde, wenn nicht ganz, doch wenigstens in solchen Dingen entsagen, durch welche sie ihm sich zu nähern besorgen.

Noch empfindlicher müßte es, wenn er nicht der unempfindlichste Stoiker wäre, ihm fallen, daß lachende Erben, daß Männer, die beym Verlust ihrer Frauen, und Frauen, die beym Verlust ihrer Männer sich heimlich vor Freude gar nicht zu lassen wissen, daß

diese Undankbaren, wie man täglich in allen Zeitungen und andern Flugschriften lesen kann, ihn nicht nur in Prosa und Versen den unerbittlichsten Tyrannen schimpfen, sondern auch, bloß um ihn vor den Leuten recht schwarz zu machen, sich in Trauermäntel einhüllen, und schluchzen und heulen, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Schreiben eines Ehemanns an seine spielsüchtige Frau.

Noch einmal, Wilhelmine! laß es mich versuchen, eine Frau, die aufgehört hat, Gattin und Mutter zu seyn, und eine Spielerin geworden ist, von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchen sie sich und Alle, die ihr lieb seyn sollten, zu stürzen im Begriff ist.

Du willst, daß ich Dir in der Woche nur noch zwey Spielgesellschaften erlaube. Aber Du mußt gar nicht mehr spielen, oder Du bist verloren. Bey wem das Spiel einmal Leidenschaft geworden ist, bey dem kann es nie wieder ein schuldloses Vergnügen werden. Leidenschaftliche Spieler, die nicht Alles einbüßen, was die Menschen zu Ansprüchen auf

Achtung und Liebe berechtigt, sind so selten, als die Wesen, die im Feuer nicht verbrennen.

Kannst Du vergessen, welches Unheil das Spiel seit wenigen Jahren nur in unserer mittelmäßigen Stadt angerichtet hat? Wer war liebenswürdiger, als unsere Nachbarin Amalie, und was ist sie jetzt, und wodurch ist sie es? Wurden nicht ein Paar Männer als offenbare Betrüger landflüchtig, die ich ehemals sogar nicht ohne Stolz meine Freunde nannte? Ein Dritter entging, wie Du weißt, der kleinern Schmach nur durch eine größere, den Selbstmord.

Du fragtest mich gestern, ob Du eine Andere seyst, ob Du mich weniger liebest, als sonst, und ob Dein Spiel mich zu Grunde richte, und hier lies meine Antwort. Wer war eine zärtlichere Mutter, als Du? Unzertrennlich von Deinen Kindern, erlaubtest Du Dir kaum, ihnen wenige Augenblicke zu entziehen, um auch noch andere, nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen. Und jetzt! Durchwachtest Du nicht kürzlich außer Deinem Hause den größten Theil der Nacht am Spieltische, und am Bette Deiner tödtlich kranken

Caroline durchwachte sie — eine bezahlte Wärterin. Fast sollte ich Dich fragen, ob Du mich je geliebt hast, wenn Du im Ernst fragst, ob Du mich weniger liebest, als sonst. Das Spiel duldet bloß andere Laster neben sich, aber keine Tugend, keine Pflicht, und keine wohlwollende, nicht einmal eine menschliche Regung. Ich habe es bereits gesagt, Dein Hang zu ihm hat den Kindern die Mutter, dem Vater die Gattin entrissen, kann es mich noch kümmern, ob zuletzt auch noch Armuth und Verachtung mein Loos sind? Laß mich also von der Zerrüttung unsers Hauswesens, die Du hoffentlich nicht mir zur Last legen wirst, kein Wort sagen. O es ist traurig, wenn die Wuth zu spielen den Mann ergreift, aber unendlich fürchterlicher sind die Folgen, wenn die Frau sich von ihr hinreißen läßt.

Ich habe Dir nie gesagt, daß ich selbst einst dem Spiele bis zum Wahnsinn ergeben war. Urtheile also, mit welchem Gefühl ich diese unselige Leidenschaft bey Dir wahrnahm, als ich von meiner letzten Geschäftsreise nach einer halbjährigen Abwesenheit wieder in Deine Arme flog. Ist es doch, als ob die

Nemesis es wäre, die mich schlechterdings durch die Karten verderben will. Einst spielte ich; jetzt spielst Du. Nun fehlt nichts mehr, als ein Sohn, oder eine Tochter, die künftig in unsere Fußstapfen treten, und wenn es wahr ist, daß die Neigungen der Mütter den Kindern sich vor der Geburt mittheilen, was wird aus dem werden, zu welchem Du mir Hoffnung machst! Ein Wunder, wenn es nicht eine Spielkarte als Muttermahl mit auf die Welt bringt. Doch ich muß Dir erzählen, wie das Spiel mir lohnte. Mein Vater gab mir den Fluch, und starb. Eine Mutter kann nicht fluchen. Die meinige weinte sich blind, und starb. Eine eben so redliche, als strenge Tante enterbte mich, weil, als ich sie am Morgen eines Festtags nach durchgespielter Nacht besuchte, eine Handvoll Karten, die zufällig einer meiner Mitspieler in meinen neben ihm liegenden Hut geworfen hatte, ihr, da sie sich eben dem heiligen Tag zu Ehren durch das Lesen einer Predigt erbaute, vor die Füße geflogen waren. Ich wurde zum Bettler, und alle Welt hielt den Bettler zugleich für einen

Schurken. Ich hatte viel gelernt, und wollte arbeiten. Aber dem Kopf eines Spielers traut man so wenig, als seinem Herzen. Man gab mir deutlich zu verstehen, man wundere sich, daß ein Mensch meiner Art einen Augenblick säumen könne, sich die Kehle abzuschneiden. Das tiefste Elend weckte meinen Stolz. Ich verschmähte es, ein schimpfliches Leben durch einen noch schimpflichern Tod zu enden. Man muß ein Cato seyn, wenn man einen Selbst=mord begehen will, ohne sein Andenken zu brandmarken. Ich verließ, da auch meine Freunde mich nach vergeblichen Warnungen längst verlassen hatten, mein Vaterland, und ging als gemeiner Soldat in fremde Kriegs=dienste. In wenigen Jahren war ich Haupt-mann, und jetzt besuchte ich alle öffentlichen Orte und alle häuslichen Gesellschaften, wo gespielt wurde, ohne je wieder eine Karte zu berühren. Meine Kenntnisse und das Ver=trauen in meine Redlichkeit öffneten mir eine neue Laufbahn. In dieser gründete ich mein Glück so fest, als das Glück sich gründen läßt, und kurz, es wurde der Mann aus mir, der es wagen durfte, einem Mädchen

von Deinen Vorzügen seine Hand anzubieten.

Wenn Du diesen Brief liesest, bin ich bereits weit von Dir. Ich verlasse Dich auf drey Monate, und soll ich vergebens hoffen, bey meiner Rückkehr meine vorige geliebte und liebenswürdige, und mich unaussprechlich beglückende Wilhelmine wieder zu finden?

Peter Wunderlichs Klagen über seine verschwenderische Frau.

Hymen, der Gott der Ehe, und nicht Merkur ist der Gott der Diebe, und zugleich der Gott der Bettler. Ein Mann, der eine Frau nach der Mode besitzt, und wer will eine andere finden, wenn er nicht seine Großmutter heirathet? ein solcher Mann muß unerträglich faul seyn, wenn er in wenigen Jahren nicht bettelt, oder stiehlt. Beym Herkules! ich werde bis auf's Hemd ausgezogen, bloß damit meine Frau sich angezogen nennen kann. Statt meiner trägt sie, mein zweytes Ich, alles das Meinige bey sich. Ihre kostbare Uhr hat mir sehr trübe Stunden gemacht, und mein eigener Hut macht mir den Kopf nicht so warm, als der

ihrige. Ich hange nicht an ihrem Hals, aber mein Hab und Gut, und das Feuer ihrer Brillanten hat mir Haus und Hof verzehrt. Perlen bedeuten Thränen, sagt Emilia Galotti, und der Mann muß kein Weib haben, der ihr nicht Recht gibt, und hinzusetzt: Auch umgekehrt. Thränen bedeuten Perlen, nämlich diejenigen, welche die weinende Frau von dem weigernden Manne erpreßt. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, meine Frau pflege immer nur zu nehmen, und gebe mir nie etwas. Alle Jahre beschenkt sie mich pünktlich mit einer Tochter, keineswegs aber mit einem Sohne, vermuthlich weil sie fürchtet, ein Sohn möchte mich zu wenig kosten. Ich frage alle Männer, ob es nicht zum Rasen ist, daß man nicht selten aus Einem Weibe ein ganzes Dutzend Weiber entstehen sieht. Ich bin bereits mit drey Mädchen gesegnet, und kann man sich vorstellen, keine dieser leichtsinnigen Dirnen macht sich ein Gewissen daraus, mit jedem Tage größer zu werden. Es ist ordentlich, als ob man Leinwand und Stoffe, Spitzen und Bänder, und Alles, was man mit der Elle

ausmißt, umsonst bekäme, und als ob Schneider und Putzmacherin, wie gewisse Poeten, bloß für die Ehre arbeiteten. Wahrlich, keine Frau sollte in diesen schweren Zeiten über drey Fuß hoch werden, und die Natur sollte, wenn sie die Weiber nicht klüger machen kann, sie wenigstens kleiner machen.

Antwort im Namen der Frauen.

Abermal ein Murrkopf, der den Weibern zumuthet, nicht nur von der Luft zu leben, sondern sich auch in Luft zu kleiden. Warum, frage ich, schleifen unsere ewigen Sittenprediger immer nur Frauenspiegel, und nicht auch einmal einen Männerspiegel? Ich wette, man würde in demselben sehr drollige, und zum Theil recht häßliche Gesichter zu sehen bekommen.

Ist die Verschwendung der Weiber eine Thorheit, so ist der Geitz der Männer ein Laster. Die meisten wollen für die himmlischen Rosen, welche ihnen nach dem Liede des Dichters von den Frauen in's irdische Leben gewoben werden, diesen holdseligen Geschöpfen nicht einmal einen Strauß von seidenen bezahlen, und sie würden der guten

Eva gern einen doppelten Sündenfall verzeihen, wenn er nur keine Schneiderrechnungen ihrer weiblichen Nachkommenschaft zur betrübten Folge gehabt hätte. Das Liebste und Beste soll ihnen zugleich das Wohlfeilste seyn, und jeder will seine Madonna anbeten, ohne sie zu kleiden. Sie versagen der Krone der Schöpfung eine Haube, und verlangen, daß die Grazien sich ihre Strümpfe eigenhändig stricken. Sie ziehen lieber das Schwert für ihre Schönen, als den Beutel, und Niemand soll weniger von ihren Schätzen genießen, als — ihr Schatz. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie es ihren Frauen nicht an der Nahrung fehlen lassen, und gestehen doch selbst, daß die Weiber nie um Nahrung und Kleider, sondern allein um die letzten bitten, weil Kleider zugleich ihre eigentliche Nahrung sind.

Uebrigens sollte man Satyren gegen den Putz auch aus dem Grunde verbieten, weil schon jede Frau ihn an der andern hinlänglich bestraft, und weil es unmenschlich ist, das harmloseste aller Schooßkinder, die Eitelkeit, mit doppelten satyrischen Ruthen zu züchtigen.

Und sollte man diese Ruthen nicht gegen die Spötter selbst kehren, die den Hang des schönen Geschlechts, sich durch den Putz zu verschönern, nur in einem ungünstigen, und nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sich bemühen?

Was spornt mehr zu unsterblichen Thaten und zu unsterblichen Werken, als die Noth, und welche Noth ist größer, als die häusliche? Und ist es also nicht wenigstens von manchem großen Geist ein schnöder Undank, wenn er sich Klagen über den Aufwand seiner Frau erlaubt, da er eben diesem Aufwand seinen ganzen Ruhm schuldig ist? Wer weiß, ob nicht diese oder jene Epopee bloß darum an's Licht kam, weil die Frau des Dichters durchaus einen neuen Spitzenanzug haben wollte? Der Mann reitet auf dem Flügelroß, damit die Frau mit ungeflügelten fahren kann, und mit dem Diadem auf ihrem Haupt erwarb er zugleich den Lorbeerkranz auf dem seinigen. In der That, so widersinnig es auch klingt, so liegt doch die wahre Ursache, warum es mancher Mann in der Welt zu Nichts bringt, bloß in dem Umstand, daß seine Frau eine

zu gute Wirthin ist, und namentlich nicht genug auf kostbare Kleider verwendet, und eben so unwidersprechlich ist es, daß ein Anderer zum reichen Manne wird, bloß weil seine Frau Alles aufbietet, ihn zu einem armen zu machen.

Das Bücherdrucken.

Es ist in der That sonderbar, daß man das Bücherdrucken gerade zu der Zeit noch nicht verstand, wo man die besten Bücher schrieb. Julius Cäsar und Cicero, Virgil und Horaz, Tacitus und Livius, Sophocles und Euripides, Aristoteles und Plato hätten die Freude verdient, ihre unsterblichen Werke aus Unsterblichkeit verleihenden Druckpressen hervorgehen zu sehen.

Der Wirth und seine Gäste.

Eine Scherzrede bey einem freundschaftlichen Schmause.

Schon seit mehrern Stunden sieht unser Wirth seine nie eroberte Wohnung von raubgierigen Völkern besetzt. Aber daß er seine Sieger besser zu bewirthen, als ihn bekriegenden Feinden Widerstand zu leisten versteht, davon liegt der Beweis am Tage, wenn es

gleich in diesem Augenblick Nacht ist. Sagten wir nicht, wie Napoleon aller Welt, ihm den Tag voraus, an welchem die feindliche Hauptstadt unser Hauptquartier seyn würde? Aber ich frage, welche Anstalten traf er zu seiner Sicherheit? Wo sind die Laufgräben, die er gegen uns öffnete? Wo sind seine Sechszehnpfünder, seine Granaten und seine Haubitzen? Wurde je eine Festung schlechter vertheidigt, als diejenige, deren Herr und Befehlshaber er zugleich ist? Hätte er nicht wenigstens die Treppe abbrechen, oder die Thür seines Speisesaals verrammeln sollen? Und noch jetzt? Sieht er nicht gelassen zu, wie wir sein Vieh nicht aus dem Stalle, sondern aus der Schüssel holen? Sind seine Hühner und Gänse, seine Kapaunen und Rebhühner vor uns sicher? Und ist es nicht bloße Großmuth von uns, wenn wir nicht nach seinen Goldkisten fragen, und nichts mit Gewalt im Hause öffnen, als — seine Champagnerflaschen? Ich wage Nichts, wenn ich bekenne, daß unser Leben noch immer in seiner Gewalt steht. Eines Heldenentschlusses ist er schlechterdings unfähig, und ich will nicht ehrlich

seyn, wenn sich eine einzige Mine unter seinem Hause befindet, um uns in die Luft zu sprengen. Kein Wunder also, daß Einer aus unserer Schaar, den sie keineswegs unter ihre Tapfersten zählt, an seiner Seite nicht nur ruhig ißt und trinkt, sondern auch — ruhig schläft. Kurz, theure Freunde! wir haben es mit einem Feinde zu thun, der stets bereit ist, jedes Gewehr zu strecken, nur — das Messer und die Gabel nicht.

Du sollst — stehlen!

„Du sollst nicht stehlen!" Warum nicht gar! Ich denke, es wäre einmal Zeit, daß man den Henker zum Henker schickte. Ist man denn gleich des Teufels, wenn man nicht ehrlich ist? Und geht die Welt in Trümmer, wenn man den Leuten, die lange Finger haben, ein wenig durch die Finger sieht? Wollt Ihr aber ja einem Dieb es schlechterdings nicht verzeihen, daß er stiehlt, so seyd wenigstens so billig, zu gestehen, daß er bey diesem Fehler ein ganzer Kerl ist. Oder darf man etwa eine Memme, oder eine Schlafhaube seyn, wenn man in der stockfinstersten Nacht, während Alles, was schlafen kann,

längst in träge Ruhe versenkt ist, trotz aller Nachtwächter und Kettenhunde, Thüren einschlagen, Schlösser und Riegel sprengen, und Alles, was einem unter die Hände kommt, wegtragen will? Nehmt es mir nicht übel, aber Eure verächtlichen Urtheile über das Stehlen beweisen unwidersprechlich, daß Ihr selbst in Eurem Leben noch nicht gestohlen habt. Ars non habet osorem, nisi ignorantem. Versucht es einmal, von Hundertausenden, die irgend ein Filz in seinem Hause verwahrt, ihm nur den hundertsten Theil mit List oder mit Gewalt abzunehmen, und was gilts, Ihr werdet bekennen müssen, das Gold stehlen nicht viel leichter ist, als Gold machen, und auf alle Fälle schwerer, als eine peinliche Anklage gegen einen Dieb, oder einen Beytrag für Herrn Friedrich Kinds Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, oder für dessen zahllose Monatschriften ausarbeiten.

Thierische Todesanzeigen.

So oft ich eine Todesanzeige in den Zeitungen lese, fühle ich mich geneigt, einigen vernachläßigten Geschöpfen das Wort zu reden, die, wenn sie gleich keine Menschen sind,

doch so gut als diese zu sterben wissen. Wie viele der artigsten Schooßhündchen, Lieblingskätzchen, Papageyen, Gimpel und Canarienvögel sehen wir nämlich nach dem schwarzen Acheron wandern, ohne daß irgend eine Zeitung den Gönnern und Freunden ihrer tiefgebeugten Gebieterinnen, deren einziger Trost sie waren, den schmerzlichen Verlust ankündigt! Darf man denn durchaus nicht mehr als zwey Füße, und schlechterdings weder Federn, Flügel, noch Schnabel haben, um eine Zeitung zur Heroldin seines Todes und seiner Tugenden zu erhalten? Und muß man, um das Absterben eines Gimpels öffentlich zu beklagen, nothwendig mit ihm verheirathet gewesen seyn? Oder werden die gefiederten Trillerschläger und Plauderer, die zottigen und vierfüßigen Schmeichler und Speichellecker etwa weniger geliebt, als die federlosen, glatten und zweyfüßigen? Man fordert diese angenehmen Hausfreunde in allen Zeitungen zur Rückkehr auf, wenn sie sich verlaufen haben, aus ihrem Käfich entflogen, oder entführt worden sind, und wenn der Allerweltsräuber und Entführer, der sein Handwerk

schon seit dem Sündenfalle Tag und Nacht forttreibt, wenn der Tod sich ihrer bemächtigt, so läßt man auch nicht einen Seufzer über den schmerzlichen Verlust drucken. Wie soll man sich diesen Widerspruch aus dem sonst so durchaus mit sich selbst einigen weiblichen Character erklären? Doch ich hoffe, es wird von nun an auch bey diesen Todesfällen jeder politische Götterbothe, oder Postreiter mit der Trauerheroldswürde bekleidet werden, und es versteht sich von selbst, daß bey einer solchen Veranlassung, bey welcher die Hinterbliebenen des Trosts nicht zu viel haben können, sich die Beyleidsbezeugung — nicht verbeten wird.

Pfeffel.

Unter die Schriftsteller, die mehr nüzen, als glänzen, die vergnügen, ohne zu entzücken, unterhalten, ohne zu überraschen, erwärmen, ohne zu entflammen, die man liebt, ohne sie zu bewundern, die gelesen, aber nicht verschlungen werden, die dem Manne willkommener, als dem Jüngling, der Matrone willkommener, als der Jungfrau, den Vätern willkommener, als den

Söhnen, den Müttern willkommener, als den Töchtern sind, behauptet Pfeffel eine der ersten Stellen. Er ist, wie es sich von selbst versteht, frey von allen Fratzen und Abenteuerlichkeiten des Tags, die hoffentlich das nächste Jahrzehend nicht überleben werden. Aber es läßt sich auch zugleich nicht läugnen, daß er an Kraft und Fülle, an Neuheit und Eigenthümlichkeit, an Kühnheit der Gedanken, und an Lebhaftigkeit des Ausdrucks zum Theil solchen Schriftstellern nachsteht, die er an Würde und Zierlichkeit, und an allen Eigenschaften, wozu Geschmack und Urtheilskraft erfordert werden, weit hinter sich zurückläßt.

Schubarts Fürstengruft.

In Schubarts Fürstengruft findet man schlummernde, mit Staub und Würmern zugedeckte Geripppe, die jauchzen. Eben diese Gerippe sollen aufstehen, um — zu lächeln. Von Gott wird behauptet, er habe schlimme Fürsten im Grimm geschaffen, und sie zur Nationenruthe — zusammengebunden. Es wird von geilem Blute gesprochen, das schäumendes Gift der Unschuld in die Seele, wie

in den Körper gegossen habe. Mit Einem Wort, das Ganze ist ein Inbegriff von falschen, unschicklichen, widrigen und ekelhaften Bildern, und von schielenden Gedanken, und schwülstigen, geschmacklosen Ausdrücken. Und doch fehlt es noch immer nicht an seyn wollenden Kunstrichtern, die mit Bewunderung von diesem Erzeugniß sprechen, in welchem das unbefangene Urtheil Nichts als einen Dichter wahrnimmt, der nach dem Kühnen, Neuen und Außerordentlichen strebte, und weil ihm die Kraft, sein Ziel zu erreichen fehlte, auf die größten Abwege gerieth. Man weiß, daß Schiller in der Zeit seiner jugendlichen Rohheit die Fürstengruft bewunderte. Aber er hat selbst die schlimmen Monarchen, die man aus seinen frühern Gedichten kennt, und die weit mehr poetischen Werth haben, von den spätern Sammlungen seiner Gedichte ausgeschlossen. Ob die Fürstengruft eine Nachahmung der schlimmen Monarchen ist, oder ob diese jener nachgeahmt sind, über diesen Punct sind die Meinungen getheilt.

VI.

Die Gesellschaft vom neuesten Ton.

Nach dem Leben geschildert von Willibald.

Kein Mensch ist doch in der That klüger, als ein Einsiedler, und keiner thörichter, als einer, der sich in eine Gesellschaft bitten läßt, dachte ich, als ich mich heute aus einer nach Hause begab, an welcher ich mich jetzt für den Unmuth, den sie mich empfinden ließ, dadurch rächen will, daß ich ein wenig aus ihrer Schule schwatze.

Kaum hatte ich von dem mir angewiesenen Stuhle Besitz genommen, so hatten meine Ohren eine Folter zu erdulden, die der Unbarmherzige, der sie vollzog, declamiren nannte. Ich schrie um Gnade, ich versprach Alles zu bekennen, ob ich gleich nichts zu bekennen hatte. Es half nichts. Ich mußte zehn Sonette lesen hören, und hätte wahrscheinlich noch zehn Mal zehn hören, oder vielmehr am eilften den Geist aufgeben müssen, wäre nicht zum Glücke die ganze Gesellschaft in dem Ausspruch überein=

gekommen, daß der Teufel selbst die Qual nicht mehr aushalten könne.

Gottlob, sprach jetzt mein nächster Nachbar, daß aus dem Schreyer ein Stummer geworden ist! Die Herren und Damen sollen jetzt Wunder hören. Und in der That, was die Herren und Damen hörten, waren gar Nichts als Wunder. Eine Hellseherin hatte es so weit gebracht, daß sie die Todtenliste der Stadt für ein ganzes Jahr schon am ersten Tage desselben vollständig liefern konnte. Trug es sich ja zuweilen zu, daß ein von ihr zu Tode Prophezeyter am Leben blieb, oder einer ohne Prophezeyhung starb, so machten ihre Anhänger geradezu dem ersten sein Leben, und dem andern seinen Tod streitig. Das so heilige Postgeheimniß war bey Niemand weniger sicher, als bey ihr, sobald nur ein Brief ihrem Magen zu nahe kam. Mit Einem Worte, um Alles, was in der Welt vorgeht, auf's Deutlichste zu sehen, brauchte sie nur — zu schlafen. In eben diesem Zustande sympathisirte sie in einem so hohen Grade mit ihren Freunden, daß diese sich nur zu stechen nöthig hatten, um — ihr

eine Wunde beyzubringen. Alle diese Wunder, die sich vor den Augen vieler tausend in der Stadt lebender Zeugen, von welchen aber unglücklicher Weise sich nicht ein einziger in der Gesellschaft befand, zugetragen haben sollten, wurden von den Zuhörern mit desto größerer Andacht vernommen, und desto fester geglaubt, da es weniger gefährlich war, einen Glaubens-Artikel der römischen Kirche vor den Ohren des Großinquisitors in Spanien zu läugnen, als hier den Zweifler zu spielen.

Der Wunderverkündiger fand endlich, wenn gleich nicht seine Wunder erschöpft, doch seine Lunge ermüdet, und vergönnte der Gesellschaft Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, und ihren Glauben an dem ihr gegebenen Stoff zu versuchen.

Allein zum Unglück, wenigstens für mich, hatte der fast nie verschlossene Tempel der Thalia auch am vorigen Abend offen gestanden, und jetzt stand eben daher jeder Mund offen, um den abwesenden Breterhelden und Breterheldinnen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit der Kritik

selbst verschone ich die Leser um so mehr, da das Morgenblatt, welches sich nicht selten den Spaß macht, seine Leser schon beym Erwachen wieder einzuschläfern, sie — nicht damit verschonen wird.

Ein Glück war dieses Gespräch für einen leider lebendigen Anecdotenalmanach, weil sich jetzt ordentlich bey seinen abgedroschenen Erzählungen erholte, und zehn Mal weniger gähnte, als sonst.

Daß der Weissenfelser Trauerspielfabrikant dem Shakespeare wenig, und dem Schiller gar nichts schenke, bewies jetzt, wenn gleich nicht mit vieler Klarheit, doch mit desto mehr Tiefsinn ein Recensent, der, wenn er gleich nicht mit der Feder, sondern nur mit dem Munde sein Geschäft trieb, doch ungenannt bleiben will. Uebrigens war der Lobredner weder der Professor Krug, noch der Professor Clodius, in Leipzig, noch der dortige Buchhändler Brockhaus.

Den Manen der Frau von Stael wurden einige reichliche Thränenopfer aus weiblichen Augen gebracht. Wahrlich, hieß es, die Wunderfrau hätte schon darum nicht sterben

sollen, weil die Französin über die deutsche Literatur beynahe mit noch tieferer Einsicht urtheilte, als ein bekannter erzdeutscher, und erzunsterblicher, obgleich ziemlich verworrener und unklarer Aristarch. Daß sie, fuhr man fort, die Geheimnisse der Weltweisheit und der Staatsweisheit wie nicht Jeder, und noch mehr wie nicht Jede erforscht hatte, wer kann diese Wahrheit und — den Tag läugnen? Und was soll man von ihrer Delphine und von ihrer Corinna sagen? Ich sage, erwiederte einer der anwesenden Männer, ich sage kein Wort von ihren Werken, die von sich selbst sagen mögen, was von ihnen zu sagen ist. Aber ich kann mich, so oft ich von ihrem Tode sprechen höre, des Ausrufs nicht enthalten: Hätte ich doch von der berühmten Dame, nicht ihr Werk über die französische Revolution, sondern — ihr Nadelbüchschen und ihren Fingerhut geerbt! Napoleon hatte in seiner Verbannuug, trotz der weiten Reise zu ihm, bey einigen der anwesenden Damen einen harten Stand, weil er in den Zeiten seines Glücks diesen Koloß eines weiblichen Schöngeists, statt vor ihm

niederzufallen und ihn anzubeten, im eigentlichen Sinne des Wort — weggeworfen hatte.

Jetzt wurde bey verschlossenen Thüren wichtiger Geheimerath gehalten, auf welche Weise, ohne gegen irgend ein Gesetz der neuen Aesthetik anzustoßen, die Geburtsfeyer eines bekannten großen, und die Todtenfeyer eines unbekannten kleinen Dichters zu begehen seyn möchte.

Diplome als Dichter der ersten Klasse erhielten durch Kuglung der verstorbene Theodor Körner, und einige noch lebende, wenn gleich nicht sonderlich leuchtende, doch nicht viel schwächer als Johanniswürmchen schimmernde Sternlein des Helikons, deren Namen der scharfsinnige Leser in der Urania des Herrn Brockhaus, in dem Frauentaschenbuche des Herrn Barons de la Motte Fouque, im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft des Herrn Stephan Schütze, und im Becker-Kindschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen selbst ausforschen mag. Man konnte übrigens nicht merken, daß bey einer oder der getroffenen Wahlen von irgend einer Muse ein Zeichen des Beyfalls gegeben worden wäre. Von einem bekannten erzfrommen Karfun-

kelpoeten, Romanendichter, und Kunstbeurtheiler wurde zwar mit aller seinem Geist gebührenden Achtung gesprochen. Allein man nahm aus den beyden Gründen Anstand, die bisher ihm widerfahrenen Auszeichnungen mit einer neuen zu vermehren, weil man fürchtete, einem Manne wie er, der selbst am besten weiß, was die Welt ihm schuldig ist, kein Genüge leisten zu können, und weil die ganze Gesellschaft sich in dem Ausspruch vereinigte, daß sein Haupt einer allzustarken Tracht von Lorbeern nicht gewachsen sey.

Nicht weniger als die ganztodte Frau von Stael wurde der halbtodte deutsche Handel beklagt, und dem Merkur ein Söhnopfer von köstlichem Gewürz, jedoch nicht anders als nach dem genauesten Maß und Gewicht dargebracht.

Der Nachdruck wird doch hoffentlich einmal verboten werden, sagte ein Schriftsteller, ohne Zweifel weil er dachte, nach dem Verbot brauche er sich der Kränkung nicht mehr zu schämen, daß alle Nachdrucker vor seinen Schriften das Kreuz machten. Hat man doch, sprach ein Zweyter, sogar die Stunden der

Andacht nachgedruckt. Nun laufen ja ordentlich die andächtigsten Beter, wenn sie aus dem Nachdruck beten, Gefahr, daß sie um des Gebetbuchs willen zum Teufel fahren. Der Tod des Herrn von Kotzebue bemerkte ein Dritter, ist auch in dieser Hinsicht ein höchst empfindlicher Verlust, weil der Schriftsteller noch geboren werden soll, der mit so viel Scharfsinn, so viel Gründlichkeit und mit so viel feinem Witz, als es von ihm geschehen ist, die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks darzuthun vermag. Man denke nur, anderer Beyspiele nicht zu gedenken, an das von ihm zur gänzlichen Niederlage der Nachdrucker mit so außerordentlichem Glück benutzte Reimlein:

„Was du nicht willt, das Dir geschicht,
Das thu auch einem Andern nicht!"

Möchte immer, fiel ein Dritter ein, der Goliath Nachdruck ein Davidchen weniger haben, das Steine nach seiner Stirn schleudert, wenn wir nur wieder einen Kopf hätten, durch welchen das literarische Wochenblatt nicht ganz zur Ilias post Homerum würde! Aber wahrlich, ein literarisches Wochenblatt, wie das jetzige, ist noch schlimmer, als gar keins.

Haben Sie doch des herrlichen Fouque herrliches Frauentaschenbuch auf's Jahr 1820 schon gelesen, fragte jetzt eine der Damen mit einem so dichterischen Entzücken, daß es das größte Unrecht ist, wenn ihr Bildniß nicht an der Spitze des Jahrgangs 1821 in altdeutscher Tracht erscheint. Wenn nur nicht manche Verse nicht gar zu altdeutsch-rauh-holpernd und stolpernd, und manche Liedlein weniger fromm und herzbrechend, und dafür etwas vernünftiger wären! bemerkte jetzt ein gar liebliches Mädchen von sechszehn Jahren. Das gute Kind machte sich aber durch diese freylich von seiner Jugend zeugende Kritik alle Männer und Weiber in der Gesellschaft, und sogar ihren heimlichen Anbeter selbst, zu Feinden. Alle, mich ausgenommen, schrieeen: Wer wird die größte Schönheit dieser Gedichte für einen Fehler erklären? Mögen die Reime Eurer spießbürger'schen Alltagspoeten ordentlich nach dem Tact tanzen und hüpfen, ein ächter altdeutscher Reim muß den Leser in beständiger Furcht erhalten, er möchte den Hals brechen.

Jetzt riefen ein Paar Damen, die sich über

den Sinn einer Stelle des Nibelungslieds stritten, mich zum Schiedsrichter auf. Vermaledeyte Hexenversammlung, schrie ich im höchsten Grimm, am Ende schlägst Du mich vollends gar an's Kreuz, wenn ich nicht noch schneller die Flucht ergreife, als weiland Yorik, da ihm der Tod auf den Fersen folgte! Und in der That würde ich nicht einen Augenblick länger Stand gehalten haben, wenn ich auch, um zu entkommen, gerade in's Fegfeuer, oder gar in die Hölle hätte springen müssen.

VII.

Die Lebensverlängerung.

Man ist allgemein über den Satz einig, daß kein Mensch das Recht hat, sein Leben zu verkürzen. Aber die Frage: Darf man sein Leben verlängern, hat meines Wissens noch Niemand, und wahrscheinlich aus dem Grunde nicht aufgeworfen, weil im Ganzen die Lebensverlängerungskunst bey der Welt in

einem nicht viel bessern Rufe steht, als die Goldmacherkunst, und daher in der Regel auch wie diese nur von Leuten getrieben wird, von deren Verstand ihre Nebenmenschen nicht die beste Meinung haben.

Indessen angenommen, daß es wirklich, wie Viele glauben, in der Gewalt jedes Sterblichen steht, sich halb und halb zu einem Unsterblichen zu machen, und die Natur, diese sonst wenig nachsichtige Gläubigerin zu zwingen, ihm seine Schuld noch einmal so lang, als sie geneigt ist, zu borgen, so möchte doch jedem Sterblichen zu rathen seyn, sich dieser Gewalt mit einiger Mäßigung und Vorsicht zu bedienen.

Der Lebensgeitz ist eben so gut ein Laster, als der Geldgeitz, und macht die ihm Ergebenen nicht minder unglücklich, als dieser. Man hört auf zu leben, sobald man das Leben selbst zum Hauptgegenstand seiner Sorgen macht. Wer Speise und Trank zu Arzneyen macht, und jene auf der Goldwage abwiegt, und diesen sich im Fingerhut zumißt, kann weder behaupten, er esse, noch er trinke, und man frage einmal die vornehmsten und

die reichsten, und also die weisesten Menschen, was sie lieber aufopfern wollen, zehn Jahre ihres übrigens nichts weniger als gleichgültigen Lebens, oder eine einzige ihrer Mahlzeiten. Ist aber diese Entsagung etwa die einzige, zu welcher sich der alberne Mensch bequemen muß, der sich nicht zum Sterben bequemen will? Und gesellen sich nicht zu den zahllosen Entsagungen noch Martern, die besser dazu taugten, eine freywillige Abkürzung des Lebens zu entschuldigen, als zum Behuf einer Verlängerung desselben ertragen zu werden? Soll man lachen, oder weinen, wenn man einen Menschen vor einem Lüftchen zittern, und sich in einer Stunde zehn Mal vor der Sonne in den Schatten, und vor dem Schatten in die Sonne retten sieht? Heute verzweifelt er, weil der Regen ihm den Kopf benetzt hat, und morgen hält er seinen Tod für gewiß, weil ihm zehn Tropfen Wasser in den Schuh liefen. Die Magd ist seine Mörderin, die den Ofen um einen halben Grad zu wenig, oder zu viel heitzt, und kann er fünfzig Jahre alt werden, wenn ihn im vierzigsten der unvermuthete Anblick einer

Spinne erschreckt? Gegen jede Jahrszeit trifft er besondere Vertheidigungsanstalten, weil Sommer, Herbst und Winter, und am meisten der holde Frühling sich zu seinem Verderben verschworen haben. Dem Sommer trozt er mit der Kälte des Winters, und dem Winter mit der Hitze des Sommers. Eine Hauptbedingung der Lebensverlängerung in seinen Augen ist, sich viel im Freyen zu bewegen, und nichts ist ihr zugleich mehr hinderlich, als sich viel den Einflüssen der Luft aussetzen. Das Gehen, Stehen und Liegen ist eben so nützlich — als schädlich. Er ist gewiß, eine gar zu heitere Stunde würde ihn in's Grab stürzen, und wie soll er es anfangen, daß er sich nicht betrübt, da es keine ärgere Giftmischerin gibt, als die Betrübniß? Verdammt sey die allzureitzende Hexe, deren Anblick ihm das verschrieene Fieber an den Hals zaubert, das keiner Chinarinde weicht! Indem er auf's sorgfältigste für die Gesundheit seines Magens sorgt, schadet er seiner Brust. Hat er Hunger, so trinkt er, und der brennendste Durst kann ihm eine Aufforderung seyn, ein Stück wohlge-

salzenen Schinken zu essen. Der Himmel bewahre ihn, daß er ausruhen sollte, wenn er müde ist! Sagt ihm, die Luft in Grönland sey die gesundeste, und er geht wenigstens einen halben Tag mit um, sich dort niederzulassen. Gegen das gelbe Fieber in Cadix braucht er alle möglichen Verwahrungsmittel — in Petersburg. Das Glück mag ihn ja mit seiner Gunst verschonen, weil er nicht aus dem Gleichgewicht seiner Gemüthsbewegungen gebracht werden darf. Er hütet sich wohl, ein Lotterielos zu kaufen, weil er leicht das Beste gewinnen, und — sterben könnte. Sein Ehrgeitz trachtet nach einer hohen Stelle im Staat. Aber erhält er sie, so denkt er sogleich, sie vertrage sich nicht mit seiner Gesundheit, und der Todtengräber möge ohne weiters die Schaufel nehmen, um dem schwindelnden Minister sein Grab zu bereiten. So viele Lebensfeinde, von welchen er sich umringt sieht, reitzen unaufhörlich seinen Zorn, und doch ist in seinen eigenen Augen der Zorn selbst der größte aller Lebensfeinde. Sein Leben ist nichts, als eine ewige Todesfurcht, und über diese Furcht selbst möchte er ver-

zweifeln, weil er wohl weiß, daß sie keine Lebenverlängerin, sondern die ärgste Lebensabkürzerin ist.

Mit der Sorge, er möchte zu viel schlafen, legt er sich nieder, und mit der Angst, er habe zu wenig geschlafen, steht er auf. Ueberhaupt ist ihm nichts so verhaßt, als Bett und Schlaf, weil jenes ihn zu sehr an das Grab, und dieser ihn gar an den Tod erinnert.

Ich schließe mit der Frage, ob einem Thoren dieser Art ein größeres Unglück widerfahren kann, als daß er wirklich seinen Zweck erreicht, und doppelt so alt wird, als andere Menschen?

VIII.

Ist es ein Betrug, wenn ein Verleger ein Buch unter einem andern, als dem Namen des wahren Verfassers verkauft?

Niemand wird die Wahrheit bestreiten, daß der Werth eines jeden Buchs ein absoluter ist, und also mit dem Namen des

Verfassers gar Nichts zu thun hat. Gibt man aber diesen Satz zu, so räumt man auch ein, daß man schlechterdings nicht über Betrug klagen kann, wenn ein Buch, das Titius geschrieben hat, von dem Verleger unter dem Namen des Cajus verkauft wird. Das Buch liegt offen vor den Augen des Käufers, und wenn es ihm an einem Merkmal gebricht, an welchem er ein Werk seines Lieblingsschriftstellers von einem andern zu unterscheiden vermag, so gibt er schon durch dieses Unvermögen dem Buchhändler gewonnenes Spiel. Du mußt, wird ihm dieser sagen, als Du das Buch kauftest, nothwendig mit seinem Inhalt zufrieden gewesen seyn, und jetzt fängst Du bloß aus dem seltsamen Grunde an, über Betrug zu schreyen, weil nicht Titius, der es schrieb, sondern Cajus, der es nicht schrieb, auf dem Titel steht. Streiche den falschen Namen weg, und setze den wahren dafür, und ich frage Dich, ist das Buch jetzt schlechter, als zuvor? Oder wenn Du etwa das Buch gekauft hast, ohne Dich zuvor wenigstens oberflächlich mit seinem Geist bekannt zu machen, wem fällt

diese Unterlassung zur Last, Dir oder mir? Wer vergoldetes Silber für ächtes Gold ausgibt, macht sich eines Betrugs schuldig, weil der Käufer ein geringeres Metall, statt eines edlern bekommt. Aber die Waare des Buchhändlers wird weder besser, noch schlechter, welchem Verfertiger er sie auch zuschreibt.

Aber, sagt man, der Buchhändler, der sich eine Titeltäuschung erlaubt, hat doch wenigstens die Absicht, zu betriegen, und ich antworte: Er kann sie haben, aber es ist nicht nothwendig, daß er sie hat, und so lange er also ihrer nicht geständig ist, oder Ihr sie ihm nicht beweisen könnt, so lange habt Ihr auch kein Recht, ihn des Betrugs anzuklagen. Niemand, kann er sagen, und also auch kein Schriftsteller, hat selbst im bürgerlichen Leben ein Monopol auf seinen Namen, und wenn Friedrich Schiller, der Dichter, keinem Menschen wehren kann, auch Friedrich Schiller zu heißen, wo ist sein Recht, mir zu wehren, diese beyden Namen auf das Titelblatt eines Buchs zu setzen? Bin ich aber im Besitz dieses Rechts, wer wagt es, seine Ausübung einen Betrug zu nennen? Kann ich mir nicht aus bloßer Laune, oder aus Vorliebe einen

Namen für den Titel meines Verlagswerks zueignen? Ich halte die Bücherkäufer sammt und sonders für mündige und selbst prüfende Leute, und mir sollte es einfallen, sie mit einem bloßen Titel täuschen zu wollen? Lassen sich aber ja einige wenige auf diese Art anlocken, so habe ich wenigstens ihren unlogischen Schluß: Weil auf dem Titel dieses Buchs Friedrich Schiller als Verfasser angegeben ist, so muß es auch nothwendig von dem berühmten Trauerspieldichter dieses Namens herrühren, nicht zu verantworten.

Eine andere, nach meiner Ansicht zu verneinende Frage ist jedoch, ob ein Buchhändler wohl thut, der sich der Freyheit, von welcher die Rede ist, bedient. Auch den bösen Schein soll man meiden, und selbst gleichgültige Handlungen sollen immer durch bessere Gründe, als durch bloße Laune vor der Welt gerechtfertigt werden können.

Auswahl

aus den

Mährchen der Scheherazade.



Il Bondocani,
oder:
Der Räuberhauptmann.

Der ruhmvolle Kalif von Bagdad, Harun Alraschid, sah an dem Feste Haraphat die Veziere, die Großen, den Adel, und selbst nicht wenige der Gewalthaber, deren Gewalt der seinigen unterworfen war, um sich her versammelt. Man hatte es an nichts fehlen lassen, um dieses große Fest auf eine Art zu begehen, die dem Himmel und der Erde einen würdigen Begriff von der Andacht und der Gottesfurcht des größten Fürsten der letzten, der zugleich nicht umsonst Beherrscher der Gläubigen heißen wollte, beyzubringen vermochte. Blumen dufteten, Menschen opferten, und Thiere wurden geopfert, wie es die Religion gebot, und mit dem Wohlgeruch der Altäre stiegen die Harmonien von tausend

Kehlen und Saiten zum Himmel empor. Aber was dauert den Großen nicht zu lange? Auch der Kalif Harun Alraschid empfing am Ende gähnend die zahllosen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, und gähnend brachte er die seinigen dem Himmel. Freund! sprach er zuletzt zu seinem bey Seite gerufenen Groß-vezier Giafar, dem Oberhaupte des edlen Geschlechts der Barmeziden, denke von meiner Andacht was Du willst, aber ich kann die heutige Langeweile keinen Augenblick länger ertragen. Und sollte es nicht eine kleinere Sünde seyn, wenn ich weggehe, um mich ein wenig zu zerstreuen, als wenn ich hier nicht aufhöre, dem heitern Himmel das verdrieß-lichste aller Gesichter zu zeigen? Von selbst versteht es sich jedoch, daß heute auch eine sogenannte Zerstreuung der Heiligkeit des Tags angemessen seyn muß, und ist es nicht so gut, als das beste Gebet, wenn ich die Armen durch Almosen erfreue, und andere Leidende mit Rath und That unterstütze? Kann ich endlich meinen Unterthanen überhaupt eine größere Wohlthat erweisen, als wenn ich mich mit eigenen Augen überzeuge, ob die Leute,

welchen ich die Handhabung des Rechts und der Ordnung in der Stadt anvertraut habe, schlafen oder wachen, und ob nicht die Wachenden ihr Amt so verwalten, daß man wünschen möchte, sie schliefen?

Der Großvezier Giafar folgte seinem Herrn in ein geheimes Zimmer, um sich umzukleiden, und nach dem Jeder tausend Goldstücke zu sich gesteckt hatte, verließen sie den Pallast.

Schon hatten die Wanderer mehrere Straßen und öffentliche Plätze besucht, und überall Tropfen ihres goldenen Regens in gierige Hände fallen lassen, als ein Frauenzimmer, das mitten in der Straße auf dem Pflaster seinen Sitz gewählt hatte, dem Kalifen ihre Hand entgegen streckte, während sie ihn mit lieblicher Stimme um ein Almosen ansprach. Der ausgestreckten Hand gereichte ihre Schönheit und der Umstand, daß sie zu einem Arme gehörte, dessen Weiße den Alabaster, und dessen Form die Kunst aller Bildhauer herausforderte, zu keiner geringen Empfehlung, und mit außerordentlicher Schnelle reichte daher der Kalif dem Großvezier ein Goldstück, um es ihr in seinem Namen zu geben.

Das Frauenzimmer empfing die Gabe, und zog die Hand zurück. Allein da die Schwere der Münze sie vermuthen ließ, es sey ein Goldstück, was sie empfangen habe, und da der Augenschein diese Vermuthung bestätigte, so rief sie den Geber mit lauter Stimme zurück.

Schöner junger Mann! sprach sie, sobald er sie hören konnte, Du gabst mir mehr als ein gewöhnliches Almosen, und ich will also wissen, wie ich diese außerordentliche Freygebigkeit verstehen soll.

Nicht mir, erwiederte der Großvezier, sondern meinem Gefährten bist Du für die Wohlthat verbunden, die Dir so ungewöhnlich scheint.

Sey also so gut, versetzte das Frauenzimmer, Deinem Gefährten zu melden, was ich zu wissen begehre, und mir Antwort zu bringen.

Der Großvezier richtete dem Kalifen seine Botschaft aus, und dieser befahl ihm, der Fragenden zu antworten, ein Almosen habe sie von ihm begehrt, und ein Almosen habe er ihr in keiner andern Absicht gegeben, als

um die Pflicht der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit zu erfüllen.

Diese Versicherung, sprach die Dame, ist mir genug zu meiner Beruhigung. Melde also, mein edler Herr! meinem Wohlthäter, sein Goldstück sey in dankbaren Händen, die sich täglich um Verlängerung seiner Tage gen Himmel erheben würden.

Der Kalif war ungemein zufrieden mit dem Betragen der Unbekannten und ihrer Dankbarkeit, und wie eine Eingebung vom Himmel kam ihm der Gedanke, die Bettlerin zur Sultanin zu erheben. Eile, sprach er zum Großvezier, und melde dem Frauenzimmer, ich sey entschlossen, sie zu heirathen, wenn sie anders es nicht bereits sey.

Ich nehme, antwortete die Unbekannte, den Antrag unter der Bedingung an, daß der Freyer nicht zu arm ist, mir ein anständiges Heirathgut zu geben.

Ein sonderbares Wesen, diese Dame! setzte der Großvezier hinzu, als er dem Kalifen ihre Antwort hinterbrachte. Der Beherrscher der Gläubigen ist es selbst, der ihr die Ehre erzeigt, um sie zu werben, und sie zweifelt

noch, ob er der Mann sey, ihr einen Brautschatz anzuweisen!

Du bedenkst nicht, antwortete der Kalif, daß sie mich nicht kennt. Ihre Vorsicht gefällt mir, und ich finde es billig, ihre Bedingung zu erfüllen. Frage sie also, wie reich ich seyn muß, um ihr zu gefallen.

Wer mich zur Frau will, antwortete die Unbekannte dem wiederkehrenden Großvezier, muß mir einen Brautschatz geben, der so viel beträgt, als die Einkünfte der beyden Städte Hispahan und Korazin von einem ganzen Jahre.

Beym Propheten! dachte der Großvezier, und konnte nicht umhin, das Haupt ein wenig zu schütteln, diese Prinzessin am Zaune wetteifert mit ihren Forderungen mit einer, die auf dem Throne geboren ist. Er folgte dem Kalifen, der ein wenig vorausgegangen war, und meldete ihm, wie hoch das Frauenzimmer ihre Hand anschlage.

Der Kalif fand nichts gegen die Forderung einzuwenden, und der Großvezier ging abermal, um der Unbekannten die Antwort seines Herrn zu hinterbringen.

Wer ist der Mann, fragte die überraschte

Dame, der die Einkünfte zweyer Städte, wie Hispahan und Korazin, zum Brautschatze geben kann und will?

Der Mann, mein schönes Frauenzimmer! erwiederte Giafar, der Deinen Besitz für diesen Preis zu erkaufen Lust hat, ist mit Einem Worte Harun Alraschid, der Beherrscher der Gläubigen.

Wenn der Mann, erwiederte die Unbekannte, indem sie von ihrem Sitz aufstand, und sich sittsam in ihre Gewänder verhüllte, wenn der Mann, der um mich wirbt, der Kalif von Bagdad ist, so habe ich Ursache, dem Himmel für mein Glück zu danken, und Du kannst ihm sagen, daß ich bereit bin, das seinige zu machen.

Der Kalif vernahm von dem Großvezier, indem dieser ihm zugleich den Anstand, den Ton und das Benehmen des Frauenzimmers schilderte, ihre Antwort, und kaum war er wieder in seinem Pallast, als er eine der ehrwürdigsten Aufseherinnen des Harems mit einer Menge Sclaven nach der Straße, wo die Unbekannte die Vorübergehenden um ein Almosen anrief, mit dem Auftrage sandte, sie

abzuholen, und sogleich in eines der Bäder des Pallasts zu bringen.

Nach dem Bade wurde die reitzende Bettlerin durch das unfehlbare Mittel einer kostbaren Kleidung und eines reichen Schmucks von Diamanten und Juwelen in eine Königin verwandelt. Man führte sie in eines der prunkvollsten Zimmer des Pallasts, das für sie bestimmt war, und der Kalif ließ, als ihm der Oberste der Verschnittenen meldete, daß seine Befehle vollzogen seyen, sogleich durch den Großvezier den Kadi rufen, um den Heirathsvertrag aufzusetzen.

Sobald es Abend geworden war, begab sich der Kalif in das Zimmer der neuen Sultanin, die sich vor ihm niederwarf, und ihm ihre Dankbarkeit in den rührendsten Ausdrücken bezeugte. Der Kalif ließ sie an seiner Seite sitzen. Meine Schöne! fing er an, Du wirst mir die Neugierde verzeihen, daß ich zu wissen wünsche, von wem das Frauenzimmer abstammt, die einen Brautschatz von mir verlangen durfte, der eine sehr edle Abkunft voraussetzt.

Beherrscher der Gläubigen! antwortete die

Neuvermählte mit sittsam niedergeschlagenen Augen, ich bin eine Enkelin des Kasseron-Aposcheroan, und ein trauriges Verhängniß ließ mich in den Zustand gerathen, in welchem Deine Hoheit mich gefunden hat.

Gute Prinzessin! sprach der Kalif, Dein Großvater hat sich durch unerhörte Grausamkeiten, die er sich während seiner Regierung zu Schulden kommen ließ, einen unseligen Ruf erworben. Man nannte ihn, und zwar mit dem größten Recht, die Zuchtruthe seines Volks.

Darum, versetzte die Prinzessin, zwingt auch das rächende Schicksal seine Nachkömmlinge, ihr Brot auf der Straße von fremder Mildthätigkeit zu erbitten.

Aber, fuhr der Kalif fort, wenn das Gerücht wahr ist, so verwandelte sich gegen das Ende seiner Tage der Wütherich in ein Muster der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Billigkeit, und ließ seinen Hang zum Wohlthun selbst die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels erfahren.

Darum, antwortete die Prinzessin, ließ der Himmel sich versöhnen, und erhebt eine

der Enkelinnen des Reuigen von der tiefsten Erniedrigung zur erhabensten Würde, von der verachteten Bettlerin zur angebeteten Gemahlin des größten Monarchen der Erde.

Diese Antwort, die eben soviel Geist als Gefühl verrieth, rührte den Monarchen bis zu Thränen. Er schloß die Braut in seine Arme und betheuerte ihr mit den zärtlichsten Worten, daß er sie als ein Geschenk des Himmels betrachte, auf welches er nicht stolz genug seyn könne. Aber eine traurige Erinnerung hemmte plötzlich sein Entzücken. Verzeihe mir, Prinzessin, rief er, verzeihe dem Unglücklichen, dem ein Gelübde die kaum zu erfüllende Pflicht auflegt, sich einem Zauber zu entreißen, dessen süße Gewalt er in diesem Augenblicke zum ersten Mal empfindet. O warum, warum konnte ich nicht voraussehen, daß ich meine heutige Andacht, noch ehe die Sonne sich neigt, auf's schmerzlichste zu bereuen Ursache haben würde? Ohne zu ahnen, welch ein Kleinod ein zu günstiges Geschick mich schon heute finden lassen würde, schwor ich zur Ehre des großen Propheten, daß eine in diesem Jahr von mir geheirathete Gemahlin

ein ganzes Jahr lang mir fremd bleiben sollte. Es ist geschehen, und das Schicksal, indem es mir ein allzugroßes Glück verleiht, unterwirft mich zugleich der schwersten aller Prüfungen. Aber wohl mir, Prinzessin! daß Deine eigene Gottesfurcht, indem sie die Heiligkeit meines Gelübdes erkennt, mich hoffen läßt, Du werdest Dich mit mir vereinigen, um mich vor einer Verletzung desselben, die mit der Ruhe meines Gewissens meine ganze Glückseligkeit untergraben würde, zu bewahren.

Die reizende Neuvermählte schlug die glanzvollen Augen nieder, und neigte das schöne Haupt, um sich die Verwirrung zu ersparen, die der wörtliche Ausdruck ihrer liebevollen Ergebung ihr gekostet haben würde, und der Kalif floh vor der allzu mächtigen Versuchung mit dem festen Vorsatz, die neue Gemahlin, an welcher er eben soviel Schönheit der Seele als des Körpers entdeckte, solange nicht wieder zu sehen, bis kein Schwur mehr ihre Nähe für ihn gefährlich machte.

Das Jahr des strengen Gelübdes, während dessen die Prinzessin von dem Kalifen aus seiner freywilligen Verbannung tägliche

Beweise, wie zärtlich er ihrer gedenke, empfing, war mit der Wiederkunft des großen Festes Haraphat vorüber, und der Kalif trat auch heute, wie das vorige Mal, in Begleitung des Großvezier's Giafar, und Mesrur, des Obersten der Verschnittenen, seine gewohnte geheime Wanderung durch Bagdad an, bey welcher sich, da in allen Straßen Ruhe und Ordnung herrschte, nichts Merkwürdiges ereignete, außer daß beym Vorübergehen an einem Bäckerladen die ungewöhnliche Reinlichkeit desselben den Kalifen veranlaßte, das vorräthige Backwerk in der Nähe zu betrachten, das er auch in der That eben so einladend für das Auge, als für den Geruch fand.

Mit diesem angenehmen Eindruck kam der Kalif in seinen Pallast zurück, und schickte sogleich einen Sclaven mit dem Befehl nach dem Bäckerladen, hundert der kleinen Torten, die man Kataifs nennt, zu bestellen. Der Abgesandte ließ das Backwerk in seiner Gegenwart verfertigen und nach dem Pallaste tragen, und der Kalif steckte in jede Torte ein Goldstück, das er unter Pistazien verbarg,

und schickte die Schüssel, nachdem er das Backwerk noch reichlich mit Zucker bestreut hatte, der persischen Prinzessin, seiner Gemahlin, mit der Nachricht, daß, da das Jahr des Gelübdes nun verflossen sey, der Beherrscher der Gläubigen noch diesen Abend seine geliebte Sultanin besuchen werde.

Der Verschnittene, der diese Botschaft überbrachte, hatte zugleich Befehl, der Prinzessin zu melden, der Kalif werde mit Vergnügen ihre Wünsche vernehmen.

Melde dem Kalifen, antwortete die Enkelin des Kassera, daß alle meine Wünsche erfüllt sind, sobald der Beherrscher der Gläubigen mich des Glücks würdigt, ihn wieder zu sehen.

Je bescheidener diese Antwort war, desto mehr lag es dem Kalifen am Herzen, die Uneigennützigkeit der Geliebten durch ein Zeichen seiner Freygebigkeit und Großmuth zu belohnen, und er ließ daher durch Mesrur noch einmal in sie dringen, daß sie sich eine Gnade ausbitten möchte.

Der Kalif, antwortete die Prinzessin, will also durchaus, daß ich meine Verbind-

lichkeiten gegen ihn noch vermehre? Wohl! ich habe nicht vergessen, welche Pflichten mir gegen die Armen obliegen, deren Anzahl ich vor einem Jahr noch selbst vermehrte. Ich will tausend Goldstücke unter sie austheilen, und um diese bitte in meinem Namen den Beherrscher der Gläubigen, und zugleich bitte ihn, daß er mir eine Matrone von bewährter Treue zu meiner Begleitung durch die Straßen von Bagdad, wenn ich meine Almosen vertheile, sendet.

Der Kalif hörte diese Bitte mit Lächeln, und gewährte sie mit Vergnügen, und die Prinzessin, die sogleich mit ihrer Begleiterin ihre Wallfahrt antrat, hörte nicht eher zu geben auf, als bis der rein ausgeleerte Beutel ihrer Wohlthätigkeit ein unwillkommenes Ziel setzte.

Die Hitze des Tags war außerordentlich, und die schöne Pilgerin fühlte sich auf ihrem Rückwege nach dem Pallast von einem heftigen Durst gequält, den sie ihrer Begleiterin klagte. Diese wollte einen der auf der Straße feil habenden Wasserverkäufer rufen. Nicht doch, sprach die Prinzessin. Willst Du, daß

ich aus dem Gefässe trinke, das Jedem ohne Ausnahme zu Gebote steht? Lieber will ich Durst leiden.

Bey diesen Worten klopfte die Matrone an einen in der Nähe befindlichen Pallast, nachdem sie zuvor durch ein offenes Fenster die Verzierungen des Vorzimmers, nämlich einen goldenen, an einem Drath von gleichem Metall hängenden Kronleuchter, eine aufgezogene, reich gestickte Gardine, welche der Thür zum Vorhange diente, und zwey Sophas vom schönsten Marmor, zur rechten und zur linken Seite der Thür, gemustert hatte.

Ein wohlgebildeter, prächtig gekleideter junger Mann trat heraus, und fragte, womit er den beyden Damen dienen könne.

Herr! antwortete die Alte, ich bitte Dich um ein Glas Wasser für diese meine Tochter, die bey der außerordentlichen Hitze beynahe verschmachtet. Du wirst uns beyde durch diese Gefälligkeit unendlich verpflichten.

Auf der Stelle, ehrwürdige Frau! sollst Du haben, was Du wünschest, antwortete der junge Mann, und in wenigen Augenblicken brachte er Wasser in einem goldenen

Becher, den er der Matrone überreichte. Diese gab ihn der Prinzessin, die sich, um zu trinken, ohne von dem jungen Mann gesehen zu werden, gegen die Mauer kehrte. Die Matrone gab dem jungen Mann, indem sie ihm im Namen ihrer angeblichen Tochter auf's freundlichste für seine Gefälligkeit dankte, seinen Becher wieder, und beyde Frauenzimmer kehrten nach dem Pallaste zurück.

Der Kalif hatte dem Obersten der Verschnittenen, durch welchen er der Prinzessin die Schüssel mit dem Backwerke überbringen ließ, zugleich seiner Gemahlin zu melden befohlen, er sende ihr ein Pfand zum Zeichen des Friedens. Allein dieser glaubte, besonders da er von dem vorzüglichen Werth, den der Kalif der Schüssel durch die verborgenen Goldstücke gegeben hatte, Nichts wußte, sich wohl eine Abkürzung des Kompliments, wenn er nur das Wesentliche, nämlich den Besuch des Kalifen, nicht vergäße, erlauben zu dürfen, und die Prinzessin, welche ihres Orts das Geschenk als eine bloße Galanterie betrachtete, ließ die Schüssel, ohne weiter auf

sie zu achten, auf einen Tisch in ihrem Zimmer setzen.

Als sie aber von ihrer wohlthätigen Wanderung zurück kehrte, kam sie bey dem Anblick des Backwerks auf den Einfall, die Schüssel dem jungen Manne, der sie mit einem Glas Wasser erquickt hatte, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit zu senden. Eile, sprach sie zu ihrer Begleiterin, und bringe, jedoch in Deinem Namen, diese Schüssel mit Kataifs dem Manne, bey dem ich meinen Durst löschte. Er hat mir die kleine Gefälligkeit mit einer so guten Art erzeigt, daß ich es nicht gern bey dem bloßen Dank, den Du dafür ihm sagtest, bewenden lassen möchte.

Herr! redete die Matrone den jungen Mann an, den sie auf einem der beyden Sophas seines Vorzimmers sitzend fand, meine Tochter und ich sind heute Deine Schuldnerin geworden, und ich für meine Person bitte Dich, diese Schüssel mit Backwerk als eine Erwiederung Deiner Artigkeit zu betrachten.

Ihr Beyde, Du und Deine Tochter, antwortete der junge Mann, Ihr beschämt mich, daß Ihr mir den kleinen Dienst so hoch an=

rechnet, der sich schon durch das Vergnügen, mit welchem ich ihn Euch leistete, belohnt hat, und fürchtete ich nicht, Euch zu beleidigen, nimmermehr würde ich eine Erkenntlichkeit dafür annehmen.

Kaum hatte die Matrone den jungen Mann verlassen, als der Wächter seines Stadtviertels hereintrat, um aus Gelegenheit des Haraphatfests seinen Glückswunsch bey ihm anzubringen, und das gewöhnliche Festgeschenk zu empfangen.

Nimm diese Schüssel mit Kataifs! sprach der junge Mann zu dem Glückwünschenden, und dieser, nachdem er sie von der Stelle, wo sie stand, genommen, und die Hand des Gebers dankbar geküßt hatte, trug das reiche Geschenk freudig nach Hause.

Mann! rief dem Wächter seine Frau entgegen, als sie ihn mit der kostbaren und ungeheuren Schüssel hereintreten sah, wie kommst Du zu der Schüssel? Ich will doch nicht hoffen, daß Du mich zur Frau eines Diebs machst?

Ich habe in meinem Leben nichts gestohlen, erwiederte der Wächter, und mit der

Schüssel hat mir der oberste Kämmerer des Kalifen ein Geschenk gemacht. Gottlob, jetzt können wir uns doch einmal recht satt Kataifs essen!

Satt Kataifs essen? rief die Frau, Du Schlemmer! ein Wächter, ein Bettler, der keinen Pfennig im Hause hat, läßt sich gelüsten, Kataifs zu essen, die, wenn er sie nebst der Schüssel zu Gelde macht, ihn und Frau und Kinder einen Monat und länger ernähren können!

Frau! antwortete der Wächter, sey doch nur vernünftig! Mit Kataifs hat uns Gott gesegnet, und Kataifs will ich essen.

Kleyenbrod magst Du essen, schrie die Frau, und keine Kataifs! Betrachte Deine Lumpen, betrachte die meinigen, und von Deinem Jungen, der weder Mütze noch Schuhe hat, will ich nicht einmal reden. Fort also, sage ich Dir zum letzten Mal, fort mit der Schüssel, und zwar ohne sie anzurühren! Und daß Du Dich bey dem Handel nicht übertölpeln lässest, und mir jeden Pfennig nach Hause bringst!

Alle Menschen, Große und Kleine, Reiche und Arme sind sterblich! Diese Wahrheit, sprach

der Wächter bey sich selbst, halten die meisten Leute für die ausgemachteste von allen. Aber ich weiß eine noch unumstößlichere, und diese heißt: Alle Männer, große und kleine, in Pallästen und in Hütten, Kalifen, Veziere und Viertelswächter sind ihren Weibern unterthan! Mit dieser erbaulichen Betrachtung ging der gute Mann auf den Markt, und bald war seine Schüssel durch den öffentlichen Ausrufer verkauft.

Der jetzige Besitzer derselben, der sie um einen wohlfeilen Preis erhalten hatte, fing an, sie auf dem Weg nach seinem Hause etwas genauer zu betrachten. Aber wer vermag seinen Schrecken zu schildern, als er auf dem Rande den Namen Harun Alraschid eingegraben fand? Athemlos eilte er nach dem Markte zurück, um den Ausrufer aufzusuchen. Mensch! sprach er, willst Du mich in's Unglück stürzen? Soll man glauben, ich habe an das Eigenthum des Kalifen ungetreue Hände gelegt? Auf der Stelle nimm die Schüssel wieder zurück!

Der Ausrufer, der über die Entdeckung noch bestürzter war, als der Kaufmann, lief

nicht, er flog nach dem Pallaste, und verlangte selbst mit dem Kalifen zu sprechen.

Der Kalif erkannte sogleich die Schüssel, die mit dem von ihm selbst zurecht gelegten Backwerke eines der Gerichte bey dem kleinen Zwischenmahl ausmachen sollte, bey welchem er sich diesen Abend mit der Prinzessin zu vergnügen beschlossen hatte.

Dieser große Mann hatte den kleinen Fehler, daß er auf Alles, was von ihm gethan und gegeben wurde, einen außerordentlich hohen Werth legte. Mit den Kataifs hatte er, wie man weiß, sich eigenhändig beschäftigt. Er hoffte zugleich, seine Gemahlin mit dem Geschenk nicht nur auf eine angenehme Art zu überraschen, sondern auch sie zu einer edlen Freygebigkeit gegen ihre Leute in den Stand zu setzen, indem sie bloße Kataifs unter sie auszutheilen schien. Diesen kleinen Plan seiner Galanterie sah er zerstört, und was noch schlimmer war, man hatte ein Geschenk, das unmittelbar aus seinen Händen kam, des dem Verschnittenen aufgetragenen Kompliments ungeachtet, es in seinem Namen als ein Zeichen des Friedens zu übergeben, ver-

nachläßigt. Kein Wunder, daß sein Zorn auf's heftigste gegen die arme Prinzessin entbrannte. Rede! rief er in einem Ton dem Ausrufer zu, der nur zu sehr von seinem Unwillen zeugte, von wem hast Du die Schüssel empfangen?

Der Ausrufer nannte den Wächter, und sogleich ertheilte er Befehl, den Menschen gebunden und mit bloßem Haupt und mit bloßen Füßen vor ihn zu führen.

Der Befehl wurde mit der größten Strenge vollzogen, und der arme Wächter, der wegen der Schüssel mit Kataifs, die er ohne irgend einen Genuß hatte verkaufen müssen, das Schwert über seinem Haupte schweben sah, ließ sich durch seinen Unstern zu Verwünschungen gegen das ganze schöne Geschlecht hinreißen. Wie heißt der Teufel des Manns? murmelte er halb laut. Nicht Satan, nicht Belial, nicht Belzebub, Weib heißt er! Der erste Mann mußte der erste Sünder werden, aus dem Paradiese mußte er mit feurigem Schwert sich jagen lassen, sterben mußte er um eines Weibs willen! Und der letzte, was wird diesem geschehen? O vermaledeytes

Geschlecht! Selbst das Gute, das Du dem Scheine nach dem Manne erzeigen willst, wird zum Unheil für ihn. Das Muster der Sanftmuth, zum Beyspiel, deren Joch das Schicksal auf meinen Nacken gelegt hat, was wollte sie anders, als die Tugend der Sparsamkeit ausüben? Und doch wird wenig fehlen, diese schöne Eigenschaft einer guten Hausfrau kostet mich, ihren Mann, seinen Hals. Und gut, daß sie nicht hier ist, um mir zu rathen, wie ich ihn aus der Schlinge ziehe. Verdammt will ich seyn, wenn ihr Rath mich nicht statt an den Galgen, auf den Scheiterhaufen, oder an den Spieß brächte.

In diesen Betrachtungen sah sich der arme Wächter durch die Anrede des erzürnten Monarchen gestört. Wurm! rief er ihm zu, wie kam die Schüssel mit Kataifs in Deine Hände? Bekenne die Wahrheit, wenn der Henker sie Dir nicht auspressen soll.

Der zitternde Wächter war einige Augenblicke sprachlos. Endlich aber gelang es ihm doch, die geforderte Antwort hervorzustammeln. Barmherzigkeit, rief er, schrecklichster, aber auch gerechtester der Fürsten! Laß

einen armen Viertelswächter Deinen Zorn nicht empfinden, weil man ihm eine Schüssel mit Kataifs zum Geschenk machte, die sein böses Weib ihm nicht zu essen erlaubte! Yemaleddin, der oberste Kämmerer Deiner Majestät ist es, der sie mir zum Festgeschenke gab.

Yemaleddin! welcher Name für das Ohr des Kalifen! Er, einer seiner ersten Bedienten, dem er Thron und Leben anvertraut hätte, der von ihm aus dem Staube hervorgezogen, und noch täglich mit neuen Wohlthaten überhäuft wurde, sollte der Verräther seyn! Schleppt ihn her, den Nichtswürdigen, rief er, schleppt ihn her mit entblößtem Haupte, mit gebundenen Händen und mit dem Tuch seines Turbans um den Hals! Man schleife sein Haus, ohne einen Stein auf dem andern zu lassen, und nichts von Allem, was er besitzt, nenne er mehr seyn!

In wenigen Augenblicken war das Haus des armen Yemaleddin mit Wachen umzingelt. Zwanzig Fäuste auf einmal schlugen an die Thür, und als der erstaunte Bewohner heraustrat, verkündigte ihm sogleich einer

der Offiziere, welche Befehle ihm der Kalif zu seinem Verderben gegeben hatte, ohne ihm jedoch die Ursache zu entdecken.

Gelassene Ergebung in ein unverdientes Schicksal war der muthvolle Entschluß des sich keiner Schuld bewußten treuen Dieners seines Monarchen. Ich unterwerfe mich der Fügung, sprach er, die Gott zuläßt, und den Prüfungen, die sein Stellvertreter, der Beherrscher der Gläubigen, über mich verhängt. Einer der Offiziere nahm ihm seinen Turban, und schlang ihm den Musselin desselben um den Hals. Ist auch dieses Verfahren von meinem Herrn befohlen? fragte der Yemaleddin. Leider, antwortete der Offizier, sind mir so strenge Befehle gegeben. Der Kalif will, daß ich Dein Vermögen einziehe, Dein Haus schleife, und Dich selbst gefesselt und an Haupt und Füßen entblößt vor seinen Thron führe. Aber ich werde mit dem Gehorsam gegen meinen Herrn die Pflichten der Menschlichkeit zu vereinigen suchen. Welch ein Schmerz für mich, dem Manne Uebels thun zu müssen, der Allen Gutes that!

O, rief Yemaleddin, bester, gütigster

Herr! laß Dein edles Wohlwollen meine aufblühende Schwester, laß es meine Mutter, die unter der Last ihrer Jahre erliegt, erfahren! Zerstöre mein Haus nicht, ohne wenigstens irgend einen Winkel zu verschonen, der den Verlassenen zum Obdach dient!

Nemaleddin wurde vor den Kalifen gebracht, und warf sich vor dem Throne nieder. Gott erhalte, sprach er, den Vollzieher seines Willens auf Erden! Gerechtester der Monarchen, vor welchem nur der Schuldige zittern darf, womit, o womit hat der unterwürfigste Deiner Sclaven den Zorn Deiner Majestät gereitzt, der ihn gleich den Blitzen des Ungewitters zu zerschmettern droht?

Kennst Du, erwiederte der Kalif, kennst Du den Menschen, der hier gefesselt neben Dir steht?

Er ist der Wächter meines Stadtviertels, war die Antwort des Kämmerers.

Kennst Du die Schüssel? fuhr der Kalif fort. Von wem erhieltst Du sie? Und wie konntest Du die frevelnde Geringschätzung so weit treiben, sie an einen Nichtswürdigen,

an diesen niedrigsten meiner Sclaven zu verschenken?

O mein erhabener Gebieter, sprach Yemaleddin, sey so gnädig, mich anzuhören! Man klopfte an meine Thür. Ich ging selbst hinaus, und fand eine bejahrte Matrone mit einem andern Frauenzimmer. Freund! fing die ältere an, meine Tochter stirbt beynahe vor Durst. Habe doch die Gefälligkeit, ihr einen frischen Trunk zu reichen. Ihr ekelt vor dem Gefässe des Wasserverkäufers. Ich füllte einen Becher und gab ihn der Matrone. Ihre Tochter trank, und beyde begaben sich sogleich wieder hinweg. Nicht lange nachher, als ich noch immer im Vorsaale meines Hauses auf dem Sopha saß, kam die Matrone abermal, und brachte die Schüssel mit Kataifs, die ich hier sehe. Herr! sprach sie, die Dame, die Du auf eine so verbindliche Weise mit einem Trunke labtest, bittet Dich, zum Dank dieses kleine Geschenk anzunehmen. Mit diesen Worten setzte sie die Schüssel auf den mir gegenüber stehenden Sopha, und ging weg. Gleich nachher machte mir der Viertelswächter seinen Besuch, bey welchem

ich mich für seinen Glückwunsch wegen des Festes Haraphat mit dieser Schüssel, die ich nicht angerührt hatte, bedankte. Auf diese Weise, gnädigster Herr! verhält sich die ganze Sache, und jede Strafe treffe mich, wenn Du auch nur ein Wort meiner Aussage unwahr befindest.

Die] Erzählung des Yemaleddin hatte verschiedene nicht angenehme Betrachtungen bey dem Kalifen erweckt. Ein Weib, dachte er, gibt einem Unbekannten ein Geschenk, das sie von mir empfing, und das ich noch obendrein mit eigner Hand geziert hatte. In der That, die freygebige Dame hätte billig statt zweyer Provinzen ein Paar Königreiche zum Brautschatz verlangen sollen. Noch mehr. Das Geschenk ist zugleich ein Zeichen der Liebe, ein Unterpfand des Friedens, und doch würde sie es ohne ihren Ekel eben so gut dem Wasserverkäufer gegeben haben. Diesen Werth haben also, Kalif, Harun Alraschid, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, Deine Geschenke in den Augen der stolzen Enkelin des Kassera! Und weiß ich schon Alles? Wir

werden gleich hören, daß sich die Dame noch weit mehr vergessen hat.

Nach diesem stummen Selbstgespräche wandte er sich mit einer Stimme gegen den Oberkämmerer, die nur zu deutlich verrieth, daß die Flamme seines Zorns noch stärker aufloderte. Elender! sprach er, ohne Zweifel hast Du auch das Gesicht des Weibs gesehen, dem Du zu trinken gabst?

Ohne zu wissen, was er sagte, bejahete der bestürzte Yemaleddin die Frage, und dieses eben so falsche, als unwillkührliche Geständniß verdoppelte die Wuth des Kalifen, indem sich auch noch die Eifersucht seiner bemächtigte. Er gab Befehl, die Perserin augenblicklich zu holen, um ihr und dem Oberkämmerer zugleich den Kopf abzuschlagen.

Verworfene! sprach der Kalif, als die Enkelin des Kassera gebracht wurde, mußt Du Dich eines so heiligen Vorwands, als die Wohlthätigkeit gegen die Armen ist, bedienen, um in der Stadt herumzulaufen, und jungen Leuten, wie diesem Elenden hier, Dein Gesicht zu zeigen?

Die Prinzessin warf einen Blick auf den

Yemaleddin. Hast Du, fragte sie, je mein Gesicht gesehen, und wer ist der schändliche Urheber einer Lüge, die Dir und mir den Kopf kosten wird?

O verzeihe, edle Prinzessin! antwortete der Oberkämmerer, ich selbst bin der Unglückliche, dessen Lippen die Unwahrheit aussprachen, an welcher seine Seele keinen Theil hat. Die Sterne, die Dich und mich zu hassen scheinen, sind es, die mich nöthigten, zu unserem Verderben ein lügnerisches Ja, statt des wahrhaftigen Nein auszusprechen, und meine Rechtfertigung in eine Anklage zu verwandeln, die mir mein Gewissen zu widerrufen befiehlt.

Der Beklagte widerrief das Bekenntniß, aber der Richter, oder vielmehr der Rächer nicht die Strafe. Der Henker erhielt Befehl, sein Amt zu thun, und verband den beyden Schlachtopfern die Augen. Beherrscher der Gläubigen! sprach er, gebeut, soll meine Hand den tödtlichen Streich vollbringen?

Vollbringe ihn! antwortete der Kalif, und der Mann des strafenden Todes ging ein Mal, er ging zum zweyten Mal um die

Verurtheilten herum, und wiederholte jedes Mal dieselbe Frage, und erhielt jedes Mal dieselbe Antwort. Beym dritten Mal endlich redete er den Yemaleddin an. Hast Du, sprach er, dem Kalifen noch etwas zu sagen, so rede, ehe der Tod Dir den Mund auf ewig verschließt. Dein letzter Augenblick ist nahe, und jede Hoffnung zum Leben ist eitel.

Nimm mir die Binde von den Augen, sprach der Unglückliche, daß ich noch einmal meine Verwandten und Freunde sehe. Aber welch ein trauriger Anblick erwartete ihn! Die Furcht vor dem Zorn des Kalifen hatte die tröstende Theilname, die er in den Gesichtern der Anwesenden zu lesen hoffte, verbannt, und auch nicht Eine Spur der menschlichen Regung, die sich oft selbst bey der Strafe des Schuldigen äußert, war zu bemerken.

Eine Todtenstille herrschte in der ganzen zahlreichen Versammlung. Der Verurtheilte benutzte sie, und rief: Ich verlange den Beherrscher der Gläubigen zu sprechen. Man erlaubte ihm, sich dem Kalifen zu nähern. Mächtiger! redete er ihn an, der Du belohnst und strafst, wie es Dir wohl gefällt,

willst Du Wunder erfahren, die an Größe Deiner Macht gleichen, und deren Werth, wenn Du sie kennst, Deine Krone aufwiegt, so setze Deiner Rache Schranken, und laß mich erst nach einem Monat sterben. Die drey letzten Tage dieser Frist werden Dich überzeugen, daß Du Wahrheit aus meinem Munde vernimmst, und dann wird Deine Gnade gern meines Lebens schonen.

Der Prophetenton des Verurtheilten überraschte den Kalifen, und da er zugleich der neugierigste Monarch der Erde war, wie hätte er nicht die Befriedigung der schwächern Leidenschaft um der stärkern willen verschieben sollen? Blieb ihm doch auf alle Fälle seine Rache gewiß, wenn die Prophezeyungen nicht eintrafen. Die blutige Scene fand also nicht Statt, und Yemaleddin und die Enkelin des Kassera wurden einstweilen in den für todeswürdige Verbrecher bestimmten Kerker gebracht.

Jahre eilen, Monate schwinden, aber was gleicht dem Fluge der Tage? Drey waren nur noch von dem Monat übrig, in welchem der von der ungeduldigsten Neugierde gefolterte Kalif jede Minute gezählt hatte. Der

Augenblick, in welchem nach der Verheißung des Yemaleddin sich erstaunungswürdige Dinge ereignen sollten, war also erschienen, und noch ging Alles seinen alltäglichen Gang. Es scheint, sprach endlich der Kalif bey sich selbst, die Wunder wollen mich nicht in meinem Pallast aufsuchen. Auf also, nach der Stadt, und zwar ohne alle Begleitung! Auf, und ihnen entgegen!

So abenteuerlich die Grille des Beherrschers der Gläubigen war, seine ungeheure Hauptstadt allein zu durchstreichen, so außerordentlich war der Anzug, unter welchem er die Strahlen seiner Hoheit verbarg. Er kleidete sich nämlich in einen kurzen Rock von dem schlechtesten Tuche, den zum Theil ein Koller von Büffelleder bedeckte. Ueber diesem Koller war wieder ein beynahe gleich breiter lederner Gürtel befestigt. Sein Turban war von dem gröbsten Stoff, und seine Halbstiefeln schienen von Horn statt von Leder gemacht zu seyn. An seiner Seite hing ein breiter Säbel mit einem schlechten Griffe von Buchsbaume, und an seinem Gürtel ein Beutel mit Goldstücken. In der Hand trug er

Bogen und Pfeile, und um sich völlig das fürchterliche Ansehen eines der Wüste entlaufenen Arabers zu geben, hatte er Haare und Bart absichtlich in Unordnung gebracht, und sich das Gesicht gelbschwarz gefärbt.

Kaum hatte der seltsame Wanderer die zweyte Straße erreicht, als er einen Mann aus einem Khan kommen sah, der mit lauter Stimme ausrief: Beym Propheten! Ein größeres Wunder gibt es nicht unter der Sonne.

Der Kalif näherte sich dem Rufenden. Von welchem größten aller Wunder sprichst Du denn, mein Freund? fragte er ihn.

Eine alte Frau, antwortete der Unbekannte, liest den ganzen Morgen neben der Moschee den Koran, und zwar so geläufig und mit einem so richtigen Ausdruck, als ob Mahomet selbst ihr seinen Mund geliehen hätte. Aber man läßt sie lesen, und Niemand gibt ihr ein Almosen, ungeachtet sie und ihre Lumpen gleich dringend darum bitten. Und wo sieht man dieses Beyspiel der Hartherzigkeit? Wo sonst, als in einem Lande, das von lauter Gläubigen bewohnt ist? Also

noch ein Mal! Wunder, Wunder! O größtes Wunder unter der Sonne!

Der Kalif ging nach dem Khan, und sah die Alte, die gerade beym letzten Kapitel des Korans war, und deren Vorlesekunst wirklich das Lob, das ihr der Unbekannte ertheilt hatte, verdiente, auf einer steinernen Bank sitzen. Er mischte sich unter die Menge Neugieriger, von welchem sie umringt war, und die ihr alle mit großer Aufmerksamkeit zuhörten, ohne daß es einem einfiel, sie seine Milde erfahren zu lassen.

Als die Vorlesung geendigt war, machte die Matrone ihr Buch zu, und begab sich hinweg. Der Kalif, der ihr folgte, sah sie, da ein Gedränge von Menschen ihn von ihr trennte, in den Laden eines Kaufmanns gehen, ehe er sie einholen konnte. Er brannte vor Begierde, die seltsame Frau kennen zu lernen, und besonders zu erfahren, welch ein Geschäft sie in die Bude führe, da ihr ganzes Ansehen deutlich genug verrieth, daß kaum eine Waare so wohlfeil seyn könne, um an ihr eine Käuferin zu finden. Er näherte sich ihr also, so sehr es ohne

Aufmerksamkeit zu erregen möglich war, und hörte deutlich ihre Anrede an den Herrn der Bude. Mein schöner junger Mann! sprach sie, Dir fehlt eine schöne junge Frau. Trägst Du Verlangen nach einer, so vertraue mir.

Die Antwort auf eine solche Frage, erwiederte der Kaufmann, kann eine kluge Frau, wie Du, sich selbst geben.

Nun, sprach die Alte, wenn Du es so gut mit Dir meinst, so folge mir auf der Stelle. Du sollst kein Mädchen, ein wahres Wunder der Natur sollst Du sehen.

O Du heilige Koranleserin! sprach der Kalif bey sich selbst. Der Himmel erbarm sich der armen Väter, nach deren Söhnen diese Fischerin ihr Netz auswirft! Und wie froh bin ich, daß das reiche Almosen noch in meinem Beutel ist, das ich der kuppelnden Betschwester zu geben im Begriff war! Aber sehen muß ich, was die Hexe mit dem Gimpel von Kaufmann beginnt. Ohnehin sprach sie von einem Wunder, und Wunder sind es ja, die ich heute suchen und finden soll.

Während dieses Selbstgesprächs folgte der Kalif dem Kaufmann und der Alten auf dem

Fuße nach. Endlich öffnete die Matrone die Thür eines einsam gelegenen Hauses, und nachdem sie schnell mit ihrem Begleiter hineingegangen war, verschloß sie dieselbe wieder eben so schnell.

Bloß der Größe des Schlüssellochs hatte der Kalif es zu danken, daß er nicht umsonst lauschte. Einige Augenblicke sah er den Kaufmann allein in der Stube. Endlich aber öffnete sich die Thür eines Kabinets, und Himmel! in welchen Himmel blickte jetzt der allzuglückliche Seher durch sein Schlüsselloch! Die Alte trat heraus, und schien die Göttin der Schönheit selbst in Gestalt eines Mädchens von sechszehn Jahren an der Hand zu führen. Die Pappel hörte auf schlank zu seyn, wenn man den Wuchs dieser ihrer beseelten Nebenbuhlerin betrachtete. Ihre Augen schienen ein Paar dem Firmament entwendete Sterne zu seyn. Und wohl und wehe dem Sterblichen, welchen die Blitze trafen, die sie umherschleuderten! Bewußtseyn und Leben verließen ihn auf der Stelle. Aber wie süß war der Tod, den er starb! Ihr Mund zauberte mit den Augen in die Wette, und

seine Korallenlippen küßten, ohne daß sie berührten. Ihre Zähne hätten nicht weniger den Hals einer Königin statt der schönsten Perlen geschmückt, als den Mund, in welchem sie prangten. Sie sprach einige Worte, und süßer war der Honig von Palästina nicht, als ihre Rede. Ihr Athem, indem er einen Busen hob, neben welchem die schneeweiße Lilie schwarz, und Alles, was rund und fest ist, eckig und schlaff erschien, dieser Athem verwandelte den Dunstkreis um sie her in eine Gewürzinsel. Kein Dichter, und wenn drey Mal neun Musen seinem Rufe gehorcht hätten, war so kühn, sie zu besingen. Mit Einem Worte, die Natur hatte endlich ihr Meisterstück vollendet, und konnte nun zu schaffen aufhören. Aber, wird man es glauben? Diese Huldgöttin, deren unendliche Reitze durch den sprechenden Ausdruck himmlischer Milde und Bescheidenheit ihre höchste Vollendung erhielten, diese Huldgöttin war beynahe so nackt, als ihre drey Schwestern im Olymp, und leider — aus Armuth.

Kaum hatte die Wundervolle den fremden Mann im Zimmer erblickt, als die Rosenglut

der holdesten Scham ihre Wangen übergoß. Mutter, sprach sie, indem sie in's Kabinett zurückflog, Mutter, es ist unrecht, daß Du mich den Blicken einer Mannsperson Preis gibst. Du weißt doch, daß das Gesetz unserem Geschlecht verboten hat, sich den Männern zu zeigen.

Gib Dich zufrieden, meine Liebe! sprach die Alte. Es ist zu viel gefordert, daß ein junger Mann sich mit einer Braut verloben soll, ohne sie zu sehen. Und welche Gefahr ist denn zu fürchten, wenn man in diesem Falle eine Ausnahme von der Regel macht? Wird aus den jungen Leuten ein Paar, so ist ohnehin Alles in der Ordnung. Stehen sie aber einander nicht an, so bleibt es bey dem ersten Sehen, und die ganze Sache wird vergessen.

Der Kalif hatte, als das Mädchen sich entfernte, und also im Zimmer für ihn mehr zu hören, als zu sehen war, statt des Auges das Ohr an das Schlüsselloch gelegt, und da er also das Gespräch zwischen Mutter und Tochter vernahm, so überzeugte er sich zu seinem Vergnügen, daß die Alte kein so

schlimmes Handwerk trieb, als er vermuthet hatte, und setzte sie im Herzen wieder in ihre vorigen Ehren ein. Die gute Frau! dachte er, das schönste Mädchen der Erde ist ihre Tochter, und zugleich ihr einziger Reichthum, und welche Mutter wirft also den ersten Stein auf sie, wenn sie sich bey Zeiten nach einem Käufer für dieses vergängliche Kleinod umsieht?

Die Alte hatte sich indessen bereits mit dem jungen Kaufmann in Unterhandlung eingelassen. Nun, sprach sie, habe ich nicht Wort gehalten? Oder zeigte ich Dir etwa statt dem versprochenen Wunder der Natur eine erträgliche Alltäglichkeit? Kurz, laß mich wissen, wie Dir das Mädchen gefällt.

Ich bin kein Mann von vielen Worten, erwiederte der Kaufmann, und ich sage Dir also, es kommt bloß auf die Summe an, die Du für den Ehevertrag und den Brautschatz verlangst, um zu entscheiden, ob Deine Tochter mein seyn soll, oder nicht.

Ich verlange achttausend Zechinen für Beydes, antwortete die Mutter.

Achttausend Zechinen, antwortete der Kaufmann, sind gerade doppelt so viel, als

mein Vermögen, und Du begreifst selbst, daß es schon nicht ganz nach Kaufmannssitte gehandelt ist, wenn ich davon die Hälfte für eine Frau ausgebe.

Kaufe Dir für Deine zweytausend Zechinen, versetzte die Alte unmuthig, das nächste beste Affengesicht, aber ich schwöre Dir bey allen Schätzen und bey allen Heiligen, fehlt an den achttausend Zechinen nur eine einzige, so bekommst Du von meiner Tochter nicht ein Strumpfband.

Was Du von mir forderst, versetzte der Kaufmann, ist eine Unmöglichkeit, und ich entsage also dem Besitz Deiner Tochter, obgleich dieses Entsagen, nachdem ich sie gesehen habe, mich zum unglücklichsten aller Menschen macht.

Der Kaufmann entfernte sich mit einer Verbeugung und einem Seufzer, und ihm folgte auf dem Fuße der zweyte Freyer in der Person des Kalifen.

Nichts konnte ihn hindern, eine neue Verbindung einzugehen, da die Prinzessin von Persien, nicht zu gedenken, daß sie neben der Göttin dieses Hauses der Nacht neben

Tage glich, nach dem Gesetze nicht einmal seine Gemahlin war, und sogar ihr Kopf auf dem Spiele stand, wenn die Prophezeyüngen des Yemaleddin unerfüllt blieben.

Ohne sich also lange zu bedenken, pochte er an die Thür, und trat, als die Alte ihm öffnete, in das Haus.

Was ist Dein Begehren, mein Freund? fragte ihn die Alte.

Ich komme, antwortete er, im Namen des jungen Kaufmanns, dem Du Deine Tochter anbotest, um Dir zu sagen, daß Du nicht mehr auf ihn rechnen möchtest.

Wer hat ihm denn, rief die Alte aufgebracht, gesagt, daß ich noch auf ihn rechne? Er weiß meinen Willen, und hat also keine Ursache wieder zu kommen.

Du hast Recht, antwortete der Kalif. Ein Mensch, wie dieser Kaufmann, ist in keinem Falle ein Mann für Deine Tochter. Mir, meine gute Alte! mir mußt Du sie zur Frau geben. Ich zahle Dir nicht nur die achttausend Zechinen, sondern auch noch eine zweyte Summe, die Du selbst bestimmen

sollst, zu Deiner Einrichtung und zu andern kleinen Nebenausgaben.

Die Alte maß den neuen Brautwerber mit seinem Büffelwams, seinen Halbstiefeln und seinen mörderischen Waffen von Kopf bis zu den Füßen. Herr Straßenräuber! fing sie endlich an, oder verräth nicht Dein ganzes Aussehen, daß Dir dieser und kein anderer Titel gebührt? Hast Du vielleicht Hoffnung, die Karavane von Mekka zu plündern, daß Du von Zechinen wie von Datteln sprichst? Mir willst Du Geld zu Kleidern geben, und Alles, was Du auf dem Leibe trägst, ist nicht den zwanzigsten Theil einer Zechine werth. Sey so gut, Herr Spitzbube! und befreye mein ehrliches Haus von Deiner unehrlichen Gegenwart, oder ich schreye um Hülfe, daß die halbe Stadt zusammenläuft.

Einfältige Alte! sprach der Kalif, was kümmert dich der Straßenräuber! Genug, daß ich mich erbiete, Dir achttausend Zechinen baar zu bezahlen, und Dir noch obendrein ein Geschenk zu machen, das Du gewiß nicht zu klein finden wirst.

Willst Du mich noch zum Besten haben?

unterbrach ihn die erbitterte Alte. Aber Gott=lob! es gibt noch Gerechtigkeit, einen Kadi und einen Galgen in Bagdad, an dem Du noch vor Abend zappeln sollst, wenn Du Dich von mir als einen Lügner finden lässest. Du hast versprochen, meine Tochter zu heirathen, und ich habe also das Recht, Dich beym Wort zu nehmen.

Beym Wort will ich eben genommen seyn, antwortete der Kalif, und Du sollst sehen, daß ich Alles halte, was ich versprach, und noch mehr dazu. Ich heirathe Deine Tochter; ich zahle; ich schenke, und will mein Ver=sprechen auf der Stelle unterzeichnen.

Die Alte ließ endlich den vermeinten Räu=ber in's Zimmer treten, und sich niedersetzen. Jetzt, gute Mutter! sprach der Kalif, begib Dich zum Kadi, der in der Nähe wohnt, und sage ihm, daß er augenblicklich komme. Ein Mann, Il Bondocani genannt, verlange ihn zu sprechen. Trägst Du Bedenken, mich allein in Deinem Hause zu lassen, so gebrauche alle Vorsicht, die Du für nötig findest.

Den Kadi soll ich holen? versetzte die Alte. Glaubst Du denn, er werde auf den Ruf eines

Landstreichers, wie Du, nur vom Stuhle aufstehen? Wer bist Du denn? An Gelde scheint Dir's nicht zu fehlen. Aber desto schlimmer, wenn Du reich bist. Um so gewisser bist Du ein Gauner, und um so weniger wird sich der Kadi Deinetwegen bemühen.

Der Kalif lächelte über die Bedenklichkeiten der Alten. Zögere doch nicht länger, gutes Mütterchen! sprach er. Richte nur dem Kadi Alles, was ich Dir auftrage, ordentlich aus, und sage ihm auch, daß er Papier und und Feder mitbringe.

Die Alte entschloß sich endlich zu gehen. Kommt der Kadi, dachte sie, auf das Geheiß des Menschen, so ist mein künftiger Schwiegersohn desto gewisser ein Spitzbube. Weigert er sich aber zu gehen, so muß er mir wenigstens den gefährlichen Menschen vom Halse schaffen. Unter diesem Selbstgespräch betrat sie das Haus des Kadi. Aber in diesem Augenblick verließ sie zugleich der Muth, den sie brauchte, um vor dem gefürchteten Richter zu erscheinen. Lange stand sie unentschlossen vor dem Zimmer, wo er sich mit mehreren Großen der Stadt befand, und

betrachtete ihre Lumpen, um noch mehr Herzhaftigkeit — zu verlieren. Der Mann, dachte sie, ist gar zu vornehm, und ich bin gar zu gering. Und doch, gehe ich nicht hinein, wer soll dann meine Sache entscheiden? Wie soll ich erfahren, wer der Mensch ist, der mein Eidam werden will? Und ist er, wofür ich ihn halte, wie soll ich ihn los werden? Also, es muß gewagt seyn!

Diesem muthvollen Entschlusse gemäß öffnete sie die Thür ein wenig, steckte den Kopf durch die Oeffnung, und zog ihn wieder zurück, steckte ihn wieder hindurch, und zog ihn abermal zurück, und wiederholte noch fünf bis sechs Mal dieselbe Bewegung.

Der Kadi bemerkte endlich den Kopf, der immer die Thür aus- und einfuhr, sich zeigte und wieder verschwand, und befahl einem seiner Unterbeamten, sich nach dem Anliegen der Person zu erkundigen, die sich auf eine so seltsame Art zum Gehör meldete.

Der Unterbeamte brachte die Alte in den Saal, und der Kadi fragte sie, was ihr Begehren sey.

Herr! war ihre Antwort, in meinem

Hause ist ein Mensch, der Dir befehlen läßt, sogleich zu ihm zu kommen.

Befehlen? schrie der aufgebrachte Kadi, befehlen läßt man mir, durch Dich befehlen, lumpige Bettlerin? Greift Ihr Leute! greift die Verrückte, greift sie, und führt sie in's Tollhaus!

Barmherzigkeit! schrie die Alte, ich bin nicht toll. Ich bin eine arme betrogene Frau. O der verwünschte Galgenstrick, von dem ich mich beschwatzen ließ, hieher zu gehen! Ich bitte Dich, gestrenger Herr Kadi, höre mich an! In meinem Hause ist ein Erzräuber, ein Spitzbube. Dieser nöthigte mich zu dem Wagstück, von dem ich voraussah, es würde schlimm für mich ablaufen. Aber ich bin ein armes Weib, und allein, und er spielt den Meister in meinem Hause, und will durchaus meine Tochter heirathen. Er behauptet sogar, Du kennest ihn, und trug mir auf, wenn Du nicht kommen wolltest, Dir nur zu sagen, er heiße Il Bondocani.

Il Bondocani! Der Kalif war gewohnt, sich bey seinen Wanderungen bald diesen, bald jenen erdichteten Namen beyzulegen, um

sich durch ihn im Nothfalle seinen Bezieren und Justizbeamten, welchen er unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraut war, zu erkennen zu geben, und kaum hörte daher der Kadi den Namen Il Bondocani, der gerade jetzt zur Losung diente, aussprechen, als er bestürzt aufsprang. Bringt mir meinen Faragi! rief er, und begegnet dieser Frau mit Achtung. Ich nehme meinen Befehl zurück. Meine gute, liebe Frau! fuhr er mit der größten Freundlichkeit fort, habe ich Dich auch recht verstanden. Wie sagtest Du, daß der Mann heißt, der Dich zu mir schickte?

O ums Himmelswillen, gestrenger Herr! rief die Alte, muß ich den verhaßten Namen noch einmal wiederholen? Ich denke gleich an Mord und Todtschlag, wenn er mir einfällt. Der Mensch mit diesem Namen, dieser Il Bondocani, ist sicher das Oberhaupt einer Räuberbande.

Der Kadi, welcher jetzt seiner Sache gewiß war, konnte sich nicht schnell genug seinen Faragi, oder sein Amtskleid umwerfen. Ehrwürdige Dame! sprach er, tausend Mal bitte ich Dich um Verzeihung, daß ich vorhin bey

dem kleinen Mißverständnisse, und ehe ich die Ehre hatte, Dich genauer zu kennen, nicht ganz freundlich mit Dir sprach.

Die Anwesenden waren erstaunt, den Kadi plötzlich so umgestimmt zu sehen, bloß weil ein Mann Il Bondocani hieß. Herr! fragten sie, wohin willst Du so eilig? Ich habe dringende Geschäfte, war seine Antwort, aber fragt mich nicht weiter. In Deinem Hause also, fuhr er fort, indem er sich wieder gegen die Alte wandte, erwartet man mich? Ja, Herr! antwortete sie. Nun, sprach er, so habe die Güte, mir den Weg zu zeigen.

Der Alten war ein großer Stein vom Herzen, der sie bey ihrem Hingang zum Kadi gedrückt hatte. Und war man nicht im Begriff, bloß weil sie durch ihr Wagstück ihre Klugheit ein wenig verdächtig machte, sie mit höchst thörichten Leuten über Einen Kamm zu scheren? Aber jetzt hieß die Närrin Dame und wieder Dame, und das saure Kadisgesicht wußte nicht, wie es sie hold und freundlich genug anlächeln sollte. Beym Propheten! sprach sie bey sich selbst, der bloße Name

meines künftigen Eidams muß die Kadis bezaubern, oder dieser hier hat den Räuberhauptmann von einer so schrecklichen Seite kennen gelernt, daß die Furcht ihm den Kopf verrückt. Lief er nicht wie ein Unsinniger, sobald ich das Wort Il Bondocani aussprach? Und hat er nicht in der Eile sogar die Bambuschen zurückgelassen? Wahrlich, ich weiß jetzt, wer dahin gehörte, wohin er vorhin mich bringen lassen wollte.

Der Kadi, als er mit der Alten in's Haus trat, wollte sich vor dem Beherrscher der Gläubigen, den er sogleich erkannte, niederwerfen. Aber der Kalif, der unerkannt bleiben wollte, verhinderte es durch einen Wink. Nach einer ganz gewöhnlichen Begrüßung also ließ der Kadi sich ohne Umstände neben Il Bondocani nieder.

Gestrenger Herr Kadi, fing dieser an, ich ließ Dich rufen, weil ich die Tochter dieser guten Alten zur Frau zu nehmen entschlossen bin. Mutter und Tochter erschienen, und nachdem sie die Frage des Kadi, ob sie mit den Heirathsbedingungen des Il Bondocani zufrieden wären, bejaht hatten, fragte dieser

weiter, wie viel sie für den Heirathsvertrag und für den Brautschatz forderten.

Achttausend Zechinen für Beydes, antwortete die Mutter.

Il Bondocani! fragte der Kadi, machst Du Dich verbindlich, diese achttausend Zechinen zu bezahlen?

Allerdings, gestrenger Herr! antwortete der Kalif, setze nur den Heirathsvertrag auf.

Aber der Kadi hatte in der Eile vergessen, Papier mitzunehmen, und es blieb ihm daher nichts übrig, als den Vertrag auf den Saum seines Faragis zu schreiben.

Als die Eingangsformeln des Vertrags niedergeschrieben waren, wendete sich der Kadi gegen die Alte. Ehrwürdige Dame! sprach er, darf ich Dich um den Namen des Vaters und des Großvaters Deiner Tochter bitten?

Lebten der Vater und der Großvater meiner Tochter noch, rief die Alte ärgerlich, so würdest Du schwerlich wegen eines Bräutigams von diesem Schlag in meinem Hause Dich zu bemühen haben.

Ob sie leben, oder nicht, gute Dame! erwiederte der Kadi, ich muß ihre Namen wissen.

Meine Tochter, sprach die Alte, heißt Zutulbe, und ich heiße Lelamain. Mehrere Namen sollst Du nicht erfahren. Oder muß man etwa von fürstlicher Abkunft seyn, um einen Räuberhauptmann zu heirathen?

Der Ingrimm der Alten, und die Verlegenheit des Kadi waren für den Kalifen ein Schauspiel, an welchem er sich nicht genug ergetzen konnte. Der Kadi schnitt endlich den fertigen Heirathsvertrag von seinem Feyerkleide ab, und händigte ihn der schönen Zutulbe ein. Den verstümmelten Rock selbst, in welchem er mit Anstand nicht mehr über die Straße gehen konnte, gab er der Alten zu einem Almosen für die Armen.

Wahrlich, fing die Alte an, als der Kadi sich entfernt hatte, man sieht schon an dem Betragen des Kadi, daß Du ein Räuber bist, der sich Achtung zu verschaffen weiß. Ohne Bambuschen an den Füßen rannte der Kadi mit mir hieher, sobald ich ihm nur Deinen Namen nannte. Und jetzt geht er gar ohne Oberkleid weg, und was noch unbegreiflicher ist, fodert nicht einmal seine Bezahlung. Und Dir selbst fällt es nicht ein, ihm weder

für seine Mühe, noch für den zerfetzten Faragi einen Pfennig zu geben. Doch es ist kein Wunder, wenn ein Mensch, der vom Nehmen lebt, sich nicht auf's Geben versteht.

Bekümmere Dich doch um andere Dinge, sprach der Kalif lachend, als um den Rock des Kadi und seine Bezahlung. Die Hauptsache ist jetzt der Brautschatz, den ich Dir schuldig bin. Ich gehe, um ihn zu holen, und Deiner Tochter will ich Stoff und Zeuge schicken, so viel eine wohlgeschmückte Braut nur immer nöthig hat. Aber dann will ich mir auch ausbitten, daß Du aufhörst, auf den Geitz Deines Eidams zu schelten.

Der Himmel, rief die Alte, mag dem armen Manne gnädig seyn, dem Du seine Geldkasten und Vorrathsgewölbe aufzusperren im Begriff bist! Aber hüte Dich nur, daß Dein Hals nicht in eine Schlinge geräth, die den Leuten Deines Gelichters von jeher höchst gefährlich gewesen ist.

Der Kalif ging nach seinem Pallast, und sobald er sich umgekleidet hatte, befahl er dem Oberaufseher seiner Bauanstalten, das Haus der Alten ohne Verzug in einen Pallast zu

verwandeln. Du kannst, setzte er hinzu, der Arbeiter so viele nehmen, als Du für nöthig findest, und der Großvezier hat Befehl, Dich bey Deinem Geschäft auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Dein Kopf ist mir Bürge, daß noch vor Sonnenuntergang Alles nach meiner Vorschrift vollendet ist. Fragt die Alte, auf wessen Befehl ihr Haus so sehr verschönert werde, so antworte, es geschehe im Namen ihres Eidams. Ohne Zweifel wird ihre Neugier auch die Handthierung des Schwiegersohns von Dir zu erforschen suchen. In diesem Falle entschuldige Dich mit der Unwissenheit, und sage ihr bloß, es sey Dir von ihrem Eidam nichts bekannt, als daß er sich Il Bondocani nenne. Es liegt Alles daran, daß sie nicht erfährt, wer ich bin, und daher wähle auch Deine Leute um so vorsichtiger, da Du selbst für ihre Verschwiegenheit haften mußt.

Ich werde den Befehlen des Beherrschers der Gläubigen gehorchen, antwortete der Oberaufseher, und die Zauberey der Gewalt hatte in wenigen Augenblicken ein Heer von Bauleuten vor dem Hause und in dem Hause

der alten Lelamain versammelt. Leitern wurden an alle Wände gelegt. Man zimmerte, mauerte und hobelte. Tapeten wurden fest genagelt, Teppiche ausgebreitet, und Sophas, Schränke, Spiegel und Tische in die Zimmer geschafft.

Was wollt Ihr Leute hier, und wer schickt Euch? fragte die erstaunte Alte.

Dein Haus, ehrwürdige Dame! wollen wir ein wenig aufputzen, war die Antwort. Mit diesem Aloeholz wollen wir es täfeln. Dieser Marmortisch muß in jenes, jene Gemählde müssen in dieses Zimmer. Sogleich werden Vorhänge aufgemacht, und noch hundert andere nöthige Arbeiten vorgenommen werden. Aber hindere uns ja nicht! Der Mann, dem Du Deine Tochter zur Frau gegeben hast, befiehlt uns zu eilen.

Mein Eidam schickt Euch also? sprach die Alte. Nun, so kennt Ihr ohne Zweifel den Menschen besser, als ich. Sagt mir doch nur, ich bitte Euch, von welchem Stande ist er, und was treibt er für ein Gewerbe? Ist er ein Kaufmann, oder ein Soldat, ein Ge-

lehrter, ein Richter, oder ein Arzt? und wie heißt er?

Ob Dein Eidam ein Mufti, oder ein Lastträger, ein Beutelfeger, oder ein Schornsteinfeger ist, antworteten die Arbeiter, können wir Dir nicht sagen. Wir wissen nichts von ihm, als daß er Il Bondocani heißt.

Unbegreiflich! dachte die gute Lelamain. Daß die armen Leute auf dem Lande, die weder Wachen noch Mauern haben, vor dem Oberhaupt einer Räuberbande zittern, geht ganz natürlich zu. Aber wie soll ich mir diese Furcht in der Stadt, in der Residenz des Kalifen erklären? Und doch, wer wagt es, diesen ausgemachten Gauner bey seinem rechten Namen zu nennen?

Mitten in diesen Betrachtungen wurde die Alte durch die Ankunft eines reichgekleideten Mannes von vornehmem Ansehen und zweyer ihn begleitenden Lastträger unterbrochen, die ein mit Gold ausgelegtes Kästchen von hell polirtem Stahl vor ihr niedersetzten.

Wieder etwas Neues! rief Lelamain. Was bringt Ihr denn hier?

Was wir bringen? antwortete der Vor-

nehme. Was sonst, als das Heirathgut Deiner Tochter? Du wirst in diesem Kästchen achttausend Zechinen in Golde, und noch zweytausend, die für Deine Nebenausgaben bestimmt sind, finden. Erlaube mir, Dir den Schlüssel zu überreichen.

In der That, rief Lelamain, was mein Eidam auch sonst seyn mag, ein Mann von Wort ist er auf alle Fälle. Aber wo nimmt er in aller Welt diese schönen Sachen her? Und was ist sein Beruf?

Du mußt den Mann Deiner Tochter besser kennen, als ich, erwiederte der Unbekannte. Ich kann nichts von ihm sagen, als das er Il Bondocani heißt.

Die Arbeiter hatten indessen, noch ehe die Sonne unterging, ihr Werk, das seine Meister lobte, vollendet. Ein Paar Zimmer, in welchen zwey auf Steine gelegte Better, ein Paar hölzerne Schemel, und eben so viel zerfetzte Matten die ganze Geräthschaft ausmachten, wetteiferten jetzt mit jedem Prunksale in dem Pallast des Kalifen. Die Alte musterte ein Stück nach dem andern, und so wenig Erfolg ihre bisherige Neugierde auch

gehabt hatte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, die Verschwiegenheit der Arbeitsleute auf eine nochmalige Probe zu setzen. Läugnet es nur nicht länger, sprach sie. Ihr wißt gewiß, wer mein Eidam ist, und wollt es mir nur nicht sagen.

Wir haben es Dir schon gesagt, was wir von ihm wissen, war die Antwort. Er heißt Il Bondocani.

Was sagst Du, sprach Lelamain zu ihrer Tochter, als sie sich wieder mit ihr allein sah, was sagst Du zu Deinem Bräutigam? Bringt er nicht Dinge in Einem Tage zu Stande, wozu andere Leute Jahre nöthig haben? Wahrlich, nur der Kalif, oder das Haupt einer Räuberbande kann über ein solches Heer von Arbeitern gebieten. Und wie blindlings die Leute seinen Befehlen gehorchen. Und wie Scham und Furcht ihnen die Zunge bindet, wenn man wissen will, wer er ist! Ich wandte mich, fuhr sie fort, um das Geheimniß herauszulocken, an den jüngsten unter Ihnen, weil ich hoffte, er würde seine Zunge weniger als die übrigen im Zaume zu halten wissen. Aber was war seine Antwort?

Wer Lust hat, sprach er, seinen Kopf sich vor die Füße legen zu lassen, mag Dir sagen, meine gute Frau! wer Dein Eidam ist. Urtheile also selbst, meine Tochter! ob der Mensch, den Du geheirathet hast, der Groß und Klein in Furcht und Schrecken setzt, etwas anders seyn kann, als das Oberhaupt einer Räuberbande. Gott und sein Prophet mögen Dir und mir gnädig seyn!

Der Oberbauaufseher hatte inzwischen dem Kalifen von der genauen Vollziehung seiner Befehle Bericht erstattet, und von ihm eine reiche Belohnung für sich und die Arbeitsleute empfangen. Da aber das Haus bis jetzt nur noch mit den Geräthschaften versehen war, die man brauchte, so befahl er dem Großvezier, auch die überflüssigen hinschaffen zu lassen, und auf der Stelle wurde eine Menge Träger mit Allem beladen, womit jemals die ausschweifendste Prachtliebe die Palläste der Großen angefüllt hat.

Die gute Lelamain brach bey jedem neuen Stück, das gebracht wurde, in neue Ausrufungen des Erstaunens aus, und wiederholte abermal ihre Versuche, den Stand des Un-

begreiflichen zu erfahren, von welchem diese seltenen Kostbarkeiten herkamen. Wir können Dir nichts sagen, antworteten die Träger, indem sie die mitgebrachten Sachen an ihren Ort stellten, als daß der Mann Deiner Tochter es ist, der uns selbst befohlen hat, Dir diese Geschenke zu bringen, und daß dieser Mann Il Bondocani heißt.

Die ersten Träger hatten sich kaum entfernt, als auf's Neue an die Thür gepocht wurde. Die Alte öffnete, und neue Träger brachten ganze Ballen der schönsten Stoffe, die sie vor ihr ausbreiteten. Was wollt Ihr mit diesen Stoffen, und warum legt Ihr sie auseinander? fragte Lelamain die Träger, die sie für Kaufleute hielt. Du sollst sie beschauen, war die Antwort. Ich danke Euch, erwiederte die Alte. Tragt Eure kostbaren Waaren in die Häuser der Reichen, die sie bezahlen können. Meine Tochter und ich sind viel zu arm, um sie zu kaufen. Ist hier nicht das Haus, das man heute ausgebessert hat? fragten die Träger, und als Lelamain es bejahte, fuhren sie fort: Du brauchst also nicht zu sorgen, wie Du die Sachen bezahlst. Es

sind Geschenke des Mannes, der Deine Tochter heirathete. Kleide Dich und die Braut und Deine ganze Verwandtschaft, und laß es an gar nichts fehlen. Für Deinen Eidam, der Dir sagen läßt, daß er Dich diese Nacht um eilf Uhr besuchen wird, ist jeder Aufwand den Du machen kannst, eine Kleinigkeit.

Um eilf Uhr Nachts will er kommen! rief Lelamain, nachdem die Träger sich entfernt hatten. O Du wahres Kind der Finsterniß! Freylich haben Leute Deines Hanwerks Ursache das Licht zu scheuen, und die Nacht war immer der Tag der Diebe.

Lelamain sah jetzt eine große Verwirrung in ihren Zimmern, weil man ihr Haus mit zu vielen Sachen überschwemmt hatte, als daß jedes Ding sogleich an seinen Ort hätte gestellt werden können, und um also mit ihrer neuen Pracht auch Ordnung zu verbinden, bat sie einige herbeygerufene Nachbarn, ihr bey dem Werk hülfreiche Hand zu leisten. Die guten Leute versteinerte beynahe der Anblick der Verwandlung in dem Hause der armen Nachbarin. Träumen wir, gute Lelamain! sprachen einige, oder hast Du Verkehr mit

bösen und guten Geistern, mit Hexen und Zauberern, durch welche die Wunder, die wir hier wahrnehmen, zu Stande gebracht wurden?

Wunderbar, aber doch ganz natürlich, antwortete die Alte, ging es bey der Verwandlung zu, über die Ihr mit Recht erstaunt seyd. Diesen Morgen kam ein Mann, und meldete sich als den Freyer meiner Tochter. Er ließ den Kadi rufen, und kaum hatte dieser den Heirathsvertrag aufgesetzt, als alle Handwerksleute von Bagdad in meinem Hause erschienen, um ihm seine jetzige Gestalt zu geben, während ich die Träger gar nicht zählen konnte, die mit den kostbarsten Sachen beladen kamen.

Du bist ein glückliches Weib, sprachen die Nachbarn. Gewiß ist dein Eidam ein Prinz, oder gar der reichste Kaufmann im Lande.

Ach! antwortete Lelamain, ich fürchte immer, er hat kein anderes, als das Räuberhandwerk gelernt. Mir wenigstens will es gar nicht gefallen, daß sich die Leute, die ihm dienen, so sehr vor ihm fürchten, als ob er der Teufel selber wäre.

Die Nachbarn zitterten und bebten bey dieser offenherzigen Rede. Beste Frau Nachbarin! sprachen sie, vergiß wenigstens nicht, Deinen Herrn Eidam an die alte Räuberregel zu erinnern, daß er die Nachbarschaft schont.

Seyd ruhig! erwiederte Lelamain. Nicht eine Nadel soll Euch durch meinen Eidam entwendet werden, dafür bin ich Euch Bürge.

Diese Versicherung beruhigte die guten Leute wieder ein wenig. Die Männer brachten die Geräthschaften im Hause vollends an Ort und Stelle, und die Weiber halfen der Mutter die Neuvermählte schmücken, die jedoch den prächtigsten Kleidern und selbst den Juwelen mehr Glanz verlieh, als sie von ihnen empfing.

Die Geschäftigkeit im Hause wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Es kamen Träger, die eine Menge der herrlichsten Gerichte brachten, die sich je auf der Tafel eines Königs beysammen fanden. Ihnen entsprach der aus den schönsten und seltensten Früchten und dem köstlichsten Konfect bestehende Nachtisch, und dem Ganzen setzte Wein von allen Zonen, wo die glühende Sonne

Trauben zur Reife bringt, die Krone auf. Das Tafelgeschirr war theils von gediegenem Golde, theils von solchem Porzellan, das mit dem Golde beynahe gleichen Werth hatte. Wir bringen hier, sprachen die Träger zu der Alten, eine Mahlzeit, damit Du Dich diesen Abend mit Deinen Freunden und Nachbarn vergnügen kannst.

Nicht wahr, erwiederte Lelamain, Ihr seyd von meinem Eidam geschickt? Aber um des Propheten willen bitte ich Euch, Ihr guten Leute! habt die Liebe, habt die Barmherzigkeit für mich, und sagt mir, wer ist dieser mein Eidam, und was treibt er?

Ehrwürdige Dame! erwiederte einer der Träger, wir wissen von Deinem Eidam nicht mehr, als Du. Alles, was wir Dir von ihm sagen können, ist sein Name.

Schweigt nur ganz, antwortete die Alte, wenn Ihr nicht mehr sagen könnt. Ich will mir den verwünschten Namen nicht noch tausend Mal wiederholen lassen.

Die Träger gingen, und die Nachbarn schüttelten die Köpfe, und sahen einander an. Nichts war nun ihrer Meinung nach gewisser,

als daß der Bräutigam der schönen Zutulbe ein Räuberhauptmann sey. Aber Räuber hin, Räuber her! Man ließ seine Schüsseln, von welchen jedoch die Alte die besten für Braut und Bräutigam absonderte, die schlimme Meinung, die man von dem Geber hatte, keineswegs entgelten.

Die wohlgesättigten Gäste beurlaubten sich endlich unter tausend Glückwünschen wegen der Gegenwart, und unter eben so vielen Segenswünschen wegen der Zukunft von Mutter und Tochter, und wie konnten sie für die empfangenen Wohlthaten sich dankbarer erweisen, als daß sie dieselben der ganzen Stadt anrühmten? Freylich konnten der Stadt bey dieser Gelegenheit auch einige andere Umstände nicht verschwiegen werden, und bald war es also allgemein bekannt, daß die schöne Tochter der alten Lelamain ihre Hand dem Oberhaupt einer Räuberbande aus der Wüste gegeben habe, daß die Verbindung ohne viele Umstände und ganz öffentlich zu Stande gekommen sey, und daß wer Lust habe das Haus der Wittwe in die Niederlage eines Reichthums verwandelt sehen könne, den die Tapferkeit des

Bräutigams wenigstens von zehn Karavanen erbeutet haben müsse.

Diese Nachrichten vernahm Niemand mit größerem Antheil, als der junge Kaufmann, dem die schöne Zutulbe von ihrer Mutter angetragen worden war. Soll, dachte er, ein Mädchen einem Räuber zu Theil werden, für die ich bloß darum keine achttausend Zechinen bezahlte, weil ich nur halb so viel im Vermögen hatte, und auf der Stelle faßte er den Entschluß, den Polizeyrichter auf seinen Nebenbuhler aufmerksam zu machen. Um einen Menschen im Büffelwamms aufzuknüpfen, bedurfte es, wie er meinte, kaum einiger Zeugen, die leicht zu bekommen waren. Der Proceß konnte also unmöglich lange dauern, und er zögerte um so weniger mit der Anklage, da sie sich ihm zugleich in dem glänzenden Licht einer Gewinn versprechenden Unternehmung darstellte, durch die er nicht nur die Hand der schönsten aller Schönen, sondern auch, als der Angeber, die Theilung der Reichthümer des Bräutigams mit der Gerechtigkeit zu erlangen hoffte.

Der Polizeyrichter, welchem der von Goldliebe und Weiberliebe gleich heftig entbrannte

Kaufmann sein Anliegen vortrug, lieh ihm, da von unermeßlichen Schätzen und Reichthümern, welche die Gerechtigkeit einem unrechtmäßigen Besitzer rechtmäßig abnehmen sollte, die Rede war, erst das eine, und als er vollends ihm gewichtvolle und klingende Gründe in die Hand drückte, das andere günstige Ohr. Es ist gut! sprach er nach einigem Nachdenken mit angenommener Gleichgültigkeit. Begib Dich jetzt nach Hause. Es ist erst acht Uhr, und also wenigstens zwey Stunden zu früh, um Räuber zu überrumpeln. Nach zehn Uhr erwarte ich Dich, um mich nach dem Hause führen zu lassen. Der Räuber soll den Strick, Du sollst die Braut, und die Alte soll die Bastonade dafür haben, daß sie einem Manne von Deinem Ansehen einen Buschklepper vorzog.

Zur bestimmten Stunde zog der Richter mit nicht weniger als dreyhundert Häschern, unter Anführung des jungen Kaufmanns, nach dem Hause der Alten, das er, da um diese Zeit die Straßen bereits von Menschen leer waren, ohne von Jemand gesehen zu werden, erreichte, und sogleich von seinem Schergenkorps umzingeln ließ.

Die gute Lelamain, die ruhig mit ihrer Tochter beym Schimmer einer Menge auf goldenen Leuchtern brennenden Kerzen der Ankunft des Bräutigams harrte, sah, als sie das Getöse hörte, durch ein Fenster des Hofs, und erblickte nichts als Fackeln, Polizeyrichter, Anführer und Untergebene, Offiziere und Häscher. Die Leute fingen an, ungestüm an die Thür zu schlagen, aber die Alte hüthete sich wohl, sie zu öffnen. Die Schläge verwandelten sich in ein Donnern, und zwar durch die Faust eines Menschen, an welchem der Polizeyrichter den würdigsten Diener gehabt hätte, wenn er auch für seine eigene Person noch zehn Mal nichtswürdiger gewesen wäre, als er wirklich war. Dieses Ungeheuer, der sich Schamama nannte, besaß einen höchst gerechten Adelstolz, indem er selbst seine Abkunft in gerader Linie vom Teufel ableitete, und seiner erlauchten Familie keinen Augenblick Ursache gab, sich seiner zu schämen. Im Namen meines Großvaters und meiner Großmutter, schlagt endlich einmal die Thür ein! schrie der Höllensprößling. Habt Ihr denn vergessen, daß hier Schätze zu holen sind, und wollt Ihr dem Gesindel im Hause Zeit lassen, sie unter die

Erde zu verscharren? Oder wollt Ihr zaudern, bis eine andere Runde kommt, die mehr zu bedeuten hat, als die unsrige, und uns zwingt, den Fang mit ihr zu theilen? Auf der Stelle schafft Hebebäume herbey, um die starke Thür des Schlupfwinkels in Stücke zu schlagen!

Nichts stimmte so sehr mit den Gesinnungen des Polizeyrichters überein, als der Eifer seines Handlangers. Aber ganz anders dachte sein gerechtigkeitsliebender Lieutenant, der auch hier, wie gewöhnlich, sich der Unschuldigen gegen die Gewaltthätigkeit seines Vorgesetzten annahm. Mich dünkt, sprach er, wir haben Ursache, uns vor jeder Uebereilung zu hüten. Nie ist dieses Haus in dem Rufe gestanden, ein Schlupfwinkel für Räuber zu seyn. Und wer ist denn der Ankläger? Ein eifersüchtiger junger Mensch! Und auf sein Wort sollten wir die Sicherheit eines Hauses verletzen, das noch überdieß ein Zufluchtsort für Frauenzimmer ist, und also unter dem besondern Schutze der Gesetze steht?

Die Alte hörte alle diese Reden an ihrem Fenster. Der Himmel sey uns gnädig! sprach sie zu ihrer Tochter. Die Leute vor der Thür sprechen von nichts, als von einem Räuber, den

sie fangen wollen. Dein Bräutigam ist verloren, und wird es Dir und mir besser gehen?

Oeffne nur um's Himmelswillen das Haus nicht, gute Mutter! sprach die zitternde Schöne. Sollte Gott, der uns noch nie ganz verließ, uns in dieser Noth seine Hülfe zum ersten Mal versagen?

Indessen begann das Pochen an der Thür mit neuer Gewalt. Wer schlägt so ungestüm an die Thür? rief endlich die Alte.

Der Polizeyrichter! schrie Schamama mit fürchterlicher Stimme. Wirst Du also auf der Stelle aufmachen, verdammte Hexe? Es ist aus mit Dir. Man wird Dich lehren, junge Leute verführen, und Räuber beherbergen!

Hier ist Niemand, als zwey Frauenzimmer, ich und meine Tochter, erwiederte die Alte. Beobachtet Ihr so das Gesetz, das unserem Geschlecht Schutz verleiht? Ihr habt hier Nichts zu schaffen, und bildet Euch nur nicht ein, daß wir Euch hereinlassen.

Weib, Hexe, Bettel, Kupplerin! schrie Schamama und schäumte vor Wuth, auf der Stelle öffne die Thür Deiner Räuberhöhle, oder sie soll in Splitter zerschmettert werden,

und Dich wollen wir auf dem Roste braten, und Deine Tochter in Oel sieden.

Lelamain ließ den Tollen schelten und drohen, und ging wieder zu ihrer Tochter in's Zimmer. Siehst Du jetzt, sprach sie, daß meine Besorgnisse nur zu gegründet waren? Oder kannst Du noch zweifeln, daß Du die Gemahlin eines Räuberhauptmanns bist? Sein guter Geist mag ihn bewahren, daß er seinen Vorsatz, Dich diesen Abend noch zu besuchen, nicht ausführt! Der Polizeyrichter und seine Leute würden wenig Umstände mit ihm machen. Ach, Tochter! lebte Dein Vater noch, oder wäre Dein Bruder nicht in's Unglück gerathen, nie hättest Du die unselige Verbindung eingehen dürfen, die uns jetzt der Schmach aussetzt, unsere Thür von dem Polizeyrichter und seiner ganzen höllischen Rotte belagert zu sehen.

Theure Mutter! antwortete die Tochter, unterwirf Dich doch ohne Murren der Schickung des Himmels, ohne dessen Willen Nichts geschieht! Haben Sorgen, Kummer und Verzweiflung jemals das kleinste Unglück abgewendet, das in den Sternen geschrieben stand? Muth und Ergebung sind die Tugenden, die

dem Leidenden geziemen, und ihn allein der Hülfe des Himmels und der Theilnahme der Menschen würdig machen.

Während der gewaltthätigen Auftritte vor dem Hause der Alten hatte der Kalif sich wieder mit seinem Brautwerberanzug bekleidet, und sich aus dem Pallaste begeben, um die Rechte seiner Ehe geltend zu machen. Der Schein der Fackeln, die bewaffneten Leute und das Getümmel vor dem Hause der Alten verkündigten ihm irgend ein außerordentliches Ereigniß. Er schlich sich etwas näher hinzu, und da er neben dem Anführer des Haufens den jungen Kaufmann erblickte, so war es ihm leicht, die Wahrheit zu errathen.

Schamama fuhr fort, an die Thür zu schlagen, und mit seinen Fäusten donnerte seine Stimme um die Wette. Es war kein Fluch, den er nicht ausstieß, und keine Marter, mit welcher er die Bewohnerinnen des Hauses nicht bedrohte, und zum Beschlusse schrie er abermal nach Werkzeugen, um die Thür einzurennen.

Einige Häscher schickten sich an, dieses letzte Mittel zu ergreifen. Aber der menschen-

freundliche Lieutenant hielt sie zurück. Kameraden, sprach er, bedenkt, was Ihr thut! Erlaubt Euch keine Gewaltthätigkeit gegen ein Haus, das von Frauenzimmern bewohnt ist, die vor Schrecken auf der Stelle des Todes seyn könnten! Und wenn vollends der Mann, den wir suchen, nicht einmal ein Räuber wäre? Wahrlich, wir Alle könnten, wenn uns bey dieser Sache die kleinste Ungerechtigkeit zur Last fiele, leicht unsere Köpfe verlieren.

Ein herrlicher Diener der Polizey, der von Gerechtigkeit spricht, während wir Gefahr laufen, daß die Verbrecher Reißaus nehmen! brüllte Schamama. Daß wir doch ja die ehrwürdige Mutter, die ihre Tochter an einen Räuberhauptmann verkuppelt, nicht erschrecken! Ich frage, kann ein solches Weib noch Anspruch auf die Vorrechte ihres Geschlechts machen? Und der Kerl, den wir suchen? Wie kann man noch zweifeln, daß er ein Gauner von Handwerk ist, da die Nachbarn des Hauses es bezeugen?

Schurke! murmelte der Kalif zwischen den Zähnen. Ich werde Dich für Dein

Betragen und Deine Rathschläge zu finden wissen.

Seine nächste Sorge war jetzt, ungesehen in das Haus der Alten zu kommen, und er beschloß daher in den Pallast zu gehen, an dessen Gärten es gränzte, und dessen Eingang sich glücklicherweise in der Nebenstraße befand. Aber der Zutritt in diesen Pallast, der dem wegen seiner Grausamkeit allgemein gefürchteten Haupte der Emirn und des Adels von Bagdad, Namens Yumis, gehörte, wurde ihm gegen alle Erwartung streitig gemacht. Kaum hatte nämlich der Verschnittene, der den von einer Menge Lampen beleuchteten Eingang bewachte, die Fußtritte des Eintretenden gehört, als er von seinem marmornen Sopha aufsprang und mit aufgehobenem Säbel auf ihn losging.

Nichtswürdiger Halbmensch! rief ihm der Kalif entgegen, indem er ihm seinen eigenen Säbel an die Gurgel hielt, darfst Du Blut vergießen, ohne nur einmal ein warnendes Wort von Dir hören zu lassen?

Der Sclave eilte zitternd und bebend davon, und konnte vor Schrecken kaum seinem

Herrn erzählen, was ihm begegnet war. Herr! sprach er, ich saß an der Thür Deines Pallasts, und hielt Wache, als ein Mann, dessen bloßer Anblick den Kühnsten in die Flucht jagen würde, hereintrat. Ich faßte mir ein Herz, und ging mit dem Säbel auf ihn los. Aber plötzlich ließ er mir den seinigen um die Augen blitzen, und donnerte so gewaltig mit seiner Stimme dazwischen, daß ich noch jetzt kaum weiß, ob er mich nicht wirklich zerschmettert hat.

Elende Memme! schrie der Emir, darf ein Mensch sich fürchten, der das Amt hat, mein Haus zu bewachen? Doch hinaus, daß ich den Tollkühnen sehe, der die Ehrerbiethung gegen meinen Sclaven vergißt! Hinaus, daß mein Kolben ihn lehre, wie man sich gegen Leute beträgt, die mir dienen!

Der Kalif stand noch am Eingange des Pallasts, als er das Haupt der Emirs mit seinem ungeheuren Streitkolben auf sich zukommen sah. Numis! redete er ihn an, ist hier Dein Pallast? Der Emir erkannte die Stimme des Kalifen. Er ließ den Streit-

kolben seinem Arm entsinken, und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde.

Beherrscher der Gläubigen! rief er endlich, Der Sclave liegt zu Deinen Füßen, und erwartet die Befehle Deiner Majestät.

Vernichtung solltest Du von mir erwarten, unwürdiger, pflichtvergessener Diener! sprach der Kalif. Du bist das Haupt der Emirs, Du bist der Statthalter dieses Viertels, aber wie verwaltest Du Dein Amt! Ein armes Weib, Deine nächste Nachbarin, wird beschimpft und in Angst und Schrecken gesetzt, und der Polizeymeister selbst ist es, der seine Gewalt auf diese unverantwortliche Weise mißbraucht, ohne daß das Haupt der Emirn einen Finger zum Schutze der Unschuld rührt. Aber freylich der hohe Richter hat angenehmere Geschäfte bey seinen Flaschen und seinen Weibern. Wahrlich, Du bist unter der Wache Deiner Verschnittenen nur ein Weib mehr in Deinem Hause. Und wie willst Du vollends den Frevel verantworten, daß dieser schändlichste aller Sclaven die Eintretenden unter Deiner Thür mißhandeln darf?

Beherrscher der Gläubigen! antwortete

Yumis, nicht ein Wort habe ich von dem Unfug des Polizeybeamten erfahren. Ohne Schonung hätte ich dem Frevel gesteuert, wäre er mir zu Ohren gekommen, und auf der Stelle will ich hingehen, um den armen Weibern die strengste Gerechtigkeit zu verschaffen.

Jetzt kommt Dein Eifer zu spät, niederträchtiger Augendiener! sprach der Kalif. Schweig, und führe mich in Deinen Garten, an welchen das beschimpfte Haus stößt, und laß mir zwey Leitern bringen. Ich will selbst ungesehen in das Haus steigen, und diese bedrängten Weiber unter meinen eigenen Schutz nehmen.

Beyde gingen in den Garten, und als man die Leitern brachte, hielt Yumis den Fuß der ersten, und mit Hülfe der zweyten gelangte der Kalif glücklich auf die Terrasse des Hauses, in welchem die schöne Zutulbe mit ihrer Mutter sich belagert sah.

Warte hier, bis ich Dich rufe, sprach der Kalif zu dem Emir. Er trat an die Fenster, und der erste Blick durch dieselben ließ ihn mit vielem Vergnügen bemerken, welche feenartige Verwandlung der Eifer seines Ober=

baumeisters in den Zimmern dieses Hauses zu Stande gebracht hatte. Der Glanz der Kronleuchter und Girandolen verdunkelte, indem er die Nacht erhellte, zugleich den Tag. Doch was ist der Glanz von tausend Fackeln und Lichtern neben einer Sonne, wie die schöne Zutulbe? Der liebetrunkene Harun Alraschid sah die Unvergleichbare, und war nicht mehr auf der kalten freudenarmen Erde. Er war im Paradiese, und umsäuselt von Himmelsluft, schwamm er in einem Meer von unaussprechlicher Wonne. Wolken beschatteten die Rosenstirn der himmlischen Jungfrau, und Perlen, die, wenn sie von Sterblichen vergossen werden, Thränen heißen, entfielen den schönsten Augen, die jemals geweint haben. Aber der Kummer lieh ihr neue Reitze, und der Zauber ihres Anblicks raubte ihr das Mitleid, über welches ohnehin himmlische Wesen erhaben sind.

Die Entzückung des dem Uebermaß der Liebe und Bewunderung erliegenden Kalifen dauerte noch immerfort, als ein Geschrey der Alten ihn wieder zu sich selbst brachte. Ach Tochter! rief sie, das Toben der Wüthriche

wird immer ärger. Man wird uns die Thür einschlagen, und wie wird es uns bejammernswürdigen Weibern, die keine andere Hülfe, als Gott und ihre Unschuld haben, wie wird es uns ergehen, wenn wir diesen Tiegern in die Klauen gerathen, die weder an Gott noch Unschuld glauben! Wahrlich, nur die Verbindung mit diesem Räuber fehlte noch, um uns mit dem höchsten Unglück auch noch die höchste Schmach erfahren zu lassen.

Mutter! Mutter! erwiederte Zutulbe, kränke mich, ich bitte Dich, kränke mich nicht durch einen Namen, den, mein Herz sagt es mir, mein Mann gewiß nicht verdient! Durch Deine Vermittlung und mit Deiner Einwilligung empfing ich ihn aus Gottes Hand. Sein Schicksal ist von nun an das meinige. Ich ehre und liebe ihn, und kein Vorwurf kann ihn treffen, ohne zugleich auch mich zu verwunden.

Tausend Küsse gab der Kalif in Gedanken dem Rosenmunde, der diese seinen Ohren so liebliche Musik ertönen ließ.

O theures Kind! rief die Alte, welch ein Trost für mich bey allem Unglück, wenn Du

wenigstens mit Deiner Wahl zufrieden bist! Ich gestehe, fuhr sie fort, ich selbst kann dem Manne nicht gram seyn, so verdächtig er mir auch immer noch ist. Wäre ich doch ein Vogel, um ihn warnen zu können, daß er den Schnapphähnen entgeht, die ihm auflauern! Ach! liebe Tochter, kein Glied bleibt ganz an ihm, wenn die Ungeheuer seiner habhaft werden. Und vollends wir! Was werden wir anders seyn, als die Tauben in den Krallen des Habichts, oder die Lämmer in den Klauen der Wölfe?

Der Kalif, um die Alte in ihren Wehklagen zu unterbrechen, nahm ein kleines Steinchen, und warf es nach der nächsten Kerze, die neben ihr stand, daß sie erlosch. Lelamain zündete sie sogleich wieder an, ohne der Ursache des Erlöschens nachzuspüren. Jetzt löschte ein zweyter Wurf die Kerze aus, die zum Anzünden der ersten gedient hatte, und um diese wieder anzuzünden, griff die Alte nach der dritten. Bläst der Wind so heftig hier im Zimmer, sprach sie, oder ist es ein Kobold, der sich den Spaß macht, ein Licht nach dem andern auszublasen? Gott sey mir gnädig!

rief sie plötzlich, als sie von einem Steinchen, das der Kalif nach ihrer Hand geworfen hatte, sich getroffen fühlte. Aber als sie die Augen nach dem Fenster richtete, wurde sie den neckenden Urheber gewahr. Dein Bräutigam, Dein Bräutigam! rief sie der Tochter zu. Aber behaupte mir noch, er sey kein Räuber! Sogar zu seiner Braut kommt er nicht auf dem ordentlichen Wege, sondern steigt durch's Fenster ein. Doch Gottlob, daß es ihm für dieß Mal noch gelang, dem lauernden Polizeyrichter und seinen Schergen zu entgehen! Aber, fuhr sie fort, indem sie sich gegen den Kalifen wandte, mache Dich nur aus dem Staube! Hörst Du nicht das Poltern und Toben an der Thür? Andere Räuber, die nicht von Deiner Bande sind, haben sich eingefunden, und wahrlich nicht, um Barmherzigkeit an dem fremden Zunftgenossen zu üben.

Der Kalif hatte inzwischen Stiefel, Mantel und Gürtel abgelegt, und sie mit Pfeil und Bogen in ein Bündel gewickelt. Ein Sprung, und er war im Zimmer, und grüßte die Mutter, und küßte die Tochter, ohne ein Wort zu sprechen.

Herr Räuberhauptmann! fing die Alte an, jetzt ist es nicht Zeit, den Verliebten zu spielen. Deine Haut sollst Du in Sicherheit bringen, wie ich Dir schon gesagt habe. Wenigstens beyde Hände hacken sie Dir ab, wenn Du Dich fangen lässest. Eine andere Gnade darf sich Deinesgleichen nicht versprechen. Ich bitte Dich, zitterst Du denn gar nicht vor diesem wüthenden Heer?

Keineswegs, meine gute Mutter, antwortete der Kalif. Ich habe ganz andere Helden vor mir zittern sehen, und ein zehn Mal größerer Tumult, als dieser, ist mir nichts Neues. Die Leute mögen sich hier die Zeit mit Poltern vertreiben. Weder ihre Mahlzeit, die schon vorüber ist, noch so angenehme Geschäfte, als hier die meinigen sind, rufen sie nach Hause. Erlaube mir also immer, gute Mutter! mich mit meiner schönen Braut zu Tische zu setzen, und trage uns einige von den Gerichten auf, die ich Dir sandte. Du wirst zwar mit Deinen Nachbarn des Guten nicht geschont haben, aber gewiß blieb doch auch noch etwas für uns übrig.

Die Alte deckte den Tisch, und trug die

Schüsseln auf. Der Mensch ist doch ein wahrer Teufel! murmelte sie für sich. Er fürchtet sich vor dreyhundert Schergen so wenig, als ich mich vor einer Fliege. Aber, fuhr sie fort, wahr bleibt wahr. Man sage noch so viel Böses von dem Handwerke, die Frau eines solchen Räubers kann unmöglich einem Manne abhold seyn, der flink wie eine Gemse, und beherzt wie ein Löwe ist.

Der Kalif und die schöne Zutulbe setzten sich zu Tische, und die gegenüberstehende Lelamain sah ihren Eidam essen und trinken, und zugleich der Braut mit den Augen die zärtlichsten Dinge sagen. Zuweilen unterbrach auch ein schmeichelndes Wort, eine feine Artigkeit die stumme Scene.

Seele meiner Seele! sprach der Wonnetrunkene, diesen Bissen, den Deine Rosenlippen berührten, o reiche mir ihn, daß ich erfahre, wie Nectar und Ambrosia den Gaumen der Götter entzückt!

Der Schwarzkünstler mit seinen Zauberworten! murmelte die Alte. Ach! meine Tochter wird ihn morgen mit allen Thränen ihrer Augen beweinen, so ganz mit Liebe hat er sie behext.

Unsere gute Mutter spricht mit sich selbst, sprach der Kalif. Dürfen wir nicht wissen, was sie spricht?

Ich spreche, antwortete die Alte, daß es Dir wohl anstände, wenn Du auch ein wenig artig gegen Deine Schwiegermutter wärest. Aber, wie es scheint, bin ich in Deinen Augen der Aufmerksamkeit eines Mannes von Deiner Gattung nicht würdig.

Im Gegentheil, erwiederte der Kalif, man kann unmöglich mehr Achtung vor einem wohlgefurchten Antlitz haben, als ich vor dem Deinigen.

Geh zum Henker mit Deiner Achtung! fuhr die Alte auf. Es war eine Zeit, wo ich wohl verdiente, daß man mir schönere Sachen vorsagte.

Freylich, versetzte der Kalif, war eine solche Zeit, wie könntest Du sonst die Schönheit und die Anmuth selbst zur Welt geboren haben? Aber diese Zeit ist nicht mehr, und jetzt umarme ich Dich in einer Tochter, auf die Du nicht stolz genug seyn kannst.

Mit diesen Worten schloß der Kalif die reitzende Jungfrau wirklich in seine Arme.

Aber erschrocken fuhr diese zusammen, weil die brüllende Stimme des abscheulichen Schamama sich fürchterlicher, als jemals, hören ließ. Wirst Du noch nicht aufmachen, Muster aller Hexen? schrie er, und es war, als ob er mit eisernen Armen an die Thür schlüge. Laß ihn toben, meine Holde! sprach der Kalif zu seiner zitternden Braut. Die Unruhe, die er uns macht, würzt unsere Liebe. Oder ist nicht eine erschwerte Freude die süßeste? Danken muß ich Dir, toller Schamama! Du zwingst die schüchterne Turteltaube Schutz in meinen Armen zu suchen, ach! und vielleicht findet ihre Seele den Weg zu meinen Lippen, um sich in meinem Herzen zu verbergen.

Räuber und Hexenmeister! schrie die Alte, wird Dein Plaudern noch nicht aufhören? Sorge dafür, daß Du Deinen Hals in Sicherheit bringst, statt hier die Zeit mit Albernheiten zu verlieren. Oder soll man um Deinetwillen uns das Haus über dem Kopf anstecken? Ich bin ohnehin schon, seit das Unglück Dich herführte, um zehn Jahre älter geworden.

Fort soll ich, sagst Du, meine gute Mutter?

Unmöglich kann es Dein Ernst seyn, daß ich das Haus verlasse, wo mein Leben und meine Seele wohnt. Aber Du hast Recht. Es ist Zeit, uns zu Bette zu begeben, und da ich der Hochzeitmusik vor dem Hause überdrüßig bin, so wollen wir die Musikanten verabschieden. Nimm diesen Ring, und rufe den Leuten durch's Schlüsselloch zu, der Gemahl Deiner Tochter, der hier sey, habe Dir aufgetragen, ihn in des Polizeyrichters Hände zu geben, damit er sehe, was er zu thun habe.

Ein schöner Auftrag! antwortete die Alte. Der Ring wird unerhörte Wunder thun! Er wird dem Polizeymeister und seinen Schergen eben so den Kopf verrücken, wie Du ihn meiner Tochter verrückst, indem Du sie so mit Deinen Armen umschlingst. Den Kadi hast Du diesen Morgen, der Himmel weiß wie! bezaubert. Aber hast Du eben so viele Gewalt über die Leute hier? Beym Propheten! Wenn Dir auch dieser Streich gelingt, so trage ich noch heute ein Büffelwamms und einen Gurt, wie Du, und gehe in Deine Spitzbubenschule, bloß damit ich mir den Spaß machen kann, meinen Nachbarinnen,

ohne daß sie es merken, die Pantoffeln von den Füßen wegzustehlen.

Ich freue mich, Mütterchen! erwiederte der Kalif, Dich in so guter Laune zu sehen. Desto besser wirst Du meinen Auftrag ausrichten. Also geschwind! Hier ist der Ring. Oeffne die Thür ein wenig, und gib ihn dem Polizeymeister selbst mit den Worten in die Hand: Hier ist der Ring meines Eidams. Er heißt Il Bondocani! Aber daß Du den Namen ja mit Nachdruck aussprichst!

Mit dem nachdrücklichsten Nachdruck soll er ausgesprochen werden, versetzte die Alte. Ich weiß ja längst, daß ein Talisman in diesem Namen steckt, der die Leute, wenn sie eben den Säbel auf Dich zucken, plötzlich versteinert.

Während Frau Lelamain ging, um ihr Geschäft auszurichten, hatte der Kalif einen Tisch an's Fenster geschoben, und war wieder auf die Terrasse gestiegen. Nimm meinen Säbel, sprach er zu dem Emir Yumis, der hier noch immer seine Befehle erwartete, und steige hurtig auf der Leiter in die Straße hinab. Sorge dafür, daß keine Gewaltthätigkeit geschieht, und schone selbst keine Köpfe, wenn

es darauf ankommt, Unordnungen zu verhüten. Sobald Du merkst, daß mein Ring dem Gesindel die gehörige Ehrfurcht eingeflößt hat, so laß sowohl den Polizeymeister, wenn Du zuvor seine Stelle dem Lieutenant übertragen hast, als den Schamama und alle Diejenigen von der Bande, die hier ihre Gewalt mißbrauchten, wohlgefesselt und unter einer starken Wache in Deinen Hof führen, und mit anbrechendem Tage Jeden nach der Größe seines Vergehens bestrafen.

Der Kalif kehrte nach dem Zimmer zurück, und das Oberhaupt der Emirs schickte sich an, seine Befehle zu vollziehen. Er blieb hinter dem Haufen, indem er den entblößten Säbel unter seinem Mantel verbarg.

Lelamain hatte inzwischen sich unter die Thür begeben, um mit dem Schamama zu sprechen. Unsinniger! rief sie ihm zu, höre auf zu toben, und mache dem Herrn Polizeyrichter Platz. Ich habe mit ihm im Namen meines Eidams zu sprechen, und muß ihm seinen Ring geben.

Mir gib den Ring! schrie Schamama. Der gestrenge Herr Polizeyrichter sitzt zu Pferde, und Deinetwegen wird er nicht absteigen.

Er mag absteigen, oder nicht, erwiederte die Alte, ich gebe den Ring in keine andern Hände, als in die seinigen, und haben muß er ihn. Was darauf geschrieben steht, wird er wohl lesen können.

Herr Richter! schrie Schamama, wofür haben wir eine tüchtige Axt, wenn wir noch unsere Zeit verlieren, um das Geschwätz der alten Hexe anzuhören, und Buchstaben zu entziffern? Ein Paar Schläge an die Thür, und sie, und ihre der Mutter würdige Tochter, und der Räuber mit seinen Schätzen sind in unserer Gewalt.

Gewiß, Herr Polizeyrichter! unterbrach der Lieutenant das Toben des Schamama, findet Deine Klugheit es rathsamer, erst zu sehen, welche Beschaffenheit es mit dem Ringe hat, ehe Du Gewalt zu brauchen erlaubst. Die Sache hat sich ohnehin jetzt verändert. Der Mann, den wir suchen, ist im Hause, wie man uns sagt, ungeachtet wir nicht begreifen können, wie er hineinkam. Das Haus ist also keine Freystätte für Weiber mehr, die wir zu schonen haben, und ich selbst will der Erste seyn, der die Axt an die Thür legt, wenn Du den Ring gesehen hast, und das

Einbrechen noch für gut findest. Aber zuvor erlaube mir, mit dem Weibe selbst zu sprechen, und die Wache ein wenig zurücktreten zu lassen.

Dieser Vorschlag war zu vernünftig, als daß der Richter sich ihm hätte widersetzen dürfen. Schamama mußte sich also entfernen, und gehorchte dem Befehl unter den entsetzlichsten Flüchen.

Der Lieutenant trat unter die Thür. Mache auf, gute Frau! sprach er, und sey unbesorgt. Gib mir den Ring, und laß mich wissen, von wem Du ihn hast.

Der Ring, antwortete Lelamain, indem sie ihn dem Lieutenant, dessen freundliche Anrede ihr wieder ein wenig Muth machte, in die Hände gab, der Ring gehört meinem Eidam, der sich Il Bondocani nennt.

Der Lieutenant überlieferte den Ring getreulich dem Polizeyrichter, und wiederholte zugleich Wort für Wort, was die Alte mit ihm gesprochen hatte.

Der Name Il Bondocani machte keinen Eindruck auf den tollen Schamama, da er so wenig als der Lieutenant dessen geheime Bedeutung kannte. Wer ist dieser Il Bondocani, schrie er, der uns seinen Ring schickt? Ich

will ihn an meinen Finger stecken, und mit der nämlichen Hand dem Eigenthümer hundert Prügel geben, damit er sieht, welche Ehrfurcht ich vor ihm, seinem Ring und seinem großen Namen habe. Und welche Lust für mich, ein altes Weib in Stücke zu hauen, und zu Pulver zu verbrennen! Auf der Stelle sperrt die Thür angelweit auf, wenn ich nicht zur Axt greifen soll!

Unseliger, schweig! rief ihm der bestürzte Richter in's Ohr, als er den Namen Il Bondocani hörte, und den Ring erkannte. Deine Tollheit, Deine teuflische Wuth bringt uns alle in's Unglück. Nur leise wagte der zitternde Richter den Namen des Kalifen auszusprechen. Aber der furchtbare Laut ertönte bald von allen Lippen, bis es endlich auch in den Ohren des Bösewichts donnerte: Es ist der Kalif!

Als ob der Blitz des Himmels ihn getroffen hätte, stürzte der Freche zu Boden. Er wälzte sich; er biß in die Steine; er verfluchte sich und Andere. Endlich fiel er in Zuckungen, und in diesem Zustande trafen ihn die Leute, die ihn auf Befehl des Emirs Yumis in Ketten und Banden legten, und hinwegschleppten.

Die Wunderkraft des Rings und des Namens Il Bondocani, die sich auch bey der Polizeywache nicht verläugnete, gereichte zwar der guten Lelamain zur großen Beruhigung, versetzte sie aber zugleich in neues Erstaunen. Es ist richtig, sprach sie, als sie zurückkam, vor dem Zauberwort Deines Namens, und vor dem Talisman Deines Rings vermag ein Polizeyrichter so wenig, als ein Kadi zu bestehen. Wahrlich, ich möchte selbst Il Bondocani heißen. Doch, der Himmel behüte mich! Die Haut schauert mir, wenn ich den Schreckensnamen nur ausspreche. O hättest Du nur den Bösewicht Schamama gesehen! Er jammerte mich beynahe, so ein arger Teufel er auch ist. Den Uebrigen ging es nicht viel besser, und die Beherztesten waren wenigstens versteinert. Gewiß, Du mußt von jeher ein Satansengel der Polizeybedienten gewesen seyn, daß Dein bloßer Name die reißenden Tieger in schüchterne Schafe verwandelt. Ist nicht die ganze Straße wie ausgestorben? Aber ich möchte doch die Leute nicht so in Angst setzen wie Du, besonders wenn ich an ein künftiges Leben denke, in welchem von Allem Rechenschaft gegeben werden muß.

Freylich, freylich, erwiederte der Kalif, müssen wir einst Alle Rechenschaft geben, und sogar fromme Frauen von dem Gebrauch ihrer Zungen. Hüte Dich also immer, daß Du wegen der Deinigen wenigstens nicht gar zu viel zu verantworten bekommst.

Zugleich wendete er sich gegen seine Braut. Ist mein zweytes Leben, ist mein schüchternes Täubchen nun ruhig? sprach er.

Ach! Die Taube, antwortete die Schöne, zitterte nur für den geliebten Gatten.

O Ihr Worte des Lebens! rief der Kalif, ich fühle, Ihr werdet zu Flammen, die nie in diesem Busen erlöschen. Aber Zutulbe, unvergleichliche Zutulbe! ist es auch ganz ruhig, dieses Herz, in welchem die Liebe selbst ihren Thron aufgeschlagen hat?

Ach! erwiederte die Schöne, wie könnte es ruhig seyn? Aber es ist eine seltsame Unruhe die ich empfinde. Fast wünsche ich, sie möchte noch stärker seyn, und doch will eine gewisse Beängstigung mich nicht verlassen.

Hat jemals, meine Theure! fragte der Kalif, die erwachende Morgensonne Dich unter den Blumen eines Gartens gefunden?

Die schönste aller Blumen lispelte ein leises Ja.

Dein entzücktes Auge, fuhr der Kalif fort, sah also auch die mit den Perlen des Thaus geschmückte Rose, die dem glühenden Kusse des Phöbus fürchtend entgegen schmachtet. Diese Rose hat eine schönere Schwester, die Zutulbe heißt, und in diesem Augenblicke den glücklichsten aller Sterblichen unter die Götter versetzt.

Ein diebischer Gott! unterbrach ihn die Alte, indem sie die Liebenden mit kreuzweis verschlungenen Armen betrachtete. Erst raubt er hundert Geitzigen ihre Seelen, ihren Schatz, und nun auch mir das kostbarste Kleinod, das ich besitze. Der Mutter stiehlt er das Kind, und dem Kinde gar das Herz! Sollt ich ihn nicht verwünschen, den Räuber? Verwünschen? Vor allen Dingen will ich Gott und seinen Propheten bitten, Eure Verbindung zu segnen. Aber ich vergesse, daß die gute Mutter hier überflüssig ist. Laßt mich nur die Kerzen ausblasen, und ich will mich selbst zur Ruhe begeben.

Der Auftrag des Beherrschers der Gläubigen wurde inzwischen von dem Emir Yumis

mit der größten Genauigkeit vollzogen. Den Lieutenant, den er selbst mit dem Rock und der Würde des abgesetzten Polizeyrichters, dessen Pferd er ihm zugleich gab, bekleidete, ließ er mit dem Theil der Wache, dem keine Gewaltthat zur Last fiel, sich nach Hause begeben, während der Richter mit dem Schamama und vier Spießgesellen gefesselt in seinen Hof gebracht wurde, um dort den Tag zu erwarten. Mit dem anbrechenden Morgen schickte er den Richter in ein Gefängniß, aus welchem er sobald keine Erlösung hoffen durfte. Schamama büßte seine Frevel mit einem schmählichen Tode, und seine vier Mitschuldigen erlitten eine ihrem minder großen Verbrechen angemessene Strafe. Endlich wurden die Gestraften der Stadt durch einen Anschlag bekannt gemacht, auf welchem die Worte zu lesen waren: Ungerechte und gewaltthätige Diener der Gerechtigkeit.

Mehrere Stunden waren seit der Vollziehung dieses Urtheils verflossen, als der glückliche Harun Alraschid und die schöne Zutulbe von ihrem Schlaf erwachten. Der Kalif, ob er gleich überzeugt war, der Emir werde dafür gesorgt haben, dem Großvezier

und dem Obersten der Verschnittenen jede Unruhe wegen seines Ausbleibens zu ersparen, verließ doch, weil die Geschäfte des Divans ihn riefen, sogleich sein Lager. Die redselige Schwiegermutter trug inzwischen für das neue Ehepaar ein nicht unwillkommenes Frühstück auf, und bemühte sich zugleich mit gewohntem Eifer, das Gespräch im Gange zu erhalten.

Nie, fing sie an, werde ich die heutige Schreckensnacht vergessen. Gewiß, schon um ihretwillen verdienten meine Tochter und ich, daß das Unglück uns einmal zu verfolgen aufhörte. O es ist ein doppelt schreckliches Verhängniß, wenn der äußersten Noth der glänzendste Wohlstand voranging, und die mitleidenswürdigsten Armen sind die, welche einst reich waren.

Reich wäret Ihr also einst gewesen? sprach der Kalif, und was hat denn Euren Wohlstand zerstört?

Unglück und Ungerechtigkeit, erwiederte die Alte.

Ungerechtigkeit? rief der betroffene Kalif, und diese hättest Du in Bagdad erfahren?

Allerdings in Bagdad, antwortete die Alte.

Haben wir doch die Mauern dieser Stadt nie verlassen.

Aber doch zuverläßig nicht unter der Regierung Harun Alraschids? fuhr der Kalif fort.

Wer regierte denn vor einem Monat, als er? antwortete die Alte.

Aber, sprach der Kalif, Harun steht allgemein in dem Rufe, daß er Ungerechtigkeiten auf's strengste zu rügen pflege.

Freylich, erwiederte die Alte, er beweist wenig Schonung gegen die Ungerechtigkeiten Anderer, aber gegen seine eigenen ist er desto nachsichtiger. Oder soll man gar annehmen. er wisse zuweilen nicht, was er thut?

Du setzest mich in Erstaunen, gute Mutter! erwiederte der Kalif. Erzähle mir doch Deine Geschichte! Zuverläßig hat man den Namen des Kalifen mißbraucht.

Er selbst hat seine Gewalt mißbraucht, erwiederte die Alte. Er, der weise Harun, der Spiegel der Fürsten, ist es, der uns alles Uebel, das uns traf, zugefügt hat. Und verzeihen wollte ich es ihm noch, wenn er sich begnügt hätte, Leute von unserer Geburt und unserem Range des Ihrigen zu berauben, und mich sogar, indem er uns in das tiefste

Elend stürzte, zu nöthigen, daß ich, um nicht Hungers zu sterben, die Taube mit dem Geyer paarte, und ein Kleinod, wie meine Tochter, einem Menschen Deines Gelichters überließ, dieses Unrecht, sage ich, wollte ich ihm noch verzeihen. Aber soll ihm die Mutter nicht zürnen, daß er sie sogar des Sohns beraubt? O dieser Sohn! Du hast seine Schwester zur Frau, und doch sage ich Dir, ein so vollkommenes Wesen hast Du nie mit Augen gesehen. Was ist das Schilf des Nils, was sind die himmelanstrebenden Zedern des Libanons, zu welchen die Andacht wallfahrtet, wenn man den schlanken Wuchs von jenem, wenn man die Herrlichkeit, den prachtvollen Schmuck von diesen mit seiner Gestalt vergleicht? Das Lamm ist nicht sanftmüthiger, die Taube hat keine truglosere Seele, als er. In Geschäften war ihm der Scharfblick des Adlers eigen, und auch die Wachsamkeit war ihm mit dem König der Vögel gemein. Er bekleidete das Amt des obersten Kämmerers, und Liebe, Treue und Eifer dienten dem Kalifen in eigener Person. Billig sollte man denken, ein solcher Diener laufe nie Gefahr, die Gunst seines Herrn zu verlieren. Aber die Mächtigen

werden dankbar seyn, wenn die Tieger barmherzig sind. Zum Lohn für seine Verdienste hat ihn der Grausame zum Tode verurtheilt, und die unschuldige Mutter und die unschuldige Schwester sind zu Grunde gerichtet. Armer, armer Yemaleddin! fuhr sie mit Schluchzen fort, um eines Trunk Wassers willen spricht ein Tyrann Dein Todesurtheil, der sicher in dem Augenblicke dreyßig Gläser Wein zu viel getrunken hatte.

Solltest Du Dich wirklich übereilt haben, Harun Alraschid? dachte der Kalif am Schlusse dieser Erzählung. Manche heilsame Wahrheit hatte er in seinem Leben schon sich selbst gesagt, aber gleich den meisten Großen nie eine aus fremdem Munde gehört. Aber um so mehr sträubte sich auch seine Eigenliebe gegen die Anklage der Alten, und er wollte durchaus vor sich selber und vor ihr gerechtfertigt erscheinen.

Ich erinnere mich, sprach er, von der Geschichte des Großkämmerers Yemaleddin gehört zu haben. Aber, wenn ich nicht irre, so war von etwas mehr, als von einem Glas Wasser die Rede.

Meinst Du vielleicht, erwiederte die Alte,

die Schüssel mit Kataifs, und ist diese Ursache etwa wichtiger? Mein Sohn hatte des Guten genug auf seinem eigenen Tische. Was konnte er also von einer Speise, von welcher er nicht einmal wußte, woher sie kam, für einen Gebrauch machen, als daß er sie einem Menschen, wie der Wächter des Stadtviertels, zum Almosen gab?

Aber, fuhr der Kalif fort, was konnte strafwürdiger seyn, als daß er seinen Augen erlaubte, das Frauenzimmer anzuschauen, welchem er das Glas Wasser reichte? Wer weiß nicht, daß dieses Anschauen im Gesetz ausdrücklich verboten ist?

Was sprichst Du vom Gesetz? unterbrach ihn die Alte. Ich glaube gar, Du willst dem Kalifen und seinem Gesetz das Wort reden, und wahrlich, lustiger kann nichts seyn, als wenn ein Mensch, der alle Gesetze mit Füßen tritt, sich zu ihrem Ausleger aufwirft. Es ist nicht wahr, daß mein Sohn, der so wenig Arges im Sinne hatte, als ein Lamm, das Frauenzimmer gesehen hat. Und ist er denn, wenn je die Beschuldigung Grund hätte, ist er denn ein Basilisk, der Männer und Weiber mit den Augen tödtet? Gewiß,

wenn der Kalif Jedem, der nicht die Hand vor's Gesicht hält, wenn ihm von ungefähr eine Weibsperson in den Weg läuft, die Augen ausstechen lassen will, so wird der Beherrscher der Gläubigen bald zugleich auch der Beherrscher der Blinden seyn. — Aber die Dame gehörte dem Kalifen, und ein Frauenzimmer des Kalifen ansehen, heißt eben so viel, als einen Menschen durchbohren. — Aber warum gestattet denn der Kalif, daß diese seine Weiber, die keines Menschen Auge sehen soll, sich öffentlich sehen lassen? Eine warnende Tafel sollte er ihnen an die Stirn befestigen, so oft sie ausgehen, und dann kann er sich darauf verlassen, daß sie auf ihrem Wege weder eine Mannsperson, noch ein Glas Wasser finden, um ihren Durst zu löschen. Du bist, wie ich je länger je weniger zweifle, ein Räuber von Handwerk, und die Barmherzigkeit gehört also gewiß nicht unter Deine Tugenden. Aber sprich selbst, wärest Du der unmenschlichen Handlung fähig, die dem Beherrscher der Gläubigen, die dem Statthalter Gottes auf Erden, von mir, von einer armen Wittwe, mit Recht vorgeworfen wird? Räuber, wie Du, nehmen freylich den Leuten ihr Geld,

aber doch keinem Wehrlosen das Leben. Ihr laßt ihnen die Füße, um Euch zu entlaufen, und selbst die Hände, die sie zum Himmel um Eure Bestrafung erheben. Und vollends einem treuen Diener den Dolch in die Brust stoßen! Welcher Räuber sagt nicht pfuy zu einem solchen Frevel? Und doch will dieser Harun Alraschid der vollkommenste aller Gewalthaber seyn.

Es war Zeit, daß endlich die Zunge der guten Frau Lelamain ermüdete. Die Wahrheiten, welche der Kalif aus dem Munde der eben so rührend als drolligklagenden Einfalt vernahm, drückten ihn mit ihrem ganzen Gewicht zu Boden, und er hatte Mühe, nicht zu verrathen, daß die Tyrannenrolle in dieser Tragödie die seinige sey.

Ich fühle, gute Mutter! fing er nach einer Pause an, daß Du vollkommen Recht hast. Der Kalif, er, dessen Leidenschaften von Allen geschmeichelt wird, hat sich von Rache und Eifersucht hinreißen lassen, weil Niemand ihm widersprach, weil kein Diener, kein Freund der Pflicht eingedenk war, ihn auf sein Unrecht aufmerksam zu machen. Ich tadle ihn. Aber indem ich ihn tadle, muß

ich ihn zugleich auch beklagen. Doch Gott sey gelobt! Es ist nicht Alles verloren. Dein Sohn lebt noch, und hat ein Augenblick Deinen ganzen Wohlstand zu Grunde gerichtet, so kann ein Augenblick ihn auch wieder herstellen. Ich habe Einfluß, ich habe Bekanntschaften, ich habe Verbindungen im Pallast, und Du sollst mir nie mehr trauen, oder Deinen Sohn noch heute in Deine Arme zurückkehren sehen.

Guter Eidam! antwortete die Alte, Du versprichst in der Hitze Dinge, die Du nimmermehr halten kannst. Der Kalif ist keiner von den Helden, die Dir, gleich dem Kadi, ohne Pantoffeln nachlaufen. Und den Ring, der den Polizeyrichter mit seiner ganzen Häscherarmee versteinerte, hast Du auch nicht mehr. Ich rathe Dir also, laß Deine Hände aus dem Spiel, wo der große Harun Alraschid die seinigen hat. Wer will sich gegen den Gewaltigen auflehnen, der die Erde und das Meer seine Unterthanen nennt, und vor dem, als dem Stellvertreter unsers Propheten, die Sterne sogar sich neigen? Wahrlich, dem Großvezier Giafar selbst, so gewaltig sein Ansehen, und so unerschütterlich sein Muth ist,

würde es doch an der Kühnheit fehlen, die zu einem Wagstück wie das Deinige gehört. Bleibe in Ruhe, weil man Dich in Ruhe läßt, und versöhne Dich durch reichliche Almosen und vorzüglich durch eine andere Lebensart mit dem Himmel. Seine Langmuth wird Dir das Vergangene verzeihen, wenn er sieht, daß es Dir mit der Reue Ernst ist. Wagst Du Dich in diesem gefahrvollen Augenblicke aus dem Hause, so wird die Angst mich, sie wird Dein Weib tödten. O sieh nur die arme Zutulbe, wie sie erblaßt, wie ihre thränenvollen Augen bey Dir selbst für Dich um Schonung bitten! Bedenke doch, daß weder Gold, noch Silber, und selbst alle Reichthümer der Welt uns nicht ersetzen können, was wir mit Dir verlieren würden. Mein Sohn ist unschuldig. Er steht unter Gottes Gewalt, und ist er gleich diesem Mutterherzen tausend Mal theurer, als Du, so zittere ich doch tausend Mal mehr für Dich, als für ihn.

Bis zu Thränen rührte den Kalifen die eben so herzliche, als fromme Rede der guten Frau. In heftiger Bewegung stand er auf, um sich zu entfernen. Aber Zutulbe und ihre

Mutter ergriffen ihn beym Mantel, um ihn zurückzuhalten. Bey Allem, was heilig ist, riefen sie, bey dem Namen Gottes, der auf dem goldenen Stirnbande des hohen Priesters der Juden flammte, beschwören wir Dich, uns nicht zu verlassen!

Der Kalif vermochte nicht mehr zu verbergen, wie sehr sein Gemüth erschüttert war. Voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht nahm er beyde Hände der Schwiegermutter. Meine gute Mutter! sprach er, Alles bin ich Dir schuldig. Ich danke Dir dieses Weib, eine Himmlische, die mich zum Seligen macht. Ich danke Dir eine nicht kleinere Wohlthat, ich danke Dir Lehren und Ermahnungen, von welchen Du bald erfahren sollst, wie unschätzbar ihr Werth für mich ist. Ewig, ewig werde ich Dich ehren und lieben, und ausgezeichnet sollen die Beweise seyn, durch die ich Dich von der Wahrheit meiner Gesinnungen überzeugen will. Aber jetzt hindere mich nicht, zu gehen, wohin dringende Geschäfte mich rufen, und laß Dir an meinem Wort genügen, daß ich die Pflicht, mich für Dich und Deine Tochter zu erhalten, keinen Augenblick vergessen werde. Lebe wohl, gute Mutter! Lebe

wohl, theure Zutulbe! Bald, bald seht Ihr mich wieder. Mit diesen Worten riß er sich los, und eilte durch geheime Gänge nach seinem Zimmer im Pallast.

Mit allen Herrlichkeiten seines hohen Rangs bekleidet, wie man ihn nur bey den feyerlichsten Gelegenheiten zu sehen gewohnt war, bestieg er seinen Thron, und ließ alle Veziere, seine Emirs und die übrigen Großen seines Hofs um sich her versammeln. Während jeder der Berufenen sich an seinen Platz begab, saß der Monarch unbeweglich, und stützte den Kopf mit trübem Ernst auf den Arm.

Grausamer Kalif! sprach er zu sich selbst, Du bist es, der das Glück eines edlen Geschlechts, dem Rang und Verdienste gleichen Anspruch auf Achtung gaben, zertrümmerte. Du bist es, der im Begriff war, sich mit dem Blute des treuesten seiner Diener zu beflecken! Und schmachtet er nicht noch im Kerker? Und muß nicht eine durch ihre Tugend und durch ihre Unglücksfälle gleich ausgezeichnete Prinzessin sein schmachvolles Schicksal mit ihm theilen? Die That eines Wütherichs drückt Dein Gewissen. Harun, der Gerechte, ist der Name, mit welchem leichtgläubige,

bethörte Völker Dich grüßen. O huldige der Wahrheit und der Gerechtigkeit zugleich, und laß Dich Harun, den Ungerechten nennen!

Während der Kalif auf diese Weise von seinem Gewissen die Strafe für das dem armen Yemaleddin zugefügte Unrecht empfing, hatten sich seine Großen vor ihm niedergeworfen. Aber mit empörtem Gefühl, mit dem Unmuth des edelsten Stolzes, sah der Monarch Menschen ihm ihre Ehrfurcht bezeugen, von welchen auch nicht Einer den Mund geöffnet hatte, um ihn von einer Handlung abzuhalten, deren Bewußtseyn ihn jetzt beynahe zu Boden drückte.

O weg mit Eurer Unterwürfigkeit! rief er ihnen zu, ich weiß sie zu würdigen. Steht auf, ich befehle es Euch! Man hole den edlen Yemaleddin, meinen obersten Kämmerer, aus seinem Gefängnisse, man hole ihn, und bringe ihn mit Feyerkleidern, den Zeichen meiner Gnade, geschmückt, vor meinen Thron! Er ist unschuldig. Ich selbst untersuchte den unseligen Vorfall, der mich unglücklicher macht, als ihn. Ach! er verdient Belohnung, und ich strafte ihn. Und wird es in meiner Macht stehen, ihn für die

unverschuldeten Leiden zu entschädigen? Ihr Großen meines Reichs! Ihr seht Euren Monarchen auf der Folter der peinlichsten Gefühle, Ihr seht ihn in Verzweiflung, und diese Verzweiflung, ist sie weniger Euer Werk, als das meinige? Habe ich je Euren Vorstellungen mein Ohr verschlossen? Und Ihr bleibt stumm, wenn blinde Leidenschaft mich reitzt, die Unschuld zu verdammen! Habt Ihr nicht das Opfer meines Zorns besser als ich gekannt? Und doch waret Ihr pflichtvergessen genug, nicht ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen!

Größter der Monarchen! antworteten die Höflinge, die Ehrfurcht war es, die uns den Mund verschloß.

Verbrecherische Ehrfurcht, rief der Kalif mit ernstem Unwillen, welche die Wahrheit von meinem Ohr entfernt, und zum Henker an der Unschuld wird! Wehe dem Elenden, der mir noch einmal seine Unterwürfigkeit auf eine Art bezeigt, durch die er mich für einen Tyrannen, für einen Wütherich erklärt!

Die Höflinge küßten bey dieser Rede die Erde, und verstummten.

Yemaleddin erschien, und warf sich vor

dem Throne nieder. Der Kalif stieg herab, und indem er den treuen Diener umarmte, warf er den prächtigsten Kaftan, der sich in der Kleiderkammer des Pallasts befand, ihm mit eigener Hand um die Schultern.

Gott verlängere die Tage des größten seiner Stellvertreter auf Erden, und sey gnädig gegen ihn, wie er es gegen mich ist! stammelte der Befreyte im Taumel des höchsten Entzückens.

Du bist von heute an der Erste unter den Fürsten meines Reichs, und das Haupt der Emire, sprach der Kalif. Jetzt eile, um Deiner Mutter ihr Theuerstes wieder zu geben.

Willkommenster aller Befehle, für einen Sohn, wie Yemaleddin! Ohne Aufsehen dachte er Mutter und Schwester in der ihm unbekannten Hütte zu überraschen, die seit seinem Unglück ihnen zur Wohnung gedient hatte. Aber an der Pforte des Pallasts fand er ein auf's prächtigste ausgerüstetes Pferd, das seiner wartete. Die Veziere schlossen sich, dem ausdrücklichen Willen des Kalifen gemäß, an, um den Zug zu verherrlichen, und die Mutter mußten vier vorangesprengte Reiter auf die erschütternde Freudenscene vorbereiten.

Noch hatte der Kalif eine Pflicht gegen die schwer beleidigte Enkelin des Kassera zu erfüllen? Sollte er sie sehen? Das beschämende Gefühl des Unrechts, und noch mehr seine neue Liebe geboten ihm das Gegentheil. Aber sie war seine Gemahlin und sollte es bleiben, wenn sie wollte, so leicht sich auch der mancher Förmlichkeit entbehrende Heirathsvertrag aufheben ließ. Giafar und Mesrur wurden also mit dem Befehl an die Prinzessin abgeordnet, ihr mit der Ankündigung ihrer Freyheit zugleich zu eröffnen, daß es bloß von ihrer Wahl abhänge, entweder als Gemahlin, oder als Tochter des Monarchen in dem Pallast zu leben, und alle mit diesem oder jenem Range verbundenen Auszeichnungen zu genießen.

Die schöne Enkelin des Kassera hatte wie eine Prinzessin geheirathet, und wie eine Prinzessin geliebt, und was sie während ihrer kurzen Verbindung mit dem Gewaltigen erfuhr, war gleichfalls von der Art, daß ihr die gegebene Wahl unmöglich schwer fallen konnte. Bezeugt, sprach sie zu den beyden Abgeordneten, bezeugt dem Beherrscher der Gläubigen, dem großen, dem gerechten Harun, wie sehr seine Gnade das Herz seiner treuen,

dankbaren und ehrfurchtsvollen Tochter gerührt habe.

Dem Himmel sey Dank! dachte der Kalif, als er die Botschaft vernahm, und vermählte im Herzen die wunderbarer Weise in seine Tochter verwandelte Gemahlin mit dem neuen Oberhaupt der Fürsten und der Emirs seines Reichs.

Yemaleddin genoß in den Umarmungen der wonneberauschten Mutter und der frohlockenden Schwester, die beyde ihm entgegen geeilt waren, das Entzücken des Wiedersehens und des höchsten und schnellsten Glückswechsels. Immer erneuerten sich die Ausbrüche gegenseitiger Zärtlichkeit, und mit jauchzendem Ungestüm trugen die beyden Frauen ihn gleichsam nach ihrer Wohnung.

In welchem Hause finde ich Euch, Ihr Theuren, Ihr Geliebten! sprach er beym ersten Tritt in dasselbe. Ach! diese Stelle ist es, von welcher man mich vor einem Monat hinwegriß, aber nicht mehr das vorige Haus, welches der Zorn des Monarchen zu schleifen befahl. Und doch zeigt diese unscheinbare Hütte in ihrem Innern noch mehr Pracht, als der verschwundene Pallast.

Leidiger Reichthum! antwortete Lelamain. Er erinnert uns nur an unser Elend, und ist zugleich ein Zeuge, wie tief dieses uns fallen ließ. Als man Dich, mein Sohn! von hier wegschleppte, welche Gräuel der Zerstörung mußten wir mit ansehen! Man zerschlug und vernichtete Alles, was wir unser nannten, und ließ uns nicht einen Krug, um Wasser zu holen. Kaum blieben uns einige Lumpen statt der Kleider. Aller Mittel zu unserem Unterhalt sahen wir uns beraubt, und Niemand war, der unsere Arbeit begehrte. Kurz, manche Bettlerin war reich gegen uns, und beynahe glaube ich, daß man sich von Thränen sättigen kann, weil der Hunger mich und Deine Schwester nicht aufrieb. Gestern kam ein Mann zu uns, der Zutulbe zur Frau begehrte, und sich erbot, acht tausend Zechinen Heirathgut, zu bezahlen. Er ist groß und hat ein majestätisches Ansehen. Aber leider ist er einer der räuberischen Araber aus der Wüste. Ich kannte den Vogel gleich an den Federn. Aber er bot achttausend Zechinen in einem Augenblicke, in welchem der letzte Bissen Brod im Hause aufgezehrt war. Er trieb mich, den Kadi zu holen, um den Heirathsvertrag auf=

zusetzen, und wenn gleich dieser, als ich ihm nach der Anweisung des Räubers zu kommen befahl, mich in's Narrenhaus sperren lassen wollte, so wurde er doch plötzlich die Höflichkeit selbst, und eilte so sehr, mir zu folgen, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, in die Bambuschen zu schlüpfen. Da es an Papier fehlte, so riß er ein Stück von seinem Faragi ab, um den Vertrag darauf zu schreiben, den Du, so wie den zerfetzten Amtsrock, noch hier sehen kannst. Wie er kam, so ging er, ohne sich nur einmal umzusehen, und auch mein neuer Eidam begab sich hinweg. Einen Augenblick nachher wimmelte das Haus von Mahlern, Vergoldern, Tapezierern und andern Arbeitern, die uns von einer Ecke in die andere trieben. Ich erkundigte mich bey Jedem nach dem Gewerbe meines Eidams, aber sie konnten, wollten, oder durften mir nicht sagen, was ich zu wissen verlangte. Man brachte ein kostbares Kästchen mit dem Brautschatze, das prächtige Hausgeräth, das Du siehst, Stoffe und Brokate im Ueberfluß, und endlich eine Mahlzeit, die kein König verschmäht haben würde. Wer war glücklicher, als ich? Aber um zehn Uhr kam der Polizeyrichter mit

dreyßig Fackeln und einer Wache von dreyhundert Mann, um den Räuber aufzuheben, und uns als Diebshehlerinnen zu behandeln. Wir wurden mit Schmähungen überhäuft, und erwarteten jeden Augenblick, daß die Rotte in das Haus eindrängen würde. Plötzlich, als ob die Räuber vom Himmel fielen, erschien mein Eidam auf der Terrasse des Hauses. Er stieg zum Fenster herein, aß, und trank, und küßte, und war so wohlgemuth, als ob die Leute vor der Thür, die ihn in Stücke zu hauen drohten, nur gekommen wären, um ihm ein Ständchen zu bringen. Als er sich zu Bette legen wollte, schien er des Lärms überdrüßig zu seyn, und trug mir auf, seinen Ring, auf welchem verschiedene Zeichen eingegraben waren, dem Polizeyrichter zu überliefern. Kaum hatte dieser den Talisman in den Händen, als es war, als ob ein Sturm die ganze Schaar gleich den dürren Blättern eines Baums verwehe. In wenigen Augenblicken war die Straße wie ausgestorben, und wir legten uns so ruhig nieder, als ob alles Vorhergegangene nur ein Kinderspiel gewesen wäre.

Diesen Morgen, als mein Eidam aufge=

standen war, und wir von dieser und jener Sache sprachen, erzählte ich ihm unser Unglück. Aber man weiß ja, daß diese Araber sich in Alles mischen, und daher wollte er anfänglich den Kalifen vertheidigen, und nachdem er sich von mir mit seiner eingebildeten Weisheit in die Enge getrieben sah, rannte er in der ausdrücklichen Absicht davon, den Kalifen eben so von seinem Unrecht zu überzeugen, wie er von mir davon überzeugt worden war. Und sogar verwenden will er sich bey ihm für uns. Was sagst Du, mein Sohn! zu einem solchen Beschützer und Fürsprecher? Indessen ganz schlecht ist der Mensch doch nicht, und ich habe mehr als einen Grund zu hoffen, daß wenn ihm der Himmel Zeit läßt, er sich noch bessert. Allein wenn er auch heute aufhört, ein Räuber zu seyn, so werde ich mich doch in meinem Leben nicht trösten können, daß Noth und Elend mich zwangen, einen Menschen von diesem Schlag in unsere Familie aufzunehmen.

Yemaleddin glaubte zu träumen, als er seine Mutter in vollem Ernst und ohne eine Spur von Geistesabwesenheit die abenteuerlichste Geschichte von der Welt erzählen hörte. Ein Räuber, der öffentlich und ungestört mitten

in Bagdad die außerordentlichsten Dinge von der Welt zu Stande bringt, auf dessen Ruf der Kadi barfuß erscheint, um einen Heirathsvertrag auf ein Stück seines zerfetzten Faragi zu schreiben, der eine Bettlerhütte in einigen Stunden in einen Feenpallast verwandelt, und endlich mit einem Ringe das wüthende Heer einer Polizeywache entwaffnet, gewiß, er mußte bey dieser Erzählung an Zauberey glauben, oder die mütterliche Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen. Indessen war die Verfolgung der Justiz, die mit einem so ganz ungewöhnlichen Nachdruck Statt fand, in seinen Augen immer ein höchst verdächtiges Zeichen gegen die Rechtlichkeit des räthselhaften Schwagers.

Mutter! sprach er endlich, was soll ich von Deiner Erzählung denken, in welcher Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit einander wechselseitig bestätigen und entkräften? Und was dachtest Du, meine Schwester einem Räuber zu geben?

Du hast es schon gehört, erwiederte die Mutter, daß das mächtigste aller Zwangsmittel, die Noth, mir keinen andern Ausweg übrig ließ.

Der Nichtswürdige, fuhr Yemaleddin fort, machte sich Euer Elend zu Nutz. Aber dem Himmel sey Dank, daß das Glück es uns möglich

macht, unsere alte Ehre auch von dieser Seite wieder herzustellen. Nichts ist so nichtig, als diese Heirath. Ich bin das Haupt der Familie, ohne dessen Einwilligung die Hand meiner Schwester nicht vergeben werden konnte, und bey der heiligen Kaaba, worin man den großen Propheten anbetet, schwöre ich, diesem verworfenen Räuber, wenn er frech genug ist, mir unter die Augen zu treten, den Namen meiner Schwester für immer aus dem Gedächtniß zu löschen.

Yemaleddin begleitete diese Drohung mit so funkelnden Augen, und legte die Hand mit so wilder Entschlossenheit an den Griff seines Säbels, daß die zärtliche Zutulbe noch mehr als bey dem Drohen der Häscher für das Leben des ihr so theuren Gemahls zitterte, und einer Ohnmacht nahe war.

Wahrlich, schrie die Alte, es gibt doch nichts Tückischeres, als das Glück. Heute läßt es den Kalifen Gerechtigkeit gegen Dich üben, und gestern führt es mir diesen Räuber, diesen Il Bondocani in's Haus, damit ich ihm in der Noth noch geschwind meine Tochter zur Frau gebe.

Ums Himmelswillen! rief Yemaleddin bestürzt, welchen Namen nanntest Du, Mutter?

Den Namen meines Eidams, erwiederte sie. Il Bondocani heißt er, Il Bondocani! Klingt Dir dieser Name so fremd?

Und Er, dieser nämliche Mann, fuhr Yemaleddin fort, Er hat meine Schwester geheirathet?

Du hast es schon gehört, antwortete Lelamain, kein Anderer, als er, ist Dein Schwager, und wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so glaube der Schrift hier auf dem abgerissenen Fetzen von dem Faragi des Kadi's. Steht hier nicht deutlich: Heirathsvertrag zwischen Zutulbe, Tochter der Wittwe Lelamain und dem Il Bondocani.

Yemaleddin las, und wie von einer höhern Macht ergriffen, stürzte er sich mit dem Gesicht auf den Boden. Lelamain brach in ein lautes Gelächter aus. O, rief sie, der Tapferste aller Helden, der Ritter, der gar nicht weiß, was Furcht ist, hier liegt er, und küßt den Staub! Unüberwindlicher! warum ziehst Du nicht den Säbel, um Deinen Schwager in die andere Welt zu schicken? O welch ein Mann ist mein Eidam! Sein Name selbst ist ein Held, der Alles niederschmettert. Wohl mir, wohl mir, daß ich ihn weiß! Laßt nur die längst erwartete Kara-

vane von Mekka kommen, und Ihr sollt sehen, ob nicht Indien, Armenien, Aegypten und Rumelien vor der alten, schwachen Lelamain die Knie beugen, und ihr Alles, was sie haben, ohne ein Kamehl zu behalten, zum Opfer bringen. Aber Du, zahm gemachter Löwe! liegst Du noch immer auf der Erde? Erhebe Dich, mein Sohn! weine und lache, zerraufe Dir Haare und Bart, zerfetze Deinen Rock, kurz, beginne alle möglichen Thorheiten! Kein Mensch kann es Dir übel nehmen, wenn Du närrisch bist, weil ich einen Namen nannte, bey welchem Niemand seiner Sinne mächtig bleibt. Und hätte ich vollends den Ring, der noch weit mehr Heulen und Zähnklappern und Hautschauern verursacht! Aber stehe endlich einmal auf, Oberhaupt der Fürsten und der Emirs! Ich befehle es Dir im Namen des Il Bondocani.

Ich gehorche, sprach Yemaleddin, ich gehorche dem Namen, dem die Erde gehorcht, und den alle Völker anbeten. Aber zugleich laß mich nicht vergessen, die wunderbare Fügung des Himmels zu preisen, der meine Schwester vom Staube auf den Thron erhebt, indem er ihr den König der Könige, den größten aller Regenten, den weisen und großmüthigen

Harun Alraschid zum Gemahl gibt. Du erstaunst, meine gute Mutter! Aber wisse, Il Bondocani und der Kalif sind Eine Person.

Und Deine Mutter, unterbrach ihn Lelamain, ist das unseligste Weib unter der Sonne! O in welchem Fluß soll ich mich ersäufen? Und gibt es keine Kluft mehr, wohin sich eine arme, alte verlorene Frau verkriechen kann? Abscheuliche Lästerungen gegen den Kalifen habe ich bey dem Il Bondocani ausgestoßen. Beschuldigte ich ihn nicht, um nur Ein Beyspiel anzuführen, mit dürren Worten der Tyranney und der Ungerechtigkeit?

Mutter! unterbrach sie Yemaleddin, war es durchaus Wahrheit, was Du dem Kalifen sagtest? Er ist zwar über alle Menschen erhaben, aber er bleibt doch ein Mensch, von dem sich, wie von allen, Böses sagen läßt.

Ach! nur zu wahr ist, was ich ihm sagte, erwiederte die Mutter. Ich erzählte ihm nämlich unsere Geschichte, und schilderte ihm mit den lebhaftesten Farben das uns widerfahrene Unrecht.

Du kannst also, sprach der Sohn, aus meinem Schicksal Dir das Deinige prophezeyen. Oder was kann es anders als eine Folge der

Wahrheiten seyn, die er von Dir hörte, daß er mich aus meinem Kerker entlassen, und mich zum Ersten der Fürsten, und zum Oberhaupt der Emirs ernannt hat? Diese Rache nimmt sich der große Mann für eine harte, aber heilsame Lehre.

In diesem Augenblicke erschien Mesrur, um den Kalifen anzumelden, und die gute Lelamain sah sich zitternd nach einem Schlupfwinkel um. Aber Sohn und Tochter hielten sie zurück. Fasse Dich, Mutter! sprach der neue Prinz. Vertrauen ist der erste Tribut, den man der Tugend schuldig ist, und Harun Alraschid ist weit über die gewöhnlichen Menschen erhaben.

Der Kalif trat herein ohne Gefolge, aber mit dem glanzvollen Prunk, der, wenn er gleich keine Würde verleiht, doch ihre Wirkung unendlich erhöht. Lelamain, Yemaleddin und Zutulbe berührten mit ihren Stirnen den Boden, aber mit huldvoller Herablassung hob der Monarch selbst sie auf.

Gute Mutter! sprach er zu Lelamain, hier siehst Du den Mann wieder, der Dir so viele Sorgen machte, und eben daher sich für doppelt schuldig erkennt, Dein ganzes Leben, das der

Himmel noch lange friste! von Allem, was man Sorge nennt, zu befreyen. Was bin ich der Mutter meiner Herzensgebieterin, der Mutter der unvergleichlichen Zutulbe, und des treuesten meiner Vertrauten, was bin ich endlich der weisen Lehrerin nicht schuldig, die mir über Fehler die Augen öffnete, deren Ablegung von nun an ein sehr ernstes Geschäft für mich seyn wird! Meine Besserung, fuhr er lächelnd fort, wird mir zugleich Verzeihung bey Dir für das Unrecht auswirken, das Dein Sohn durch meine Uebereilung erlitten hat. Sein zerstörter Pallast steige mit einer der jetzigen Würde des Besitzers angemessenern Pracht aus seinen Trümmern empor, und um den edlen Diener gleichsam durch die Bande des Bluts an mich zu fesseln, werde die liebenswürdige Enkelin des Kassera=Aposcheroan, die ich heute statt zur Gemahlin zur Tochter annahm, die Gefährtin seines Lebens.

Du, meine theure Zutulbe! schloß er, indem er sich gegen seine Gemahlin wandte, Du liebtest den Araber aus der Wüste mit einer Zärtlichkeit, die selbst dem Unglück, das ihn von allen Seiten zu bestürmen schien, Trotz bot. Mein Loos, wie es auch ausfalle, mit mir zu

theilen, war Dein fester Entschluß. Du kennst es nun, dieses Loos, und möchte nur ich des Glücks so würdig seyn, das ich von Dir empfange, als Du des Thrones bist, den ich von nun an mit Dir theile!

Das höchste Entzücken ist sprachlos, und in welchem Grade sich diese Erfahrung an der neuen Familie des Kalifen bewährte, kann man am sichersten aus dem Umstand abnehmen, daß selbst der guten Lelamain ihre Zunge den Dienst versagte.

Der Kalif ließ die beyden Frauen in eine Sänfte steigen, und begleitete sie, indem er zwischen dem Großvezier und Yemaleddin ritt, in seinen Pallast. Noch der nämliche Abend sah den neuen Günstling als den glücklichen Gemahl der schönen Prinzessin von Persien, und Volksfeste und Armenspenden theilten die Freuden, die im Pallast herrschten, der ganzen Stadt mit. Bald bezog Yemaleddin mit seiner Gemahlin seine neue Prachtwohnung, und die gute Lelamain hatte jetzt kein anderes Geschäft, als sich in ihrer Sänfte von der Tochter zum Sohn, und von dem Sohne zur Tochter tragen zu lassen, um unter den glücklichsten Kindern die glück=

lichste Mutter zu seyn. Hätte, als sie unter dem Thor der Moschee den Koran vorlas, und die Hartherzigkeit ihrer Zuhörer vergebens um ein Almosen anrief, hätte nur ein Einziger von ihrer Noth sich rühren lassen, Niemand hätte Wunder gerufen, und doch wäre ohne dieses Wunderrufen der Kalif nicht neugierig geworden. Ohne seine Neugierde hätte er das anmuthigste aller Wunder, seine angebetete Zutulbe, nie gesehen, und der arme Yemaleddin wäre als ein Lügenprophet um seinen Kopf gekommen. Aber eine höhere Hand lenkt über den Sternen die Ereignisse des Sandkorns, das wir Erde nennen, an Fäden, die zu fein sind, als daß das Auge des Staubbewohners sie gewahr werden könnte.

